UC-NRLF
*B 631 191

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Beiheft

zum

Militär-Wochenblatt.

Herausgegeben

von

v. Estorff,
Generalmajor z. D.

1893.

Inhalt:

Lebensbeschreibung des Generals der Artillerie Rudolf v. Roerdansz. Auf Anregung der Königl. General Inspektion der Fußartillerie verfaßt von Eck, Hauptmann und Kompagniechef im Garde-Fußartillerie-Regiment.

Berlin.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68–70.

U3
M4
suppl.
1893

Mein Distanzritt Berlin—Wien.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 7. Dezember 1892

von

Freiherrn von Reitzenstein,

Rittmeister im Kürassier-Regiment von Driesen (Westfälisches) Nr. 4.

Mit einer Steindrucktafel.

Nachdruck verboten. — Uebersetzungsrecht vorbehalten. D. Red.

Ich werde wiederzugeben versuchen, was mich bewegte, was ich erlebte und was mich zu handeln bestimmte, von dem Momente der Veröffentlichung der Proposition bis zum Passiren des Zieles in Florisdorf.

Die eingeflochtenen Betrachtungen sind rein subjektiver Natur und beanspruchen keinen anderen Werth.

Die Proposition zum Distanzritt dürfte allgemein bekannt sein. Es wird vielfach getadelt, die Proposition habe den militärischen Verhältnissen nicht genügend Rechnung getragen. Eine Proposition muß in erster Linie so gefaßt sein, daß durch eine genügende Anzahl Unterschriften das Unternehmen gesichert ist. Es fragt sich, ob dieses erreicht worden wäre, wenn Jeder sein Pferd hätte selbst verpflegen müssen und wenn eine Erkundung des Weges ausgeschlossen gewesen wäre.

Sobald man eine Proposition unterschreibt, erklärt man sich mit derselben einverstanden, das heißt, man nimmt den Kampf unter den gegebenen Bedingungen auf oder zahlt Reugeld. Erörterungen über das „Für" und „Wider" von Seiten der Betheiligten nach stattgefundener Entscheidung sind zwecklos. Niemand ist gezwungen, den Kampf aufzunehmen, der ihm ungleich erscheint oder welchen mit Erfolg durchzuführen er sich nicht gewachsen fühlt. Das Reugeld entbindet ihn von jeder Verpflichtung.

Kleinlich aber erscheint es für den Besiegten, nachträglich den Grund der Niederlage in der Proposition zu suchen.

Mit meiner Unterschrift vom 1. August d. J. stand ich auf dem Boden der Proposition. Ich war entschlossen, den Kampf um den besten Rekord aufzunehmen und durchzuführen.

Ich leugne nicht, daß auch mich die Frage bewegt hat, soll ich unterschreiben oder nicht.

Von dem Standpunkte des Rennreiters aus sagte ich mir „nein“. Ein guter Reiter nimmt nie mehr aus seinem Pferde heraus, als er zum Siege braucht; er kennt die Leistungsfähigkeit seines Pferdes, seine eigene Kraft, er sieht und beurtheilt seine Gegner während des Rennens, er überschätzt oder unterschätzt sie und ändert blitzschnell im entscheidenden Augenblick seine Taktik zu reiten und siegt, wenn auch nur um einen Kopf.

Ein Rennen über eine Entfernung von etwa 600 km aufzunehmen, eine Entfernung, über welche man die eigenen und des Pferdes Kräfte vorher nicht ausprobiren kann, besonders aber gegen Reiter zu kämpfen, die man nicht sieht, ist sportlich unmöglich.

Jeder müßte in solchem Falle sein Pferd auf Tod und Leben ausreiten, er siegt mit ungezählten Längen, wo er nur um einen Kopf zu siegen brauchte, er opfert unter Umständen sein Pferd, obgleich er nicht mehr gewinnen kann.

In einem ganz anderen Lichte erscheint die Proposition vom militärischen Standpunkte aus betrachtet. Hier gilt es nicht, ein Rennen zu reiten, um zu zeigen, daß das eine Pferd besser ist als das andere, sondern es wird von den Vertretern zweier verbündeter Armeen verlangt, zu beweisen, was Reiter und Pferd mit Aufbietung aller Kräfte zu leisten im Stande sind.

Nur in diesem Sinne wurde die Allerhöchste Genehmigung zu dem großartigen Wettkampfe gegeben, nur so konnte und mußte die Proposition aufgefaßt werden.

Wie aber die Aufgabe lösen?

Lange dachte ich darüber nach und kam immer wieder zu demselben Ergebniß.

Mit ×××*) entlassen, müssen Reiter und Pferd am Ziele zusammen stürzen, nur in diesem Falle wird die höchste Leistung erreicht sein.

Vor einer derartigen Lösung der Aufgabe schreckte ich zurück, weil ich mich derselben nicht gewachsen fühlte. Es dürfte wohl außerhalb der Grenze menschlicher Berechnung liegen, bei einem Ritte von nahezu 600 km seine eigenen und des Pferdes Kräfte so zu kennen und zu sparen, daß man gewiß ist, das Ziel zu erreichen und doch im Ziel das Letzte hergegeben zu haben.

Ankommen mußte man auf jeden Fall, sonst war der Ritt, vom militärischen Standpunkte aus betrachtet, werthlos. Alle Reiter, welche mit einem weniger guten Rekord das Ziel erreicht haben, rangiren vor denen, welche kurz vor Wien liegen geblieben sind, trotz einer bis dahin ausgezeichneten Leistung.

---

*) „×××“ militärische Bezeichnung für höchste Eile bei Ueberbringung einer Meldung oder eines Befehls.

Daß ein Reiten auf Tod und Leben von den Proponenten nicht beabsichtigt war, ergab die Aussetzung des hohen Konditionspreises. Es sollte durch denselben der Ueberanstrengung der Pferde eine Grenze gesetzt werden; man gab zu erkennen, daß die beste militärische und reiterliche Leistung von dem erreicht werde, welcher sein Pferd mit dem besten Rekord und in der besten Verfassung durchs Ziel brachte.

Dieses zu erreichen hatte ich mir vorgenommen, daraufhin allein mein ganzes Reiten eingerichtet. Daß ich es nicht erzielte, lag nicht an der Unzulänglichkeit meines Pferdes, sondern an den Fehlern, welche ich gemacht habe.

Im Distanzreiten ohne jegliche Vorschule, standen mir nur meine Manövererfahrungen zu Gebote. Von diesen bin ich ausgegangen, unterstützt durch die Ansichten über Training und Behandlung des Pferdes, welche ich mir durch meine zwölfjährige Thätigkeit im Renn- und Jagdsattel gebildet hatte.

Fast in jedem Manöver mit zwei aufeinander folgenden Biwaks sind die Pferde drei Tage und zwei Nächte ohne sonderliche Ruhe. Die den Vorposten zugetheilten Pferde sind sogar stets unter dem Sattel und selbst in der Nacht in Bewegung. Trotzdem ist ihr Zustand ein erträglicher und bleiben die Pferde leistungsfähig. Ich sagte mir, was würden die Pferde leisten ohne Gepäck, zumal wenn sie durch rechtzeitiges und häufiges Führen mehr geschont würden? Daß Pferde drei Tage und zwei Nächte unterwegs bleiben können, stand fest, es fragte sich nur, ob nicht die Magennerven bei vermehrter Anstrengung erschlaffen würden, so daß das Pferd das Futter versagte.

Die Magennerven werden weniger durch gleichmäßig andauernde, starke Anstrengungen angegriffen und in Mitleidenschaft gezogen als vielmehr durch innere Erregung, hervorgerufen durch Ueberanstrengung oder durch unruhiges Reiten.

Jede Erregung theilt sich in erster Linie dem Magen mit und übt hier zunächst ihren schädlichen Einfluß aus. Nichts bringt das Pferd schneller in der Kondition herunter und macht es in kürzester Zeit leistungsunfähig als forcirtes Reiten mit Peitsche und Sporen.

Möglichste Schonung des Pferdes und Vermeidung jeglicher Aufregung während des Rittes hielt ich für die wesentlichste Bedingung für eine glückliche Durchführung. Ich hielt an dem Prinzip fest, von dem Pferde immer nur Mögliches zu verlangen, vom Reiter scheinbar Unmögliches.

Nicht durch Verstärken des Tempos, sondern durch Abkürzung der Ruhe- und Einschränkung der Futterpausen wollte ich Boden gewinnen, lieber führen, als das Pferd im Stalle steif werden lassen. So dachte ich den Weg von Berlin nach Wien vor Ablauf des dritten Tages zurückzulegen.

Das Schwierigste war die Beschaffung eines geeigneten Pferdes. Ich war und bin auch heute noch der Ansicht, daß dieses nur unter dem Vollblut oder hochgezogenen Halbblut zu suchen ist.

Nur diese geben willig Alles her bis zum letzten Athemzuge, und wenn die Kräfte nachlassen, dann ist es nur das edele Blut, welches sie zu den letzten und höchsten Anstrengungen befähigt. Dafür haben meine Stute und viele hochgezogene ungarische Pferde den Beweis geliefert.

Gute Vollblutpferde dienen zum größten Theil als Luxuspferde oder zu Rennzwecken, sie sind an sehr gute Pflege gewöhnt, gehen vorzugsweise auf weichem Boden und sind nicht genügend abgehärtet. Für einen Distanzritt müßte man das Vollblut erst zum Soldaten- oder Arbeitspferde machen und es würde bei Weitem widerstandsfähiger und leistungsfähiger sein als jedes andere Pferd. Besser eignete sich schon ein Vollblut, welches als Jagdpferd dient. Es ist an schlechte Wege gewöhnt, oft den ganzen Tag unterwegs, durch Wind und Wetter abgehärtet und nicht so abhängig von der Futterstunde. Gute Jagdpferde sind selten und wer eins hat, verkauft es nicht, wenigstens nicht um 3000 Mark, die ich höchstens anlegen konnte.

Größere Jagdställe, aus welchen man ein Pferd hätte erstehen können, giebt es in Deutschland nicht. Ich wandte mich daher in dieser Angelegenheit an den Grafen Nikl. Esterházy nach Wien und schrieb ihm ungefähr Folgendes:

Ich habe zum Distanzritt genannt, ich will gewinnen und zwar wenn möglich auf einem Vollblutpferde. Ich halte dieses im Interesse der Vollblutzucht für wünschenswerth.

Ich glaube, daß es innerhalb der Grenze der Leistungsfähigkeit eines Pferdes liegt, drei Tage hintereinander je 200 km zurückzulegen. Ich beabsichtige, Tag und Nacht zu reiten, nur kurze Ruhe- und Futterpausen zu machen und hoffe vor Ablauf des dritten Tages in Wien zu sein.

Graf Esterházy schrieb mir zurück, daß er kein Pferd besitze, welches allen Ansprüchen genüge, daß er mir aber einen Vollblutschimmel von Waisenknabe, der in guter Wagenkondition sei, zur Verfügung stelle.

Inzwischen hatte ich durch den Stallmeister des Herzogs von Arenberg erfahren, daß in Gent eine englische Vollblutstute stehe, welche früher in England Jagd gegangen sei und als Reit- und Wagenpferd im Gebirge bereits größere Touren gemacht habe.

Nach der Beschreibung und der bisherigen Thätigkeit des Pferdes faßte ich großes Vertrauen zu demselben. Ich ließ es für mich fest machen, bis ich es selbst versucht hätte, was in den nächsten Tagen geschehen sollte.

Am 27. August erhielt ich die Nachricht, daß die Stute stark gedrückt sei und einen so empfindlichen Rücken habe, daß sie augenblicklich nicht zu reiten sei. Nunmehr schrieb ich an den Grafen Esterházy, er solle den Schimmel schicken, erhielt aber die Nachricht, daß derselbe schon verkauft sei.

Ich hatte nur noch zwei Tage bis zum Nennungsschlusse.

Auf Veranlassung Sr. Excellenz des Generals der Kavallerie Herrn v. Albedyll, der sich warm für die große Sache interessirte, fuhr ich am 29. August nach Belgien, um die Stute zu besichtigen.

Ich war entzückt über die Formen der Stute; gerade das, was ich suchte. Drei bis vier Zoll groß, stand sie da auf vier Säulen mit mächtiger, schräger Schulter, starkem, nicht zu kurzem Rücken, geschlossener Niere und einer Hinterhand, wo jede Muskel sagte: Und wenn der Boden noch so tief ist, ich komme durch. Ein trockener edler Kopf und ein lebhaftes Auge verriethen ein Feuer, welches, einmal entfacht, sich selbst verzehren mußte.

Ganz der Typus eines Vollblutpferdes. Die Beine trocken und klar, die Sprunggelenke wunderbar geschient, Fesseln und Hufe tadellos. Das Einzige, was ich auszusetzen hatte, war ein kurzer Hals verbunden mit einem nicht günstig angesetzten Genick.

Die Stute zeigte zehn Jahre. Ein Pedigree war nicht vorhanden. Nach einem Proberitte erstand ich sie um 1500 Francs und taufte sie nach meinem Manöverquartier „Lippspringe".

Es mußte mir natürlich daran liegen, die Herkunft der Stute nachzuweisen. Es ist mir dieses auch nunmehr gelungen. Die Stute ist eingetragen im englischen Stud-Book unter dem Namen Rotation, braune Stute, geb. 1882 von Siderolite a. d. Gyration. Sie war im Besitz eines englischen Offiziers und wurde vor drei Jahren im Tattersall zu London nach Belgien verkauft. Der letzte Besitzer war Herr van der Pohl in Gent.

Da ich während des Manövers keinen Urlaub nehmen wollte, so mußte ich den Training des Pferdes, das Studium des Kartenmaterials sowie Alles, was sich auf die Vorbereitung des Rittes erstreckte, während des Manövers vornehmen.

Am 3. September traf Lippspringe in meinem Quartier zu Steinheim i. Westf. ein. Gar bald stellte sich heraus, daß die Stute sich nicht putzen ließ und sehr empfindlich war.

Bei einem unter meiner Aufsicht angestellten Versuche ging sie hoch in die Raufe und biß sich mit den Zähnen fest. Ihren Namen Rotation verdiente sie mit Recht.

Es war mir bislang der billige Preis der Stute etwas Besorgniß erregend gewesen, ich war gespannt, mit welchem Uebel sie mich eines Tages überraschen würde. Jetzt war ich beruhigt. Um die Stute mit Striegel und Kardätsche nicht unnöthig zu quälen, ließ ich sie mit lauwarmem Wasser waschen und mit Flanellappen trocken reiben. Diese Behandlung that ihr sichtlich wohl, sie zeigte sich dankbar und wurde sehr bald ganz vertraut.

Von diesem Momente an ließ ich Lippspringe nicht mehr aus den Augen, ich futterte wenn irgend möglich selbst und widmete ihr meine ganze freie Zeit. Ich vertiefte mich in das psychologische Studium der Stute, eine zeitraubende, aber höchst interessante und dankbare Arbeit, welche unumgänglich nothwendig ist, um schnell und sicher das Vertrauen zwischen Reiter und Pferd herzustellen. Der Erfolg blieb nicht aus, ich erreichte nach Verlauf von 14 Tagen, daß die Stute mir folgte wie ein Hund anstandslos und treu selbst in der Dunkelheit.

Ich habe während des Rittes nach Wien nie am Zügel geführt, entweder ich ging vorauf, solange die Stute frisch war, oder hinterher, sie vorwärts treibend, bergab trabte ich meistens nebenher mit der rechten Hand einen Schopf Mähne erfassend.

Des Druckes wegen benutzte ich einen gut verpaßten Armeesattel ohne Woylach. Die gedrückte Stelle wurde so nicht belastet und heilte während des Gebrauchs des Pferdes durch Behandlung mit einer Queckſilberlösung. Nach Verlauf von drei Wochen war die Stute völlig druckfrei.

Große Sorge machte mir die Wahl des Hufbeschlages. Auf den steinigen Straßen im Gebirge war die Gefahr einer Sohlenquetschung groß. Ich entschloß mich, zum Schutze der Sohle eine starke Lederplatte unterzulegen, welche fest mit dem Eisen verbunden war, und ließ zur Vermeidung der Strahlfäule etwas Werg mit Holztheer zwischen Lederplatte und Hufsohle einlegen. Nach Verlauf von zehn Tagen schonte die Stute vorne links. Eine vermehrte Hitze im Huf war nicht zu fühlen und auch die Sehnen waren klar. Die Lahmheit verschwand zwar am nächsten Tage, aber die Stute ging klamm. Ich hatte wohl die Befürchtung, daß die untergelegte Lederplatte drücken könne, wollte mich aber nicht entschließen, den Beschlag zu ändern, bevor ich mir in der Lehrschmiede zu Berlin Rath geholt hatte.

Einen besonderen Training zur Muskelansetzung und zur inneren Entfettung habe ich mit der Stute nicht vorgenommen. Sie war nach ihrer bisherigen Verwendung in genügender Arbeit und völlig in Kondition. Ich ritt die Stute einmal zu einer Gefechtsübung, um mich zu überzeugen, wie dieselbe querfeld gehen würde. Im Uebrigen arbeitete ich sie täglich nach dem Einrücken einige Stunden auf der harten Straße und bemühte mich, ihr steifes Genick etwas durchlässiger zu machen und ihr eine Haltung zu geben, in welcher sie nach ihrem Gebäude ohne Zwang am besten zu gehen vermochte.

Aus der Haltung mußte sich das zweckmäßigste Tempo ergeben. Es stellte sich heraus, daß die Stute bei einem Trabtempo von 4 Minuten pro Kilometer in guter Gebrauchshaltung ging, und daß sie diese selbst bei einem Dauertrabe von 30 km ohne Schritteinlage nicht verlor.

Ich bemerke, daß die Stute ein weit schnelleres Tempo zu gehen gewöhnt war und daß sie den Kilometer in $2^2/_3$ Minuten zurücklegte, wenn sie ging, wie sie wollte. Bei einem Dauerritt ist ein solches Tempo natürlich ausgeschlossen. Selbst bei sehr guten elastischen Wegen, wo die Gelenke weniger angegriffen werden, wird bei einem starken Tempo infolge der erhöhten Muskelanspannung die Herz- und Lungenthätigkeit zu sehr in Anspruch genommen. Vom Herzen geht die Arbeit der Organe aus; ist die Herzthätigkeit unregelmäßig, so wird auch der Blutumlauf ein ungleichmäßiger sein, und die Organe arbeiten nicht richtig.

Bei einem Dauerritt müssen die inneren Organe möglichst geschont werden. Sind dieselben einmal durch Ueberanstrengung oder andere Ein-

flüsse in Erregung gebracht, das Pferd gleichsam inwendig erhitzt, so bedarf es geraumer Zeit zur inneren Beruhigung und Abkühlung, bevor das Pferd Futter nehmen darf. Zu früh gefuttert führt leicht Kolik und den Tod herbei.

Das Aussehen trügt, viele Pferde schwitzen immer, selbst bei der geringsten Anstrengung, andere wiederum fast nie. Es würde falsch sein, zu glauben, daß das Pferd mit dem Augenblicke innerlich abgekühlt sei, wo es sich äußerlich trocken und nicht mehr erhitzt anfühlt.

Es ist ganz etwas Anderes, ob ich eine Tagesleistung zu bestehen habe, wo ich erst nach Vollendung des Rittes futtere, oder eine Dauerleistung von mehreren Tagen, wo Futterpausen absolut erforderlich sind. Im ersteren Falle kann ich das Tempo verstärken bis zur höchsten Anspannung des Pferdes, ich habe ja am Ziele Zeit zur Abkühlung; in letzterem Falle würde es ein großer Fehler sein, weil zur jedesmaligen Auskühlung zu viel Zeit verloren geht. Was man also durch *stärkeres Tempo* an Zeit gewinnt, büßt man unmittelbar durch die *nothwendige, längere* Ruhepause an Zeit ein.

Der Kilometer zu 4 Minuten ist für einen Dauerritt ein recht gutes Tempo, über Exerzirtrab. Für meine Stute war es das gegebene.

Es giebt wenig Pferde, welche nach ihrem Gebäude und ihrer Schulung dasselbe Tempo gehen. In der Soldatenreiterei muß dasselbe ausgeglichen werden, die Leistungsfähigkeit des einzelnen Pferdes aber leidet darunter. Ich halte das Reiten in Gesellschaft während eines Distanzrittes aus diesem Grunde für fehlerhaft.

Nachdem ich mich mit dem Pferde vertraut gemacht und das Tempo festgelegt hatte, benutzte ich einen Marschtag zu einem *Proberitte*. Ich hatte noch keinen Anhalt für die Leistungsfähigkeit der Stute. Auch wußte ich nicht, ob ich selbst im Stande sein würde, Tag und Nacht durchzureiten, im Gebirge und auf Wegen, die ich nicht erkundet hatte.

Ich legte mir auf der Karte eine Schleife von 200 km mit zweimaligem Passiren des Teutoburger Waldes bis zu meinem nächsten Quartier. Ich merkte mir die Richtung und Abzweigungen der Straße, sowie die Reihenfolge der Städte und Dörfer mit ihren Abständen in Kilometerzahl, so daß ich während des Rittes keine Karte brauchte. Ich ritt um 8 Uhr morgens ab. Nach 50 km futterte ich etwas Brot und gab verschlagenes Wasser. Nach 100 km machte ich eine dreistündige Rast und futterte Hafer. Die zweiten 100 km legte ich darauf während der Nacht in einer Tour zurück und langte morgens um 3 Uhr ohne Unfall in meinem Quartier an, woselbst die Stute bis zum Nachmittage Ruhe hatte. Nachdem ich den Tag über manövrirt hatte, bestieg ich um 3 Uhr nachmittags die Stute und legte noch 50 km zurück. Die Stute war nach dieser Leistung ganz frisch, fraß 15 Pfund Hafer und legte sich sofort. Ich hatte somit nahezu 27 Meilen in 19 Stunden zurückgelegt, immerhin eine Leistung, wenn man

annimmt, daß diese Entfernung nicht auf der Rennbahn, sondern auf der harten Straße und zum Theil im Gebirge zurückgelegt wurde.

Nunmehr war eine feste Basis geschaffen. Es lag mir jetzt nur daran, das Pferd bei mäßiger Arbeit und gutem Futter in vollster Kraft gesund und frisch an den Start zu bringen. Wenn man aus einem Pferde etwas herausholen will, so muß man nicht allein etwas hinein futtern, sondern auch dafür sorgen, daß die Kräfte, welche sich in den Muskeln abgelagert haben, aufgespeichert bleiben und nicht durch angestrengte, bis zum Start ausgedehnte Arbeit verzehrt werden.

Solange die Stute in meinem Besitz war, ist sie nur von mir geritten worden. Dieses geschah nach den Uebungen vielfach in der Dunkelheit, um sie an die Nacht zu gewöhnen. Die Stute nahm sichtlich an Muskeln zu, sie fraß täglich 20 Pfund Haser mit einem Zusatz von Kleie und Bohnen.

Ich gewöhnte sie außerdem, jederzeit Brot zu sich zu nehmen, welches aus geschrotenem Haser, Mais und Eiern bestand. Ich führte von diesem Brote während des Distanzrittes einen eisernen Bestand von zwei Pfund mit. In Stockerau, etwa 20 km von Florisdorf, erhielt die Stute hiervon das letzte Stück in Cognac getränkt.

Nach Ablauf des Manövers fuhr ich am 24. September mit der Stute von Paderborn nach Berlin. Am 25. früh auf dem Potsdamer Bahnhofe angelangt, wurde der Wagen infolge falscher Weichenstellung vor meinen Augen auf einen stehenden Güterzug gefahren. Ein dumpfes Krachen und Zusammenstürzen im Wagen, ich lief hin, die armstarke eiserne Vorlegestange lag krummgebogen auf dem Boden. Die Stute war mit dem Kopf gegen die Stirnwand des Wagens geflogen, vorne links an der Sehnenscheide zeigte sich eine 1½ cm lange Fleischwunde, welche später in den Zeitungen vielfach irrthümlich als Sehnenblutung erwähnt wurde.

Beim Anführen zeigte die Stute keine Lahmheit, aber völlige Gleichgültigkeit. Im Laufe des Tages versagte sie das Futter, und auch am 26. nahm sie nur sehr wenig zu sich. Professor Dr. Möller von der Königlichen Thierarzneischule konstatirte Gehirnstörungen verbunden mit Kopfschmerz.

Ich ließ die Stute durch den Oberroßarzt Zeuner vom 1. Garde-Dragoner-Regiment behandeln. Die Besserung trat jedoch nur sehr allmälig ein, und ich war entschlossen, die Stute nicht zu starten, wenn sie nicht bis zum 30. September ihre gewöhnliche Ration zu sich nehmen würde.

Um die Stute nicht gänzlich aus der Arbeit zu nehmen, ritt ich sie täglich einige Stunden und erkundete die Gegend bis Lichtenrade. Schon auf dieser kurzen, gar keine Schwierigkeiten bietenden Strecke, stellte sich heraus, wie vortheilhaft eine vorherige Erkundung des Weges war. Ich habe bis Lichtenrade kein Pflaster passirt und sechs Minuten an Zeit gewonnen.

Nach Rücksprache mit dem Korpsroßarzt Köster ließ ich in der Lehrschmiede den Beschlag abnehmen. Hierbei stellte sich heraus, daß Erde und

sandige Bestandtheile zwischen Lederplatte und Hufsohle eingedrungen waren, sich dort festgesetzt hatten und so einen fortwährenden Druck auf die Sohle ausübten. Daher auch das Klammgehen. Die Stute wurde nunmehr nach Angabe des Korpsroßarztes Köster mit gewöhnlichen Hufeisen aus Feinkorneisen beschlagen. Dieser Beschlag hat sich ausgezeichnet bewährt. Das Feinkorneisen ist härter als Stahl, nutzt daher weniger ab. Es hat einen körnigen Bruch und wird durch die Abnutzung nicht so glatt wie das Stahleisen mit faserigem Bruche. Dagegen ist die Gefahr des Zerbrechens infolge der körnigen Struktur größer.

Auffallend ist es, daß die Hintereisen durch den Ritt mehr gelitten hatten als die Vordereisen; das rechte Hintereisen war völlig durchgelaufen. Es ist dies wahrscheinlich auf das Nachschleppen der Hinterhand bei eintretender Ermüdung zurückzuführen.

Der Zustand der Stute besserte sich von Tag zu Tag. Sie fraß zwar am 1. Oktober wieder 20 Pfund Hafer, machte aber dennoch keinen ganz frischen Eindruck.

Meinen eigenen Körper habe ich nur einem Lauftraining unterzogen. Die letzte Arbeit that ich am 1. Oktober. Ich ging von Potsdam nach Berlin und zwar 2 km Schritt, 1 km Eilschritt und legte die Strecke von 3½ Meilen in 4 Stunden 45 Minuten zurück.

Ich komme nunmehr zu meiner und des Pferdes Ausrüstung. Ich war bekleidet mit einem Wollhemde, einem seidenen Unterbeinkleid, wollenen Strümpfen, einer kurzen, nach englischem Muster gearbeiteten Reithose, einem Paar langen Stiefeln aus leichtem Kalbleder mit starken Sohlen, einem blauen Koller und einer Mütze. Anstatt der Reitpeitsche führte ich am rechten Handgelenk einen Krückstock, welcher mir beim Gehen, namentlich in der Nacht, große Dienste leistete.

Obschon der Druck gänzlich abgeheilt war, entschied ich mich für eine leichte Bockpritsche ohne Unterlegedecke mit Steigbügeln aus Aluminium. Der Rücken wird auf diese Weise weniger erhitzt, weil die Luft durch die Kammer des Sattels streichen kann. Der rechte Bügel war mit einer Vorrichtung zur Aufnahme der Laterne versehen. Die Sohle desselben war durch eine im Winkel nach vorne und außen stehende Schiene verlängert. Diese Schiene hatte am äußeren Ende einen Zapfen, auf welchen die Laterne geschoben wurde. Das Licht wurde auf diese Weise nach vorne vor das Pferd geworfen. Die Laterne selbst war eine Radfahrerlaterne mit Feder, wodurch der Stoß beim Reiten gebrochen wurde, so daß das Licht einigermaßen ruhig stand.

Als Zäumung benutzte ich eine gewöhnliche Marschhalfter, in welcher die Trense vermittelst eines Karabinerhakens befestigt war. Außerdem waren am Backenstück zwei nach oben und außen gebogene Haken angebracht zum Einhängen der Kantare. Mit einem Griff wurden die Gebisse gelöst, so

daß ohne Zeitverluſt getränkt und gefuttert werden konnte. Am Sattel befand ſich vorne eine Packtaſche und hinten zu beiden Seiten je eine Hufeiſentaſche.

Bei einem Ritte über 600 km Tag und Nacht giebt es Friktionen mancherlei Art, und wenn man auch nicht alle Fälle vorſehen kann, ſo hielt ich es doch für angezeigt, die nothwendigſten Sachen mitzunehmen, um einerſeits meinem Pferde unterwegs ohne Zeitverluſt einige Erfriſchung und Stärkung zu verſchaffen, andererſeits aber Unfälle, welche die Durchführung des Rittes in Frage ſtellen konnten, möglichſt ſofort unſchädlich zu machen.

In der Packtaſche befand ſich:

1 eiſerne Portion Brot (2 Pfund),
1 Fläſchchen Cognac,
etwas Karlsbader Salz.
etwas Salicylwatte,
1 Gazebinde,
1 Fläſchchen mit Jodoformkollodium,
etwas Hirſchtalg und
Salicylpulver.

Das Karlsbader Salz benutzte ich bei jedesmaligem Futtern als Zuſatz zur Beſchleunigung der Verdauung. Das Pferd verdaut ebenſo wie der Menſch am beſten in der Ruhe. Da ich die Ruhepauſen abkürzen wollte, ſo mußte die Verdauung beſchleunigt werden, wenn ich nicht Gefahr laufen wollte, daß das Pferd infolge von Entkräftung verſage oder an Kolik eingehe. Zu früh geritten iſt ebenſo gefährlich wie zu früh gefuttert.

In den beiden Hufeiſentaſchen befanden ſich:

1 Reſerve-Vordereiſen } aus Aluminium
1 Reſerve-Hintereiſen }
nebſt Hufnägeln und Schraubſtollen,
1 kleiner Hammer,
1 Zange,
1 Schraubſchlüſſel und
2 Strohſohlen.

Ich war im Hufbeſchlage ſo weit unterrichtet, daß ich ein verpaßtes Eiſen auf einen hergerichteten Huf ſchlagen konnte; dies iſt namentlich dann nicht ſchwer, wenn man wie beim Verlieren eines Eiſens die Nägel in die alten Löcher ſchlagen kann. Ein Vernieten iſt nicht einmal nöthig, das läßt man in dem nächſten Dorfe machen, man begnügt ſich mit dem Umbiegen der Nägel.

In der zweiten Nacht etwa 4 km vor Caslau verlor ich das linke Hintereiſen, ich erſetzte daſſelbe ſofort, verlor kaum zehn Minuten Zeit und konnte weiterreiten. Schraubſtollen und Strohſohlen habe ich nicht eingeſetzt, da es nicht regnete und die Wege im Gebirge infolge deſſen nicht glatt waren.

Digitized by Google

Außerhalb an der linken Hufeisentasche befand sich ein kleiner Schwamm einkarabinert, den ich je nach Bedürfniß benutzte, um das Pferd durch Auswischen des Gaumens und der Nüstern sowie durch Befeuchten der Stirn mit kaltem Wasser zu erfrischen.

Es erwies sich dies als äußerst vortheilhaft; ich vermied dadurch das häufige Tränken, und das Pferd fand sich jedesmal von Neuem gestärkt.

Vorne rechts am Sattel hingen meine Sporen.

Beide Hinterbeine waren mit Streichlappen versehen, an der Innenseite, wo sie mit dem Haare in Berührung kommen, mit dünnem Lackleder abgefüttert. Dieses ist nothwendig, sonst setzt sich bei schlechten Wegen der Schmutz fest, und die Lappen scheuern; man führt also das herbei, was man eigentlich verhüten will.

Meine Uhr hatte ich zwischen den Pferdeohren am Hauptgestell der Halfter mittelst einer Schlaufe befestigt. Ich behielt so während des Reitens die Uhr stets im Auge und den Blick auf den Weg gerichtet, den ich reiten mußte. Nur bei Nacht führte ich dieselbe am linken Handgelenk. Es mag dies wie eine Spielerei klingen; wer aber den Weg geritten ist, wird mir zugeben, daß es wegen der vielen Steine absolut nothwendig war, immer vor sich durch die Pferdeohren auf den Weg zu sehen.

Das Gewicht des Sattels mit Ausrüstung betrug 12 kg, mein eigenes 62 kg, im Ganzen also 74 kg.

Einen Pferdepfleger nach bestimmten Orten vorauszusenden, hielt ich nicht für zweckmäßig, man bindet sich dadurch an einen Ort und macht sich abhängig; der Zustand des Pferdes allein muß den Reiter bestimmen, zur geeigneten Zeit eine Ruhepause eintreten zu lassen.

Eine Erkundung des Weges unternahm ich aus Mangel an Zeit nicht, dagegen beschäftigte ich mich eingehend mit dem Studium der Generalstabskarten. Ich prägte den Weg derart meinem Gedächtniffe ein, daß ich die Reihenfolge der Dörfer und Städte mit ihren Abständen nach Kilometern wußte. Ich habe während des Rittes nur selten einen Blick auf die Karte geworfen.

Gänzlich geirrt hatte ich mich jedoch in der Geländegestaltung. Ich hatte mir nach der Generalstabskarte ein Profil in 20 m-Schichtlinien entworfen. Bei einem Maßstabe von 1 : 100 000 läßt sich aber das Gelände nicht genau wiedergeben, und ich fand, daß das Bild, welches ich mir entworfen hatte, der Wirklichkeit durchaus nicht entsprach.

Um das Lausitzer Gebirge zu überschreiten, standen zwei Wege offen; der eine führt von Bautzen über Löbau, Zittau nach Niemes, der andere von Bautzen über Rumburg, Zwickau nach Niemes. Der erstere ist zwar um 7 km weiter, hat aber geringere Höhenunterschiede, da er größtentheils auf einem Plateau läuft, der andere dagegen zeigt bedeutende Steigungen und Senkungen, weil er verschiedene Querthäler durchschneidet.

Da der Weg über Zittau auch in besserem Zustande sein sollte, so entschloß ich mich für diesen. Eine Eintheilung des Weges nach Futter- und Ruhepausen habe ich nicht gemacht und mir nur vorgenommen, bis zur ersten Futterpause die Ebene völlig auszunutzen, d. h. in der Nacht vom ersten zum zweiten Tage die Gegend von Löbau zu erreichen.

Infolge der Unpäßlichkeit der Stute änderte ich am letzten Tage vor dem Start meinen Entschluß dahin, am ersten Tage eine geringere Anforderung zu stellen und nur bis in die Gegend von Bautzen zu gelangen, dort das Befinden der Stute abzuwarten und dann den kürzeren Weg nach Rumburg über das Gebirge zu nehmen.

Ich beging so einen großen Fehler, indem ich eine halbe Maßregel traf. Entweder ich hielt die Stute für nicht in Ordnung, dann durfte ich sie überhaupt nicht starten, oder ich hielt sie für gesund, dann mußte ich das thun, was ich theoretisch für richtig hielt, d. h. die Ebene völlig ausnutzen und innerhalb der ersten vierundzwanzig Stunden die größte Anzahl Kilometer zurücklegen.

Am 1. Oktober erbot sich ein Mitglied des deutschen Radfahrerbundes, Herr Gilsdorf aus Berlin, mich auf dem Ritte zu begleiten. Dieses Anerbieten war mir sehr willkommen. Ich habe aus seiner Begleitung manche Vortheile gezogen, namentlich in Bezug auf Bestellung von Unterkommen und Verpflegung für das Pferd.

Nach dem Loos mußte ich am 3. Oktober, 8^{50} vormittags starten. Mit nicht geringen Hoffnungen beseelt, führte ich am Morgen des 3. Oktober meine Stute zum Starte nach dem Steuerhäuschen.

Hier bildeten die vielen bereits gemeldeten Unglücksfälle den Gegenstand lebhafter Erörterungen über die Eintheilung des Rittes und die Art, zu reiten. Leicht wurde mir unter diesen Umständen das Abreiten von Berlin nicht. Ich konnte die Zeit des Startes nicht erwarten, und die Folge davon war ein falscher Start.

Um 8^{50} vormittags senkte sich die Flagge des Starters für mich zum zweiten Male, ich wurde entlassen und verschwand in dem feuchten Nebel des Tempelhofer Feldes.

Ich schlug die Richtung nach dem Bahnübergange an der Straße Tempelhof-Britz ein und erreichte auf einem Fußpfade am Scheitelberg vorbei südlich Mariendorf die Chaussee nach Lichtenrade. Ich vermied auf diese Weise das schlechte Pflaster Tempelhof—Mariendorf.

Obschon der Sommerweg sehr gut war, zog ich es doch vor, auf dem Rande des Chaussee-Oberbaues zu reiten, wo derselbe mit dem Sommerweg zusammenstößt, die Pferde gehen hier genügend weich, die Anstrengung ist geringer als auf dem Sommerwege, namentlich an Tagen, an welchen es geregnet hat, und man läuft nicht so leicht Gefahr, daß das Pferd sich etwas in den Huf tritt.

So trabte ich bis Dahlewitz, welches ich um 10^{15} vormittags erreichte. Auf dem Pflaster angelangt, sprang ich aus dem Sattel und ging im Eilschritt bis zum Südausgange; die Stute folgte mir willig, dann saß ich, um keine Zeit zu verlieren, in der Bewegung auf und setzte den Weg bis Zossen fort. Hier machte ich zum ersten Male von meinem Schwamme Gebrauch. Mit dem nassen Schwamm fuhr ich der Stute tief in den Gaumen, drückte denselben aus, wusch dann die Nüstern und kühlte die Stirn. Saufen ließ ich die Stute nicht.

Um 12^{25} nachmittags langte ich in Baruth an. Meinen Radfahrer hatte ich vorausgesandt, um am jenseitigen Ausgange lauwarmes Wasser mit Mehl bereitzustellen. Die letzten zehn Minuten ging ich, damit das Pferd verschnaufe und sich abkühle.

Die Stute zeigte äußerlich keine Erhitzung, auch keinen vermehrten Flankenschlag. Ich gab ihr einen halben Eimer warmen Mehltrank und erfrischte sie mit dem Schwamme. Hierauf setzte ich den Weg über Golßen, Luckau nach Kalau fort, welches ich um 4^{45} nachmittags erreichte.

Da ich in Kalau nach 100 km eine kleine Rast machen wollte, ging ich die letzten 3 km zur Auskühlung des Pferdes. Im „Hotel zur Sonne" erhielt das Pferd einen warmen Mehltrank und etwas Heu. Zur eigenen Stärkung nahm ich Thee mit rohen Eiern zu mir, studirte darauf die Karte und erkundigte mich bei den Landbewohnern, ob der Weg von Alt-Döbern über Bahnsdorf, Liske, Gr. Partwitz nach Hoyerswerda bei Nacht zu finden sei. Dies wurde entschieden in Abrede gestellt und es blieb mir nur übrig, den 6 km weiteren Weg über Senftenberg nach Hoyerswerda zu nehmen.

Um 6 Uhr nach einer Rast von $1\frac{1}{4}$ Stunden brach ich zu Fuß auf und bemerkte zu einigen auf der Straße stehenden Herren: „Wenn Sie hier bis 8 Uhr warten, werden Sie die ersten Oesterreicher sehen." Nach Passiren der Eisenbahn etwa 2 km südöstlich Kalau stieg ich zu Pferde und setzte den Weg über Mukwar, Alt-Döbern, Räschen nach Senftenberg fort.

Unweit Mukwar begegneten mir zwei Ungarische Husarenoffiziere, wahrscheinlich der Ober-Lieutenant v. Miklos und der Lieutenant v. Csávossy. Mit einem „Servus!" trabten wir aneinander vorüber. Ich war durchaus nicht erstaunt, da ich auf eine große Leistung von Oesterreichischer Seite her gefaßt war.

Während des Rittes nach Senftenberg überlegte ich mir, ob es nicht angesichts dieser Leistung angezeigt sei, bei meiner ersten Absicht zu bleiben und vor der ersten Futterpause die Gegend jenseits Bautzen zu erreichen. Die Oesterreicher hatten bis Berlin nur noch 115 km zurückzulegen. Da ich aber nicht wußte, wo sie die letzte Ruhepause gemacht hatten, so war eine Berechnung, wann sie ungefähr in Berlin eintreffen könnten, unmöglich, und ich blieb bei meinem Entschlusse, diesseits Bautzen zu bleiben. Um 9 Uhr

Digitized by Google

in Senftenberg angelangt, ließ ich mich durch den Ort auf den Weg nach Hoyerswerda führen. Der Mond schien hell und klar, und doch mußte man wegen der vielen losen Steine mit großer Vorsicht reiten, so daß ich erst um 10^{45} abends in Hoyerswerda anlangte. Am ersten Hause wurde ein Mann herausgeklopft, das Pferd mit dem nassen Schwamm erfrischt und nach zehn Minuten Aufenthalt der Weg über Särchen, Wartha, Königswartha nach Kl. Welka, 4 km diesseits Bautzen fortgesetzt.

In mäßigem Tempo mit Rücksicht auf den Zustand der Stute gelangte ich um $2^1/_2$ Uhr nachts nach Kl. Welka. Die Stute war ganz frisch, ich hätte nach meinem Gefühl noch gut zwei Stunden weiterreiten können und auch müssen, ich hatte aber meinen Burschen mit Futter nach Kl. Welka vorgeschickt, veranlaßt durch die Unpäßlichkeit der Stute, ein Fehler, den ich aus vorhin erwähntem Grunde sehr bereue.

In der Herrenhuter Kolonie bei Buck fand ich sehr gute Aufnahme. Die Stute, welche ich während der letzten 3 km geführt hatte, wurde mit verschlagenem Wasser vollständig abgewaschen, mit Flanelltüchern trocken gerieben und alsdann gänzlich mit Fluid eingerieben, namentlich auf dem Rücken, den Nieren und Muskeln, um diese geschmeidig zu erhalten.

Die Stute zeigte nach dieser Behandlung äußerstes Wohlbehagen, sie erhielt zuerst einen warmen Mehltrank und nach Verlauf von einer halben Stunde 12 Pfund Hafer mit einem Zusatz von Karlsbader Salz. Die Beine behandelte ich mit nassen wollenen Bandagen, zur Auskühlung der Hufe verwendete ich starke, nach der Form des Hufes geschnittene Filzplatten, welche, in Wasser getränkt, um die Fesseln geschnallt wurden.

Die Fleischwunde an der Sehnenscheide wurde ausgewaschen und mit Jodoformkollodium bestrichen. Unterdessen war für mich der Thee bereitet, welchen ich in großen Massen zu mir nahm, dazu etwas Fleisch. Um nicht steif zu werden, ließ ich mir die Beinmuskeln und den Rücken mit Fluid einreiben, ging dann wieder in den Stall, beobachtete die Stute, zog die Stiefel aus und legte mich einige Zeit hin, ohne jedoch zu schlafen.

Nachdem die Stute ausgefressen hatte, ließ ich satt tränken und brach nach einer Ruhepause von drei Stunden um 5^{40} vormittags auf.

Ich schlug den Weg über Temnitz, dann Bautzen links liegen lassend über Groß-Postwitz, Worbis nach Neu-Salza ein, welches ich gegen 9 Uhr erreichte.

Von Klein-Welka aus führte ich so lange, bis bei der Stute die Verdauung eingetreten war. Die Wirkung des Karlsbader Salzes machte sich bereits nach 20 Minuten bemerkbar.

Die Stute befand sich ganz frisch, trotzdem sie innerhalb 24 Stunden, $4^1/_4$ Stunden Ruhepause eingerechnet, 200 km zurückgelegt hatte.

Unweit Worbis waren die Steigungen so bedeutend, daß mein Radfahrer nicht folgen konnte, er benutzte die Eisenbahn und traf mich in Weißwasser wieder.

In Neu-Salza angelangt, wurde mir gesagt, daß die meisten Herren den näheren Weg über Fichtelschenke, Froschmühle nach Alt-Georgswalde geritten seien, ich ließ mich darauf ein, fand aber zu meinem größten Schrecken, daß der Weg sehr felsig und für eine schnellere Bewegung absolut ungeeignet war.

Hätte ich vorher erkundet, ich wäre den Weg nicht geritten, sondern auf der Chaussee geblieben.

Ich setzte den Weg über Rumburg, Niedergrund nach Zwickau fort.

Zwischen Rumburg und Zwickau war die Straße sehr ausgefahren, ein Sommerweg war nicht vorhanden, die Steigungen und Senkungen wurden erheblich, jetzt begann die Hauptschwierigkeit, die Eintheilung zwischen Traben und Gehen.

Bergauf traben, bergab gehen oder umgekehrt hätte zu viel Zeit erfordert; auch würde ich mit der vielfach empfohlenen Theorie, immer etwa 6 km zu traben, dann kurze Zeit zu gehen, nicht weit gekommen sein.

Ich habe es jedenfalls nicht gethan; bei starken Steigungen habe ich viel geführt, bei starkem Gefälle bin ich neben der Stute hergetrabt, mit der rechten Hand in die Mähne fassend. Im Uebrigen habe ich mich lediglich von dem Gefühl bestimmen lassen, ob es angezeigt war, abzusitzen oder weiterzutraben.

Spannte sich der Rücken ab und schleppte die Hinterhand, so sprang ich herunter, ging kurze Zeit, oft nur drei bis vier Minuten, saß dann auf und trabte weiter. Dieses wiederholte ich, so oft es angezeigt war.

Die Rückenmuskeln und das Rückenmark werden bei einem Dauerritt besonders in Anspruch genommen. Eine rechtzeitige Entlastung dieser Muskeln und eine Befreiung des Rückenmarkes von der stoßenden Bewegung des Reiters ist für die Leistungsfähigkeit des Pferdes von großer Bedeutung.

Wenn die Hinterhand noch so kräftig ist, der Rücken aber bereits so angegriffen, daß er den Schub aus der Hinterhand nicht mehr auf die Vorhand übertragen kann, so ist eben die Verbindung unterbrochen und die Vorwärtsbewegung hört auf oder wird doch sehr herabgemindert. Das Pferd kriecht dann mühsam auf der Vorhand weiter und schleppt die Hinterhand nach.

Von Niemes bis Weißwasser, wo ich um 4^{30} nachmittags eintraf, war der Weg recht gut.

Mein Radfahrer hatte bereits einen warmen Mehltrank für die Stute und für mich heißen Thee bereitstellen lassen. Auf der Post erwartete ich eine Depesche aus Berlin über den besten Oesterreichischen Rekord. Eine solche fand ich jedoch nicht vor, ich hatte aber bereits von einem Oesterreichischen

Kameraden erfahren, daß der Rekord des Oberlieutenants v. Miklos 74 Stunden betragen solle. Genaues wußte Keiner. Ich hatte bis jetzt zu einer Strecke von 271 km 31 Stunden 40 Minuten gebraucht; mein Pferd war ganz frisch. Ich hatte noch etwa 300 km zurückzulegen; dieses glaubte ich in 37 Stunden leisten zu können, um mit einem Rekord von 69 Stunden in Wien einzutreffen.

Nach einstündiger Rast um 5^{20} nachmittags brach ich auf über Jung-Bunzlau, Zawadilka nach Nimburg, welches ich gegen 11 Uhr abends erreichte. Die Stute erhielt einen warmen Mehltrank und etwas Brot.

Nach kurzem Aufenthalte verließ ich Nimburg und ritt über Kluk, Neudorf, Neu-Kolin nach Caslau. Von Kluk an wurde der Weg immer steiniger und schlechter, ich mußte viel führen und kam nur langsam vorwärts.

Erst 2 Uhr nachts erreichte ich Neu-Kolin. Hier hatte ich mir einen Wegweiser bestellt, welcher mich um 12 Uhr nachts an der Chaussee erwarten sollte.

Ich traf denselben nicht, wahrscheinlich infolge meiner Verspätung. Die Nähe der Elbe verursachte einen starken Nebel. Es wäre angezeigt gewesen, jetzt eine Futterpause zu machen und mit Tagesanbruch weiterzureiten.

Ich hatte aber meinen Burschen mit Hafer nach Caslau vorgeschickt, dieser zog mich an, und ich beging den großen Fehler, mich hierdurch bestimmen zu lassen, nach Caslau weiterzureiten.

Der Weg von Neu-Kolin nach Caslau war sehr ausgefahren, zum Theil frisch aufgeschottert. Infolge des herrschenden Nebels waren die Geleise kaum zu sehen, die Stute war fortwährend im Stolpern, und ich war gezwungen, den größten Theil des Weges zu Fuß zurückzulegen.

Etwa 4 km von Caslau trat die Stute in ein tief ausgefahrenes Geleise und riß sich das linke Hintereisen ab. Das Herausziehen der Nägel, das nothdürftige Unterschlagen des Reserveeisens erforderten 10 Minuten, und so langte ich erst um 6 Uhr früh in Caslau an.

Unwiederbringliche Zeit war verloren. Ich hatte von Neu-Kolin bis Caslau zu einer Strecke von 19 km nicht weniger als vier Stunden gebraucht, was bei Tage in $2^1/_2$ Stunden leicht zu leisten gewesen wäre.

Um die verlorene Zeit einzuholen, machte ich in Caslau statt drei nur zwei Stunden Rast und futterte 10 Pfund Hafer.

Die Behandlung des Pferdes war dieselbe wie in Klein-Welka. Etwas ermüdet, ärgerlich über mich selbst, warf ich mich aufs Stroh, ließ die Stute durch einen Beschlagschmied regelrecht beschlagen, nahm Thee und Eier zu mir und studirte die Karte.

Die Stiefel wagte ich nicht auszuziehen, weil mir die Füße angeschwollen waren.

Um 8 Uhr brachen wir auf über Goltsch-Jenikau, Habern nach Deutsch-Brod.

Die Stute war ganz frisch; als ich mit ihr im Laufschritt nach Deutsch-Brod herunterkam, sah man ihr nicht an, daß sie bereits 390 km zurückgelegt hatte.

Auf dem Marktplatze am Brunnen traf ich den Major v. Schmidt-Pauli und den Lieutenant v. Graevenitz; ich machte Halt, erfrischte mein Pferd mit dem Schwamm und setzte nach zwei Minuten Aufenthalt den Weg über Heiligen-Kreuz, Stecken nach Iglau fort, begleitet bis Heiligen-Kreuz vom Lieutenant v. Graevenitz.

Dieser erzählte mir, daß der Lieutenant Graf Königsmark vom Königs-Ulanen-Regiment und der Hauptmann v. Förster von der Luftschiffer-Abtheilung, welche am 3. Oktober um 6 Uhr bezw. 6^{50} vormittags gestartet waren, seit einer Stunde durchseien.

Jetzt sehnte ich meinen Radfahrer herbei. Seit Habern war er verschwunden, er konnte auf den schlechten Wegen im Gebirge nicht folgen und hatte es vorgezogen, die Eisenbahn zu benutzen. Endlich gegen 1 Uhr, etwa 3 km diesseits Iglau, kam er mir entgegen. Ich beauftragte ihn, in Richtung auf Stannern so lange weiterzufahren, bis er den Hauptmann v. Förster und den Lieutenant Graf Königsmark erreicht habe, womöglich auch festzustellen, wo dieselben die letzte Rast gemacht hätten.

Um meinen eigenen Rekord nicht zu verrathen, wählte ich den Weg um Iglau durch die Promenade. Am jenseitigen Ausgange machte ich Halt, verabreichte meiner Stute einen warmen Mehltrank und erfuhr durch einen Herrn, daß der Rekord des Lieutenants v. Miklos durch den Oberlieutenant Graf Starhemberg um einige Stunden geschlagen sei, um wie viel, habe ich nicht erfahren. Ich erwähne dies besonders, weil vielfach behauptet worden ist, ich wäre durch Depeschen des Deutschen Militärbevollmächtigten am Wiener Hofe, des Obersten und Flügeladjutanten Sr. Majestät Herrn v. Deines, über den Rekord des Grafen Starhemberg in Kenntniß gesetzt und veranlaßt worden, schneller zu reiten. Ich muß diese Behauptung entschieden in Abrede stellen. Ich habe überhaupt weder von Berlin noch von Wien eine Depesche erhalten. Den richtigen Rekord des Grafen Starhemberg, nämlich 71 Stunden 26 Minuten, habe ich erst durch meinen Radfahrer in Korneuburg, 11 km von Florisdorf, erfahren. Es war auch ganz gleichgültig, denn schneller konnte ich doch nicht reiten.

Nach einer Rast von 15 Minuten ritt ich um 1^{40} nachmittags weiter über Stannern, Lang-Pirnitz, Schelletau. Nach Verlauf einer Stunde berichtete mir der Radfahrer, daß er den Hauptmann v. Förster nicht spüren könne.

Mittlerweile hatte sich ein kalter Wind erhoben, die Steigungen waren sehr stark, ich mußte viel gehen.

Plötzlich hörte ich hinter mir, es war schon dunkel geworden, Hufschlag; es waren der Hauptmann v. Förster und Lieutenant Graf Königsmark.

Wir hatten uns gegenseitig verfolgt, die beiden Herren hatten vor Iglau in einem kleinen Wirthshause Halt gemacht, und während dieser Zeit war ich vorbeigeritten. Sie wollten in Mährisch-Budwitz Rast machen, da sie in der Nacht von Neu-Kolin aufgebrochen waren und bereits 127 km ohne Rast zurückgelegt hatten.

Da ihre Pferde schon Spuren von Müdigkeit zeigten, schlug ich ihnen vor, sich mir anzuhängen und mit mir nach Wien durchzureiten. Mit müden Pferden eine längere Ruhepause zu machen, hielt ich für zu gewagt.

Je schlechter und müder das Pferd wird, desto schneller muß man reiten, d. h. desto mehr muß man die Ruhepausen abkürzen, damit das Pferd nicht steif wird.

Der Vorschlag wurde angenommen und wir machten zunächst bei einem Wirthshause eine kurze Rast, gaben den Pferden etwas Heu und einen warmen Trank. Da ich seit 48 Stunden nur Thee und Eier, und seit morgens 8 Uhr überhaupt nichts zu mir genommen hatte, ging ich in das Haus, um ein Rebhuhn, welches mir ein Herr unterwegs gereicht hatte, mit den beiden Herren zu theilen. Ich bat den Radfahrer, bei der Stute zu bleiben. Plötzlich hörte ich draußen husten, ich stürzte hinaus, es war meine Stute.

Dicker weißer Schaum quoll ihr aus Maul und Nüstern. „Was ist mit der Stute geschehen?" „Nichts, sie hat Heu gefressen, und da sie Durst hatte, habe ich sie nochmals getränkt!"

Es herrschte ein kalter Wind, war die zu plötzliche Abkühlung schuld, oder hatte die Stute aus Versehen zu kaltes Wasser bekommen? Wer vermag es zu entscheiden!

Bisher hatte ich die Stute nicht aus dem Auge gelassen, jetzt, wo ich mich dem Ziele näherte und infolge der vermehrten Anstrengung doppelte Vorsicht geboten war, wurde ich meinem Prinzipe untreu. Die einzige Rettung erblickte ich im sofortigen Weiterreiten, um die Stute zu erwärmen. Schnell waren Maul und Nüstern ausgewaschen, und fort ging es.

Doch der Husten ließ nicht nach, ich hatte das Gefühl, als wollte die Stute stehen bleiben. Ich saß ab, erklärte dem Hauptmann v. Förster, daß ich den Ritt aufgeben müsse, und bat ihn, weiterzureiten.

Als ich einige Zeit geführt hatte, hörte der krampfartige Husten auf, die Absonderung des Schaumes verschwand, ich bestieg die Stute, und nach Verlauf von ½ Stunde ging sie so frisch wie vorher.

Der Weg war sehr ausgefahren, an der Seite lagen bald hier, bald da kleine Steinhaufen, welche im Dunkel der Bäume nicht zu sehen waren. Etwa 4 km vor Mährisch Budwitz stürzte Graf Königsmark über einen solchen Haufen.

Das Pferd hatte sich beide Kniee durchgeschlagen. Ich gab ihm mein Verbandzeug, unterstützte ihn, so gut es ging, und ritt mit dem Hauptmann v. Förster weiter.

Um 8^{30} abends passirten wir Mährisch Budwitz und langten um 12^{15} nachts in Znaim an. Ich kann mich auf die Einzelheiten des Rittes nicht mehr besinnen, ich weiß nur, daß das fortwährende auf die Erde Sehen, aus Furcht vor dem Stürzen, und das starke Gegenhalten mit dem Kreuz mir Schwindel und Kreuzschmerzen verursachten.

In dem Gasthause „Zu den drei Kronen" machten wir Halt, hier erfuhr ich von Oesterreichischen Kameraden, daß der Rekord des Oberlieutenants Grafen Starhemberg 71 Stunden betragen sollte. Die Herren waren uns in echt kameradschaftlicher Weise behülflich, wir gaben den Pferden einen warmen Mehltrank, etwas Brot in Cognac getränkt, leerten ein fröhliches Glas und setzten nach einer Rast von 15 Minuten vergnügten Sinnes den Weg über Oblaß nach Jetzelsdorff fort.

Ich hatte zur Zurücklegung der Strecke bis Florisdorf von etwa 80 km noch etwa 8 Stunden Zeit. Mein Pferd war frisch und in so guter Verfassung, daß ich berechtigte Hoffnungen für den Konditionspreis haben konnte. Die Oesterreichischen Kameraden wunderten sich über das gute Aussehen der Stute und erklärten, daß ich zwischen 6 und 7 Uhr morgens in Florisdorf eintreffen könne; dieses wurde auch von Znaim aus nach Florisdorf telegraphirt.

Als wir Jetzelsdorf erreichten, sah ich nach der Uhr, es war 2^{45} nachts, es herrschte ein starker Nebel, welcher dichter und dichter wurde, derart, daß man kaum fünf Schritte weit sehen konnte und selbst die Laterne vollkommen versagte. Die unzähligen Wagenrasten in Gestalt von kleinen Vertiefungen gaben der Chaussee ein wellenförmiges Gepräge. Meine Stute, die bisher wenig gestolpert war, verlor, da sie nicht sehen konnte, in den Vertiefungen die Beine, sie machte Fehler über Fehler, und nur die wunderbare Schulter bewahrte sie vor einem Sturz.

Ich hatte mich in Znaim nochmals nach der Karte vergewissert, daß ein Verreiten ausgeschlossen sei, wenn man immer geradeaus die große Straße hielt. In der Nacht in jedem Dorfe nach dem Wege zu fragen, hätte zu viel Zeit erfordert.

Ich ritt auf der linken Seite der Straße, der Radfahrer fuhr rechts vorwärts von mir, und der Hauptmann v. Förster folgte. So erreichten wir den Ort Grund. Nach der Karte geht die Straße nach Wien geradeaus, in Wirklichkeit biegt dieselbe jedoch beim Eintritt in das Dorf rechts ab und geht dann wieder geradeaus. Bleibt man auf der linken Seite der Straße und reitet geradeaus, so gelangt man auf die Chaussee nach Wullersdorf, wie es mir ergangen ist. Keiner von uns hatte bemerkt, daß eine Straßengabelung vorhanden war, der Nebel war so stark, daß man dies nicht bemerken konnte.

Da ich die Abstände der Dörfer zu einander wußte und in der Nacht stets durch den Radfahrer nach meinem Buche kontroliren ließ, so hätte sich

ein Verfehlen des Weges beim nächsten Dorfe bemerkbar machen müssen. Der unglückliche Zufall aber wollte es, daß die Dörfer auf dem falschen Wege ungefähr in denselben Abständen folgten wie auf dem richtigen. Von Grund aus mußten wir nach 3 km Schöngrabern erreichen, es war aber Wullersdorf. Dann mußte nach 2 km Suttenbrunn folgen, es war Schalladorf. Ich weiß genau, daß mir der Weg bis Schalladorf etwas weit vorkam, und äußerte dies auch zu dem Radfahrer. Das seitwärts der Straße gelegene Immendorf hatten wir infolge des Nebels nicht bemerkt. Da wir aber nach 2 km Ober-Hollabrunn erreichen mußten und wir auch in Wirklichkeit nach 2 km ein Dorf, nämlich Ober-Stinkenbrunn Nappersdorf passirten, so war ich beruhigt.

Bei Nappersdorf begegnete uns ein Mann, ich fragte ihn: „Wie weit ist es bis Stockerau?" „Acht Stunden!" war die Antwort, ich lachte und sagte: „Der Mann ist ein Czeche, er versteht uns nicht." Er wies uns mit der Hand den Weg, und wir trabten weiter. So gelangten wir über Kl. Stetteldorf nach Ober-Hollabrunn wieder auf die Hauptstraße.

Ich entsinne mich genau, daß wir in ein ziemlich gebirgiges Gelände kamen. Ich stieg zur Erholung des Pferdes ab, ging eine Zeitlang und wurde plötzlich von einem starken Schwindel erfaßt. Glücklicherweise war ein Haus in der Nähe, ich ließ mir kaltes Wasser über den Kopf gießen und eilte so erfrischt im Laufschritt meiner Stute nach, welche bereits einen guten Vorsprung gewonnen hatte. Der Weg wurde länger und länger. Endlich erschienen Häuser. Ich fragte einen Mann: „Heißt dieses Dorf Stockerau?" „Nein, Gr. Stelzendorf." Nun war es klar, daß wir uns verritten hatten. Statt 19 km noch 39 km vom Ziele; es war ein furchtbarer Schlag. Die Siegeszuversicht hatte mich von Znaim aus etwas gleichgültig gemacht, und die eingetretene körperliche Ermattung ist lediglich diesem Zustande zuzuschreiben.

Jetzt verspürte ich keine Anstrengung mehr. Ich sah auf die Uhr, es war 5^{50} vormittags.

War der Rekord des Lieutenants Graf Starhemberg 71 Stunden, so mußte ich in 2 Stunden 39 km zurücklegen. Dieses war angesichts der schlechten Straße und der Dunkelheit nicht möglich. Zeit war nicht zu verlieren, ich verschwand im Nebel, den Hauptmann v. Förster zurücklassend. Bei Schloß Schönborn vorbeireitend, fiel mir ein, daß mein Bruder einen Weg erkundet hatte von Unter-Mallebarn über Höbersdorf, Hängendes-Kreuz, dann ein Stück querfeld auf Hatzenbach, wo man einen guten Weg über Leitzersdorf, Wiesen nach Korneuburg fand und 4 km abschnitt.

Die Uhr zeigte 6^{15} vormittags. Ich konnte die 39 km in 2 Stunden 30 Minuten zurücklegen, wenn ich auf der großen Straße blieb und wäre trotz des Verreitens von dem Grafen Starhemberg nur um 21 Minuten geschlagen worden. Gelang es mir, den kürzeren Weg über Leitzersdorf

zu treffen, so war der Sieg nicht ausgeschlossen. Es gab also noch eine Möglichkeit, zu siegen. Zur ruhigen Ueberlegung war keine Zeit, es mußte gehandelt werden, und so ritt ich, vertrauend dem Glücke und in der Hoffnung, daß die Sonne den Nebel theilen würde, bei Ober-Mallebarn die große Straße verlassend auf Unter-Mallebarn.

Den Radfahrer entsandte ich nach dem Ziele, um sich genau nach dem Rekord des Grafen Starhemberg zu erkundigen und mir nach Korneuburg entgegenzukommen. Von Unter-Mallebarn ritt ich über Höbersdorf auf Hängendes-Kreuz, von hier aus querfeld in Richtung auf Hatzenbach. Der Boden war sehr weich, die Stute galoppirte, weil sie in dem tiefen Boden nicht traben konnte. Der Nebel theilte sich nicht, ich hatte keinen Richtungspunkt, gerieth zu weit links und stieß zwischen Hatzenbach und Senning auf den tief eingeschnittenen Mühlbach. Ein Durchreiten war zu gewagt, ringsum dichter Nebel; nicht wissend, wo ich mich befand, kam mir zum Bewußtsein, in welche Gefahr ich mich begeben hatte.

Ich sah ein, daß ich nicht mehr gewinnen konnte, es kam jetzt nur darauf an, das sehr angestrengte Pferd nach Florisdorf zu bringen und den zweiten Platz zu retten.

Ich ritt auf die Straße Senning—Stockerau zurück und erreichte mit einem ermatteten Pferde 7^{45} vormittags Stockerau, wo ich schon um 7^{10} vormittags sein konnte, wenn ich auf der großen Straße geblieben wäre. Ich machte Halt, gab der Stute verschlagenes Wasser und das letzte Stück Brot in Cognac getränkt, dann löste ich schweren Herzens die Sporen vom Sattel, schnallte sie an und saß auf. Die Stute war durch die kurze Rast schon steif geworden. Es schien mir unmöglich, in diesem Zustande noch 20 km zurückzulegen. Schließlich brachte ich sie in Gang und trabte durch bis Korneuburg. Hier erfuhr ich durch meinen Radfahrer, daß der Rekord des Grafen Starhemberg nicht 71 Stunden, sondern 71 Stunden 26 Minuten betrug.

Ich stieg ab, um die Stute zu schonen, sie fing an zu schwanken, sie war todmüde; sobald sie zum Stehen und zur Ruhe kam, mußte sie umfallen.

Ich sprang herauf, brachte sie in Trab, zum ersten Male, während des ganzen Rittes die Sporen gebrauchend, um die Stute zusammen zu halten, und ritt die letzten 11 km das Pferd ohne Peitsche nach Florisdorf.

Nur das edele Blut und der Nerv des Pferdes entschieden hier. Ein gemeines Pferd würde seinem Selbsterhaltungstriebe folgend stehen geblieben sein, es wäre passiv geworden und keine Macht der Erde hätte es vorwärts bewegt.

Aber nicht wie ein nasses Segel, sondern mit erhobenem Kopf und festen Tritten kam die brave Stute durchs Ziel, eine etwa 100 m vor dem Ziele aufgenommene Momentphotographie liefert hierfür den Beweis. Drei Minuten nach Passiren des Zieles legte sich Lippspringe erschöpft auf die Straße.

Es war gewiß zu viel gewagt, daß ich die große Straße bei Ober-Mallebarn verließ. Bei ruhiger Ueberlegung hätte ich mir sagen müssen, daß die Sonne im Spätherbste vor neun Uhr nicht die Kraft hat, den Nebel zu theilen.

Die Stute, welche mehrere Stunden auf der Straße liegen blieb, wurde am Nachmittage in den Stall gebracht. Sie stand in der Nacht auf und nahm etwas Mohrrüben und Hafer zu sich. Auch am nächsten Tage fraß sie, und es hatte den Anschein, daß sie die Anstrengungen überstehen werde.

Am zweiten Tage stellte sich Fieber ein, die zugezogenen Thierärzte konstatirten Lungenentzündung, an welcher die treue Stute trotz sorgfältigster Pflege einging.

Der Keim zu dieser Lungenentzündung ist gelegt worden in der letzten Nacht, als der Husten eintrat. Die vermehrte Anstrengung durch das Verreiten und schließlich das lange Liegenbleiben auf der zugigen Straße haben gewiß dazu beigetragen, daß sich aus einer starken Erkältung der Luftwege eine schwere Lungenentzündung entwickelte.

Die Stute hatte innerhalb 73 Stunden 6 Minuten, das Verreiten eingerechnet, wenigstens 597 km zurückgelegt, hiervon zwei Drittel des Weges auf schlechter Straße im Gebirge. Sie ruhte nur acht Stunden und erhielt während dieser Zeit nur zweimal je zehn bis zwölf Pfund Hafer und nach Bedürfniß mehrmals lauwarmen Mehltrank zur Beruhigung des Magens.

Der Ritt fand unter so absonderlichen Wegeverhältnissen statt, daß die Leistung des Pferdes um zehn Prozent höher anzuschlagen ist, als wenn dieselbe Strecke auf gutem Wege in der Ebene zurückgelegt wäre.

Mein eigenes Befinden war nach dem Ritte durchaus wohl. Ich hatte mich nicht durchgeritten, nur die Füße waren etwas angeschwollen. Der Schwindel, welcher mich unterwegs hier und da, namentlich in der Nacht überfallen hat, ist hauptsächlich der starken Anstrengung des Kreuzes zuzuschreiben. Die Stute war nicht genügend durchgeritten, hatte eine ziemlich harte Bewegung und war besonders in der Nacht, wo sie vermehrte Gehlust zeigte, schwer zusammenzuhalten.

Ich trabte durchweg leicht bis Mährisch Budwitz gleichmäßig wechselnd rechts und links. Von hier an versagte der linke Hinterfuß infolge der mangelhaften Durchbildung der Stute, und ich war gezwungen, den Rest des Weges fast ausschließlich den rechten Hinterfuß zum Vorwärtsschieben in Anspruch zu nehmen.

Aus einem Kampfe kann nur Einer als Sieger hervorgehen. Je heißer der Kampf, desto größer die Hochachtung vor dem Sieger, dem Grafen Starhemberg.

Es ist naturgemäß, daß ein so großartiges Unternehmen, wie der Distanzritt Berlin—Wien, Feinde und Verneiner findet.

Ein sportliches Ereigniß sollte der Ritt nicht sein, aber ein militärisches ersten Ranges, und das ist er gewesen.

Bislang hatte man über die Leistungsfähigkeit von Pferd und Reiter ganz andere Ansichten; man ahnte nicht, welch erstaunliches Ergebniß das harmonische Zusammenwirken von Reiter und Pferd, die Sparung und doch völlige Ausnutzung der Kräfte schaffen würde.

Die Waffe des Kavalleristen ist in erster Linie das Pferd.

Ein Soldat, der sich über die Leistungsfähigkeit seiner Waffe nicht klar ist, wird sie nie voll ausnutzen.

Die Prüfung des Pferdes im Dauerritt war ein militärisches Bedürfniß.

War die Prüfung ernst gemeint, so mußte man das Aeußerste verlangen. Verluste waren in diesem Falle nicht zu vermeiden.

Der Distanzritt hat gezeigt, was Mann und Pferd unter Aufbietung aller Kräfte zu leisten im Stande sind und worüber hinaus man ohne Gefahr nicht gehen kann.

Wenn die von sämmtlichen Herren geforderten Berichte verarbeitet sind, wird es sich zeigen, inwieweit die gemachten Erfahrungen militärisch verwerthbar sind.

Der Soldat soll seine Waffe in brauchbarem Zustande erhalten; das ist seine vornehmlichste Pflicht, er darf sich aber auch nicht scheuen, sie rücksichtslos einzusetzen, wenn die Verhältnisse es fordern.

Der Offizier auf Patrouille reitet schonend wie der Distanzreiter, solange er mit dem Feinde nicht in Berührung ist, er weiß ja nicht, wie weit ihn der Weg führt und welche Leistung er noch zu bestehen hat. Tritt er aber in Berührung mit dem Feinde, dann darf er sich nicht scheuen zur Erreichung seines Zwecks, sein Pferd rücksichtslos einzusetzen; der Verlust desselben gereicht ihm in diesem Falle nicht zur Schande.

Wie sich die Verhältnisse in einem Zukunftskriege gestalten werden, welche Anforderungen an die Kavallerie und namentlich an einzelne Offiziere herantreten, läßt sich nicht berechnen.

Von unschätzbarem Werthe aber ist es nunmehr, zu wissen, daß Pferde drei Tage und drei Nächte ohne sonderliche Ruhe, und ohne viel Futter zu sich zu nehmen, unterwegs bleiben können.

Die Früchte des Distanzrittes wird erst die Wirklichkeit, der Krieg, zeitigen, dann wird man sehen, ob der Nutzen den gebrachten Opfern entspricht.

Ich glaube, daß das Selbstvertrauen jedes Reiters angesichts dieser Leistungen bedeutend gestiegen ist. Jeder wird sich und seinem Pferde im Ernstfalle weit größere Leistungen zumuthen, als sie die Geschichte bisher aufzuweisen hat. Die Anforderungen in Bezug auf Aufklärung und Verfolgung werden ganz andere sein, als man sie nach den bisherigen Erfahrungen für möglich gehalten hat.

Wenn auch durch die Art der Proposition die Chancen zum Siege nicht für Jeden gleich waren, so wird doch, gerade weil unter verschiedenen Bedingungen geritten worden ist, die vergleichende Zusammenstellung der Leistungen um so interessanter und lehrreicher sein.

Es sind mehrere Herren ohne Pferdepfleger geritten, ein großer Theil hat nicht erkundet. Diese haben den Ritt entschieden militärisch durchgeführt. Es wird sehr interessant sein, aus den Berichten zu ersehen, wie sich die Leistungen dieser Herren zu denen stellen, welche die weitgehendsten Vorbereitungen getroffen haben.

Abgesehen von dem allgemeinen militärischen Nutzen dürfte der Distanzritt ganz besonders für jeden einzelnen Reiter in moralischer Beziehung von unschätzbarem Werthe gewesen sein. Die körperlichen Anstrengungen der Friedenszeit sind namentlich für den berittenen Offizier gewöhnlich nicht derart, daß es einer besonderen Willenskraft bedarf, um seine Pflicht voll und ganz zu thun.

Wenigen nur ist es vergönnt, die beste Schule in dieser Beziehung, nämlich die des Steeple-Chase-Reitens, durchzumachen. Die meisten Rennen werden durch den Willen gewonnen.

Der Distanzritt aber bot Jedem Gelegenheit, seinen Willen zu üben. Fast Jeder hat mit Friktionen aller Art zu kämpfen gehabt, und Mancher, der mit einem schlechteren Rekord angekommen ist, hat vielleicht größere Anstrengungen zu erdulden gehabt und ist von nicht geringerer Energie und Willenskraft beseelt gewesen als die Sieger.

Möge das Beispiel, welches uns von Höchster Seite gegeben ist, Nachahmung wecken.

Ein fester Wille ist die Grundbedingung für einen guten Soldaten. Der Wille vermag Alles. Im Wollen stählt sich Kraft und Geist, und nur wer sich selbst verläßt, ist verlassen.

Die Verfolgung von Jena bis Prenzlau.

Ein Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 26. Oktober 1892

von

Oscar v. Lettow-Vorbeck,
Oberst a. D.

Mit einer Uebersichtskarte.

Nachdruck verboten. — Uebersetzungsrecht vorbehalten. D. Red.

Die Verfolgung von Jena nach Prenzlau gehört einer der denkwürdigsten, wenngleich auch traurigsten Perioden der Preußischen Geschichte an; dieselbe ist aber in hohem Grade lehrreich für den Militär, insofern als durch die Energie des Siegers fast die gesammte Armee des Gegners in Gefangenschaft gerieth.

Bei der mir gesteckten Zeit ist es nur möglich, eine Darstellung in großen Zügen zu geben. Ich werde jedoch die Punkte hervorheben, welche sich infolge der Foucartschen Veröffentlichungen aus den Französischen Kriegsarchiven wesentlich anders gegen die bisherige Darstellung gestaltet haben. Näher einzugehen beabsichtige ich nur auf die Thätigkeit der Französischen Kavallerie im Jahre 1806, einmal, weil die Reiterei vorzugsweise die Waffe der Verfolgung ist, und dann, weil hier der interessante Umstand vorliegt, daß die erheblichen Fortschritte, welche von der Napoleonischen Kavallerie auf dem operativen Gebiete, also in Betreff der Aufklärung vor der Front der Armee, gemacht worden sind, in den nächsten Jahrzehnten so gut wie verloren gingen. Das Verhalten unserer Reiterei im Jahre 1866 muß demgegenüber geradezu als ein Rückschritt bezeichnet werden. Dieser sehr auffällige Umstand erklärt sich zum Theil daraus, daß die Kenntniß der Einzelheiten vor den genannten Veröffentlichungen eine nur lückenhafte war. Dementsprechend ist manches früher ausgesprochene Urtheil über die Muratschen Divisionen zu berichtigen, und wenn z. B. von dieser Stelle vor zwei Jahren die Leistungen derselben für den heute zu behandelnden Abschnitt „bewunderungswürdig" genannt sind,*) so wird dieses Lob nach der folgenden Darstellung doch mancherlei Einschränkungen erfahren.

*) Militär-Wochenblatt. 1890. 10. Beiheft. Seite 413.

Um nun einen Maßstab für die Thätigkeit der Französischen Kavallerie zu gewinnen, sei es gestattet, einen kurzen Rückblick auf die der unsrigen in den beiden letzten Kriegen zu werfen.

Im Jahre 1866 folgten auf dem Vormarsche nach Königgrätz 41 Eskadrons, 30 Geschütze (6150 Pferde) des Kavallerie-Korps hinter der Armee des Prinzen Friedrich Karl. Dasselbe war der Fall mit der 24 Eskadrons, 12 Geschütze (3600 Pferde) starken Kavallerie-Division Hartmann der kronprinzlichen Armee. Am 1. Juli wurde unsererseits angenommen, daß sich der Gegner über die Elbe gezogen habe, während er in Wirklichkeit noch diesseits derselben stand und zwar am Mittag des 1. nur 3 bis 11 km von den Vorposten der I. und der Elb-Armee entfernt. Die Oesterreichische Nord-Armee hatte in der Nacht zum 1. Juli ihren Abmarsch unbemerkt angetreten, der Verbleib derselben wurde bei unserem Vorgehen am folgenden Morgen nicht festgestellt, obgleich vor der Front der einzelnen Divisionen 3 bis 4 Eskadrons, in Summe nicht weniger als 15¼ Schwadronen, ungerechnet die den Avantgarden zugetheilte Kavallerie, erkundeten. Nirgends wurden die feindlichen Vorposten durchbrochen und in Erfahrung gebracht, wo die Massen des Gegners standen. Dies wurde erst am 2. Juli durch die schneidigen Ritte des Majors v. Unger und der Lieutenants v. Heister und v. Bülow festgestellt.

Nach der Schlacht von Königgrätz wurden die beiden großen Kavalleriekörper zwar in die vorderste Linie genommen, ihre Thätigkeit blieb jedoch weit hinter dem zurück, was wir von derselben im nächsten Kriege erwarten.

Die Kavallerie-Division Hartmann lagerte am 5. Juli noch unmittelbar an dem von der Infanterie besetzten Pardubitz. Am vierten Tage nach der Schlacht stand dieselbe in Cerekwitz, nur 8 km vor dem V. Armeekorps. Durch ein am Abende noch 25 km weiter vorgetriebenes Detachement wurde zum ersten Male Fühlung mit den Kolonnen des Feindes bei Zwittau genommen. Die beiden Tage vorher hatten nur vorübergehende Berührungen mit kleinen feindlichen Kavallerie-Abtheilungen stattgefunden. Leider wurde die bei Zwittau gewonnene Fühlung am folgenden Tage infolge einer veränderten Marschrichtung der II. Armee wieder aufgegeben.

Die Leistungen des Kavallerie-Korps blieben hinter den eben genannten noch zurück. Die Elbe wurde erst am 6. überschritten und die Fühlung mit der Oesterreichischen Kavallerie des Prinzen von Holstein erst am fünften Tage nach der Schlacht gewonnen.

Im Jahre 1870 befanden sich auf dem Vormarsche nach Metz nur die Kavallerie-Division des Prinzen Friedrich Karl vor der Front; die der I. Armee folgte zuerst hinter der Front und ging dann auf den rechten Flügel. Aehnlich war das Verhalten der 4. Kavallerie-Division bei der III. Armee bis zur Schlacht von Wörth. Nach derselben wurde die Fühlung

mit dem fliehenden Feinde am Abend des 7. bei Zabern zwar gewonnen, aber sofort durch eine rückgängige Bewegung dauernd aufgegeben.

Nach den siegreichen Kämpfen um Metz auf dem Vormarsche nach Paris, auf welchem auf weite Strecken kein Feind mehr vorhanden war, zeigen die Skizzen vom 24. und 25. August des Generalstabswerkes die Kavallerie-Divisionen nur bis zu einem Tagemarsche vor der Front der Armee. Allein von der 4. Kavallerie-Division waren zwei Schwadronen des Rheinischen Dragoner-Regiments unter Major v. Klocke weit voraus, am 24. wurde das Lager von Châlons (55 km vor dem Gros der Division), am 25. die Gegend nahe von Reims erreicht. Die von der letzteren Aufstellung zurückgesandten Meldungen kamen nicht früh genug in das große Hauptquartier nach Bar le Duc, um auf den am Abend des 25. gefaßten Entschluß zum Rechtsabmarsch der Armee nach Sedan von Einfluß sein zu können. Der schwerwiegende Entschluß wurde vielmehr auf Grund von anderen Nachrichten, besonders infolge zweier über London aus Paris eingegangenen Telegramme,*) gefaßt. Der Abmarsch selbst sollte zwar erst stattfinden, wenn die weit in der neuen Richtung vorgeschobene Reiterei die Bewegung des Feindes auf Metz bestätigte. Da diese Meldungen der Kavallerie aber erst gegen Abend zu erwarten waren, so entschied sich der Kronprinz Albert von Sachsen bereits am 26. morgens, den Abmarsch mit der Maas-Armee anzutreten. Die Reiterei konnte daher nur noch die Richtigkeit dieser Maßregel bestätigen.

Ich wende mich nunmehr zu meinem eigentlichen Thema.

Der Ausgang der Schlachten vom 14. Oktober 1806 ist den Herren bekannt. Bei Jena wurde die Armee des Fürsten Hohenlohe bereits auf dem Schlachtfelde nahezu zertrümmert. In auseinandergehenden Richtungen gelangten die Reste bis zum anderen Morgen nach Buttelstedt, Sömmerda, Erfurt und darüber hinaus, also etwa einen halben bis ganzen Tagemarsch von der Ilm entfernt, bis zu welcher der Sieger gefolgt war. (Siehe Skizze.) Der Fürst selbst war die Nacht fast ohne Truppen umhergeirrt. Am Vormittage des 15. gelangte er nach Sondershausen. Sein Generalstabschef, Oberst v. Massenbach, hatte sich von ihm bereits bei Weimar getrennt.

Die Hauptarmee, welche bei Auerstädt gefochten hatte, gerieth in der Nacht zum 15. in einen gleichen Grad der Auflösung, obgleich von den fünf Divisionen nur drei in den Kampf eingesetzt worden waren. Als der König am Nachmittage des 14. den Rückmarsch nach Weimar anordnete, waren ihm die Ereignisse bei Jena gänzlich unbekannt. Er wollte beide Armeen bei Weimar vereinigen und es auf einen neuen Kampf ankommen lassen. Man setzte sich daher auf der über Apolda nach Weimar führenden großen Straße in Marsch. Kaum hatte man die Ilm bei ersterem Orte überschritten, als

*) Generalstabswerk II. 977 u. 981.

man auf den Feind ſtieß. Es wurde Kehrt gemacht und nun das Ziel auf Nebenwegen zu erreichen verſucht. Da auch Weimar vom Feinde beſetzt gefunden wurde, entſchloß ſich der König, nach dem nicht weniger als 6 Meilen von Auerſtädt entfernten Erfurt zu marſchiren. Als man dann endlich durch Offiziere der Hohenloheſchen Armee die Niederlage von Jena erfuhr, wurde die Marſchrichtung zum vierten Male geändert, die Armee ſollte ſich bei Sömmerda ſammeln, um von hier über Nordhauſen die ſchützenden Wälle von Magdeburg zu erreichen. Ein Blick auf die Karte genügt, um zu erkennen, daß der Marſch über Nordhauſen nicht nur ein erheblicher Umweg war, ſondern durch den zu damaliger Zeit ſehr unwirthlichen und unwegſamen Harz führte. Die wiederholt abgeänderten Befehle hatten die in der Nacht auf ſchlechten Wegen auseinandergekommenen Kolonnen zum Theil nicht erreicht, und ſo fand der Morgen des 15. die Hauptarmee ebenfalls ziemlich aufgelöſt an denſelben Orten wie die Trümmer des Hohenloheſchen Heeres. Der König ſelbſt war nach Sömmerda gelangt. Der Chef des Generalſtabes, Oberſt v. Scharnhorſt, hatte ihm infolge ſeiner Verwundung nicht zu folgen vermocht. Im Laufe des Tages ſammelten ſich bei Sömmerda gegen 10 000 Mann, über welche Graf Kalkreuth das Kommando übernahm. Der König, welcher an Napoleon Vorſchläge für den Abſchluß eines Waffenſtillſtandes hatte ergehen laſſen und zur Vermeidung von Störungen dieſer Verhandlungen befohlen hatte, daß die eigenen Truppen beim Zuſammentreffen mit dem Feinde nicht angreifen ſollten, begab ſich in der Nacht nach Sondershauſen. Von hier ſetzte er die Reiſe nach Magdeburg fort, das Kommando der Armee in den Händen von Hohenlohe und Kalkreuth zurücklaſſend, eine Zweitheilung, welche für den weiteren Rückzug nicht ohne Nachtheil blieb.

Wenden wir uns jetzt auf die andere Seite.

Napoleon hatte die Schlacht von Jena ſelbſt geleitet. Bei Capellendorf, in der Mitte zwiſchen Jena und Weimar, war die Entſcheidung gefallen. Der Kaiſer war der Ueberzeugung, die geſammte Preußiſch-Sächſiſche Armee völlig geſchlagen zu haben. Von der gleichzeitigen Schlacht bei Auerſtädt hatte er keine Kenntniß. Die Meldung über dieſelbe erhielt er erſt am Vormittag des 15. Oktober. Bis dahin wußte er nur, daß Davout allerdings auf feindliche Kräfte geſtoßen ſei, die ihn am rechtzeitigen Eintreffen auf dem Jenaer Schlachtfelde verhindert hatten. Von dem Umfange des Kampfes hatte der Kaiſer jedoch keine Ahnung. Bei Capellendorf befahl er die weitere Verfolgung. Auf dem rechten Flügel ſollte Soult auf Ulrichshalben, einen Ort zwiſchen Weimar und Apolda an der Ilm gelegen, vorgehen. Auf dem linken Flügel ſollte Murat mit der Reſervereiterei und Ney mit ſeinem Korps auf Weimar folgen. Beim Einbruch der Dunkelheit wurde der Ilm-Abſchnitt an beiden genannten Punkten erreicht. Murat ſchob noch eine Kavallerie-Diviſion 5 km auf der Straße nach Erfurt vor.

Napoleon hatte sich von Capellendorf nach Jena zurückbegeben, wo er das eingerichtete Hauptquartier vorfand. Am folgenden Tage finden wir ihn bereits um 3 Uhr morgens am Schreibtische, um die weitere Verfolgung anzuordnen. Im Allgemeinen glaubte der Kaiser, daß sein Gegner, dem erhaltenen Stoße folgend, bei Magdeburg versuchen würde, die schützende Elbe zu erreichen. Er hielt es jedoch für nothwendig, demselben für alle Fälle die direkten Straßen nach Berlin zu verlegen. Zu diesem Zwecke sollte Davout wieder nach Naumburg gehen und Bernadotte von Apolda aus in der Richtung von Querfurt vorgehen. Für die weiteren Befehle lag ihm von den am Tage vorher bis an die Ilm gelangten Verfolgungstruppen nur eine Meldung Murats vor, welche an der bezüglichen Stelle folgendermaßen lautete: „Ich lasse die Straßen von Erfurt und Buttelstedt bewachen, auf denen sich der Feind zurückgezogen hat. Morgen werde ich in aller Frühe meine Kavallerie sammeln und den Gegner energisch verfolgen. Ich wünsche nur zu wissen, auf welcher Straße, da er mehrere eingeschlagen hat.“ Der letzte Satz dürfte fast genügen, um zu zeigen, daß Murat der Aufgabe eines Führers größerer Reitermassen nicht gewachsen war. Die weitere Darstellung wird dies weiter erhärten, doch sei hier noch das Urtheil Napoleons über seinen Schwager angeführt. Dasselbe ist zwar den von ihm in St. Helena gemachten Aeußerungen (Biographie des Contemporains par Napoléon. Paris 1824) entnommen, welche im Allgemeinen nur mit großer Vorsicht zu benutzen sind; nachstehende Bemerkungen scheinen mir aber doch treffend: „Wenn ich Murat den Befehl ertheilte, 4000 bis 5000 Mann anzugreifen, so war dies im Augenblick ausgeführt; überließ ich ihn aber sich selbst, so war er ein Schwachkopf (imbécile) ohne Urtheil . . . Sein ungestümer Muth führte ihn mitten in die Gefahr. Ueber seinem Haupte erhob sich ein Thurm goldener Federn. Er war daher leicht an seinem Anzuge zu erkennen, und es war ein reines Wunder, wenn er der Gefahr immer entkam . . . Im Felde ein wahrer Paladin, etwas Don Quixote, im Arbeitskabinet verzagt, unbestimmt und ohne Urtheil.“

Der in Erwiderung des Muratschen Schreibens ertheilte Befehl enthielt folgende Stelle: „Was die vom Feinde genommene Richtung anbetrifft, so deutet Alles darauf hin, daß sie auf Erfurt (!) geht, denn wenn er nach Magdeburg will, so ist dies seine Straße“ — wir stoßen hier auf einen jener geographischen Schnitzer, wie sie sich nicht selten in französischen Befehlen finden —; „jedoch allein Ihre Kavallerie ist im Stande, darüber genaue Nachricht zu bringen. Sie müssen sich daher so bald als möglich auf Erfurt (!) in Marsch setzen, einen Theil jedoch auf Buttelstedt dirigiren. Der Kaiser denkt, daß der Feind von Erfurt die Straße nach Weißensee genommen hat.“

Der Marschall Ney erhielt gleichzeitig den Befehl, Murat als Unterstützung zu folgen.

Soult, einer der einsichtigsten und energischsten Marschälle, setzte nach eigenem Ermessen die am Tage zuvor begonnene Verfolgung am 15. morgens auf Buttelstedt fort.

Ehe wir Murat bei der Ausführung seiner Aufgabe begleiten, sehen wir erst, wie die ihm unterstellte „Kavallerieresерve" zusammengesetzt war. Dieselbe bestand aus drei leichten Regimentern, Husaren und Chasseuren, welche man eigentlich allein für den Aufklärungsdienst für befähigt erachtete. Murat ging in dieser Auffassung so weit, daß er zwei Tage später, am 17. Oktober, sich sogar das eine Chasseur-Regiment Neys erbat, um die Flanke besser aufklären zu können. Die Dragoner und Kürassiere, aus denen die außerdem zur Kavallerieresерve gehörigen sechs Divisionen bestanden, hielt man für diesen Dienst für ganz ungeeignet. Erst im Laufe des Feldzuges zwang die Noth, Dragoner in dieser Weise zu verwenden. Die zwei schweren Divisionen folgten jedoch stets am weitesten rückwärts und bildeten die eigentliche Schlachtenreiterei. Von den vier Dragoner-Divisionen war am 15. eine (Grouchy) noch nicht auf dem Kriegsschauplatze eingetroffen, so daß Murat bei Weimar in Summe nur fünf Divisionen vereinigte, übrigens ein Fall, welcher während des ganzen Feldzuges fast vereinzelt dasteht. Der Regel nach waren mehrere Divisionen zu anderen Armeetheilen abkommandirt. Die fünf Divisionen zählten zusammen 12450 Säbel, also fast so viel wie vier unserer heutigen Divisionen bei einer Stärke von 135 per Schwadron (12960 Säbel). Die den Divisionen beigegebene Artillerie war erheblich schwächer als heutzutage, sie bestand per Division nur aus drei Geschützen, also in Summe fünfzehn.

Die gesammte Kavallerie einschließlich der schweren scheint mit Karabinern bewaffnet gewesen zu sein.

Nach der von Murat gemachten Anfrage hätte man erwarten sollen, daß er wenigstens die Antwort würde abgewartet haben. Dies war jedoch nicht der Fall, er hatte sich mit der gesammten Kavallerie in Marsch auf Erfurt gesetzt und entsandte erst von hier eine Dragoner-Division der inzwischen erhaltenen Weisung gemäß nach Buttelstedt, wo sie unter den dauernden Befehl von Soult trat. Außerdem wurde eine Division (Klein) auf Weißensee vorgeschickt, wo dieselbe um Mitternacht im Rücken des bei Sömmerda stehenden Kalkreuth eintraf, ohne daß jedoch zunächst Einer die Gegenwart des Anderen ahnte. Im Uebrigen hielt Murat seine Reiterei östlich von Erfurt ziemlich zusammen, so daß es zwar mit der auf der anderen Seite der Festung eingetroffenen Division des Herzogs von Weimar zu Plänkeleien kam, die Anwesenheit derselben und ihr Abmarsch auf Langensalza aber nicht erkannt wurde. Nach den ihm zugegangenen Gerüchten vermuthete er dieselbe vielmehr am 16. im Marsch über Eisenach nach Langensalza; ihm war jedenfalls bekannt, daß der Herzog am 14. nicht mitgefochten hatte und sich auf dem Rückmarsche von einer jenseits des Thüringer Waldes

geführten Unternehmung befand. Murat hatte nun das große Glück, daß sich ihm in der Nacht zum 16. nicht allein die allerdings nur mangelhaft befestigte Stadt Erfurt ergab, sondern auch der gegen eine förmliche Belagerung eingerichtete Petersberg. Am 16. setzte der französische Reiterführer die Verfolgung nach Langensalza fort, einmal, weil er hoffte, hierdurch den Herzog von Weimar abzuschneiden, und weil sich ferner der König von Preußen allen Gerüchten zufolge mit einem großen Theile der Armee daselbst befinden sollte. Thatsächlich hatte der Glaube hieran bei den in Erfurt anwesenden preußischen Generalen bis zum Nachmittage des 15. geherrscht, bis ihnen der Befehl des Königs zuging, sofort nach Sömmerda aufzubrechen. In hohem Grade auffallend ist der späte Aufbruch der Muratschen Reiter. Erst um 1 Uhr nachmittags des 16. verlassen sie Erfurt und gelangen nicht vor Einbruch der Dunkelheit nach Langensalza, ohne Fühlung mit dem inzwischen nach Mühlhausen abmarschirten Herzoge gewonnen zu haben. Die Skizze zeigt die beiderseitigen Standpunkte am 16. abends.

Träger der Verfolgung an diesem Tage war Soult, welcher infolge einer Nachricht von preußischen Truppenansammlungen bei Sömmerda früh dahin aufbrach. Graf Kalkreuth war jedoch abmarschirt; Soult folgte ihm ungesäumt, obgleich er in Weißensee durch den General Klein von den Waffenstillstands-Verhandlungen hörte, welche Veranlassung gegeben hatten, daß es zwischen ihm und den Preußen nicht zum Kampfe gekommen war. Bei Greußen stieß der französische Marschall dann auf die ruhende Kolonne von Kalkreuth und zwang sie zu einem Nachtmarsch nach Sondershausen. Die übrigen für diesen Tag in der Skizze eingezeichneten Abtheilungen der Verbündeten hatten einen erheblichen Vorsprung gewonnen, was einerseits einen erneuten Beweis für die Marschleistungen geschlagener Truppen liefert, andererseits zeigt, daß die französische Verfolgung durch die Fehler Murats nur geringe Resultate gehabt hätte, wenn die bei Sömmerda gesammelten Truppen im Laufe des 15. Oktober weitermarschirt wären.

Am 17. setzte Soult die Verfolgung fort und veranlaßte Kalkreuth durch erneuten Angriff bei Nordhausen zu einem zweiten Nachtmarsche, welcher bei den schlechten Wegen des Harzes eine völlige Auflösung auf preußischer Seite hervorbrachte. Die noch vorhandenen schweren (12pfündigen) Kanonen wurden unter Blücher-Scharnhorst westlich um das Gebirge geschickt, ein Theil der Bataillonsgeschütze war nicht fortzubringen und blieb stehen. Immerhin wurde durch den Nachtmarsch ein so großer Vorsprung gewonnen, daß bis Magdeburg nur noch leichte Berührungen mit dem Feinde stattfanden. Die preußischen Kolonnen erreichten die starke Elb-Feste am 19. und 20. Oktober. Nur die Truppen Kalkreuths befanden sich infolge fehlerhafter Anordnungen desselben noch auf dem linken Elb-Ufer, um weiter unterhalb den Fluß zu überschreiten. Soult hatte bei Hadmersleben Halt gemacht. Ihm zur Seite bei Egeln zeigt uns die Skizze Murat, welcher, vom Kaiser über

die wahre Marschrichtung der preußischen Hauptarmee aufgeklärt, seit dem 17. vergeblich versucht hatte, an die Spitze der Verfolgungstruppen zu gelangen. Die von den Soultschen Truppen bedeckten wenigen Wege des Harzes verhinderten ein schnelles Vorwärtskommen. Die direkte Verfolgung gelangte somit vor Magdeburg zum Abschluß. Auf preußischer Seite hatte sich der König am 18. von Magdeburg nach Cüstrin begeben und den Oberbefehl über die Armee allein in die Hände des Fürsten Hohenlohe gelegt.

Sehen wir jetzt, wie der Kaiser die Zwischenzeit seinerseits benutzt hatte.

Napoleon hatte gleich anfangs die Absicht, mit der Masse der Armee, der Garde, den 4 Infanterie-Korps und der einen im Anmarsche begriffenen Kavallerie-Division Grouchy, den direkten Weg nach Berlin einzuschlagen. Die Entfernung dahin von Weimar ist um 100 km, also vier Tagemärsche kürzer als der Umweg über Magdeburg in dem Falle, daß die preußische Armee die Landeshauptstadt ebenfalls zum Marschziel gewählt hätte. Rechnet man einen Tagemarsch auf den Vorsprung, den die Preußen in der ersten Nacht gewonnen hatten, einen zweiten auf das Ueberschreiten der Elbe, so konnte der Kaiser den durch die Kämpfe am 14. stark mitgenommenen Truppen einen Ruhetag (für Davout bei Naumburg zwei) gewähren. Durch die Bewilligung eines zweiten stellte er das Ankommen in Berlin vor seinem Gegner in Frage, und doch war hiervon zugleich der Besitz der Oder abhängig, welche anderenfalls durch die früher in Berlin eingetroffene und von dort nach Cüstrin zurückgegangene preußische Armee, gestützt auf diese Festung und bei der sumpfigen Beschaffenheit der Ufer, leicht eine Zeit lang gehalten werden konnte. Wie sich noch zeigen wird, hatte der Kaiser die Schwierigkeiten eines Elb-Ueberganges unterschätzt, wobei zu bemerken ist, daß ihm die Anwesenheit eines frischen preußischen Korps von 16000 Mann bei Halle unter dem Herzog von Württemberg ganz unbekannt war.

Der Kaiser marschirte daher am 17. mit der Garde und Augereau nach Naumburg, wohin Lannes bereits am Tage vorher gegangen war; am 18. wurde der Marsch nach Merseburg fortgesetzt, während Davout die Richtung über Leipzig einschlug. In Merseburg erhielt der Kaiser die erste Kenntniß von dem am Tage vorher stattgefundenen Gefechte bei Halle, in welchem Bernadotte den zum Theil vor dem Saale-Defilee stehenden Herzog von Württemberg eine empfindliche Niederlage beigebracht hatte. Der Herzog, dessen Truppen sich seit dem 13. Oktober nach und nach bei Halle gesammelt hatten, war nach dem Gefechte nicht, wie man als selbstverständlich annehmen sollte, auf Wittenberg gegangen, um hinter dem starken Elb-Abschnitt den direkten Weg nach Berlin zu vertheidigen. Nein, er hatte sich über Dessau nach Magdeburg abgezogen, die Brücke bei Roßlau nur mangelhaft zerstört und die etwa erforderliche Verbrennung des festen Uebergangs bei Wittenberg einem jungen Offizier mit einer kleinen Abtheilung überlassen.

Da Napoleon aus den spärlichen Nachrichten von dem linken Flügel der Armee den Eindruck empfing, als wenn die Fühlung mit dem verfolgten Gegner verloren gegangen sei, befahl er Bernadotte, auf Aschersleben zu marschiren, um von dort über die Preußischen Kolonnen noch vor dem Erreichen der Elbe herzufallen. Als er sich am folgenden Tage in Halle von der Grundlosigkeit seiner Befürchtungen überzeugt hatte, erhielt Bernadotte die veränderte Richtung auf Bernburg—Barby mit der Weisung, daselbst eine Brücke zu schlagen. Der Elb-Uebergang trat hiermit in den Vordergrund der Operationen. Dadurch, daß die am 12. Oktober erbeutete Preußische Pontonkolonne Davout erst auf Leipzig nachgeschickt werden mußte und man den allerdings sehr schwerfälligen Französischen Brückentrain bei Naumburg zurückgelassen hatte, sah sich Napoleon in die Lage versetzt, wie im vergangenen Jahre an der Donau auf einen glücklichen Zufall zu rechnen, wenn er nicht Tage verlieren wollte. Am 20. hielt er daher voller Erwartung bei Halle mit der Garde, Augereau und der inzwischen eingetroffenen Kavallerie-Division Grouchy, an welcher der drei Stellen: bei Davout nahe von Wittenberg, Lannes bei Dessau oder Bernadotte bei Barby, es zuerst gelingen würde, einen Uebergang zu gewinnen bezw. herzustellen.

Von Halle aus wurde an Murat geschrieben, daß seine Rückkunft zur Hauptarmee erwünscht sei, vorausgesetzt, daß es ihm nicht möglich sei, die früher von ihm gemeldete Kolonne des Herzogs von Weimar abzuschneiden. Das Verhalten Murats nach dem Empfang dieses Schreibens ist in hohem Grade charakteristisch. Obgleich er unmittelbar vorher dem Hauptquartier gemeldet hatte, daß es ein Leichtes sein würde, Weimar den Rückzug nach der Elbe abzuschneiden, so läßt er diesen sofort aus den Augen und denkt nur an die Lorbeeren, welche ihm an der Spitze der Hauptarmee winken. Er marschirt daher am 21. früh auf Bernburg und erkundet mit Bernadotte die Elbe bei Barby behufs Herstellung einer Brücke.

Während Napoleon den Nachrichten von der Elbe am 20. in Halle mit begreiflicher Spannung entgegensah, traf am Nachmittage die Meldung Lannes' aus Dessau ein, daß sich die Roßlauer Brücke selbst für Artillerie wiederherstellen lassen werde. Hierauf marschirte der Kaiser am 21. morgens mit den bei Halle stehenden Truppen nach Dessau, mußte hier aber die Enttäuschung erfahren, daß die Fertigstellung der Brücke keinenfalls vor dem Nachmittage des folgenden Tages zu erwarten sei. (In Wirklichkeit wurde dieselbe erst zum 23. morgens fertig.) Als dann auch gegen Abend die Nachricht aus Barby eintraf, daß wegen Mangels an Material an einen Brückenbau nicht zu denken sei, schien ein längerer Zeitverlust an der Elbe fast unvermeidlich. In dieser unangenehmen Lage traf die durch den Umweg über Halle verspätete Meldung des Marschalls Davout ein, daß es ihm bereits am Vormittage des 20. gelungen sei, sich durch Ueberraschung in Besitz der Wittenberger Brücke zu setzen. Jetzt war der Entschluß des Kaisers schnell gefaßt.

Er selbst wollte am 22. nach Wittenberg marschiren und dort übergehen, während die Roßlauer Brücke Bernadotte und Murat zur Verfügung gestellt wurde. Mit dieser Anordnung war zugleich der Weitermarsch nach Berlin bezw. Potsdam eine beschlossene Sache, womit zugleich die Verfolgung der Hohenloheschen Armee zunächst ganz aufgegeben wurde. Thatsächlich hatte der Fürst am frühen Morgen dieses Tages, an welchem der Marsch nach Berlin beschlossen wurde, Magdeburg verlassen, um über Burg, Rathenow, Ruppin die Oder zu erreichen. Daß dieser Abmarsch auf Französischer Seite überhaupt gänzlich unbekannt blieb, dafür trifft in erster Linie Murat und Bernadotte die Schuld, welche bei Barby hinreichende Uebergangsmittel besaßen, um eine Beobachtung Magdeburgs auf dem rechten Ufer eintreten zu lassen. Aber ich stehe nicht an, in diesem Falle den großen Feldherrn selbst insofern eines Fehlers zu zeihen, als er eine solche Beobachtung nicht seinerseits eintreten ließ. Die bereits am 20. bei Roßlau über die Elbe gesetzten Truppen waren im Laufe des 21. auf eine Division und 3 Kavallerie-Regimenter des Lannesschen Korps verstärkt. Meiner Ansicht nach wäre es richtiger gewesen, diese Truppen auf Brandenburg statt über Wittenberg nach Potsdam zu dirigiren. Eine direkte Beobachtung der Preußischen Armee wäre dann eingetreten, und die von Potsdam wieder aufgenommene Verfolgung wäre nicht auf bloße Gerüchte hin, wie sich zeigen wird, erfolgt, sondern auf Grund bestimmter Meldungen der eigenen Truppen.

Wir sehen nun zwar Bernadotte bei Brandenburg eingezeichnet, jedoch erst für den 25., während Lannes zwei Tage früher, am 23., daselbst hätte eintreffen können, an welchem Tage die Truppen Hohenlohes erst Rathenow und Genthin erreichten und eine Seitenkolonne nahe bei bezw. sogar durch Brandenburg marschirte. Bernadotte war zuerst nach dem Uebergehen bei Roßlau angewiesen worden, auf dem Wege nach Wittenberg (!) zu lagern und weitere Befehle abzuwarten. Als dieser Marschall nun doch Mittel fand, bei Barby über den Fluß zu setzen, und seine Ankunft bei Zerbst meldete, erhielt er am 23. nachmittags 3½ Uhr den Befehl, auf Brandenburg zu marschiren.

Die für die Französische Armee zunächst ins Auge gefaßten Zielpunkte Berlin und Potsdam wurden in zwei starken Märschen am 24. Oktober erreicht. Am ersten Tage hatten die Korps von Davout und Lannes nicht weniger als 44 km bis Trebbin bezw. Belitz zurückgelegt; Murat kam trotz eines Marsches von 60 km am 23. nur bis Treuenbrietzen, und erst indem seine leichte Reiter-Brigade Lasalle am folgenden Tage eine fast gleiche Entfernung zurücklegte, gelang es ihm, mit dieser bei Charlottenburg die Spitze der Armee zu gewinnen.

Der Kaiser selbst hielt am 24. Oktober vormittags 11 Uhr seinen Einzug in Potsdam, und Alles spricht dafür, daß er seinen Truppen eine wohlverdiente Ruhe gewähren wollte. Der Marsch der Preußischen Armee war

ihm gänzlich unbekannt, an eine weitere Verfolgung derſelben über Berlin hinaus konnte er daher gar nicht denken. Da entſtand im Laufe des 24. in Potsdam das Gerücht von dem Marſch einer Preußiſchen Kolonne von Brandenburg über Spandau nach Stettin. Anſcheinend haben die Angaben eines bei den Vorpoſten angehaltenen Mädchens Veranlaſſung zu dieſem Gerüchte gegeben. Daſſelbe wollte am 23. das Einrücken einer Preußiſchen Kolonne, beſtehend aus allen Waffen, in Brandenburg geſehen haben. Es iſt möglich, daß Theile der rechten Seitenkolonne unter dem General v. Schimmelpfennig, welche an dieſem Tage aus der Gegend von Plaue in nördlicher Richtung marſchirte, die Stadt berührt haben. Das jedenfalls vorhandene Gerücht fand bei dem Marſchall Lannes ſolchen Glauben, daß er auf die Meldung ſeines gegen Spandau vorgeſchobenen 10. Huſaren-Regiments über ein Gefecht mit einer preußiſchen Kavallerieabtheilung nicht mehr zweifelte, daß dieſer Kampf nur dazu gedient habe, den Marſch der feindlichen Kolonne zu maskiren. Der Marſchall gab dieſer Ueberzeugung dem Kaiſer gegenüber in einem am Abend abgefaßten Schreiben Ausdruck, und dieſes war dann die Veranlaſſung, gegen Mitternacht den Marſch der leichten Brigade Laſalle und der Dragoner-Diviſion Grouchy auf Oranienburg für den 25. früh zu befehlen, um Näheres über den Marſch dieſer vermeintlichen Kolonne feſtzuſtellen. Natürlich mußten ſich die beiden franzöſiſchen Reitergenerale von der gänzlichen Grundloſigkeit des Gerüchtes überzeugen, als ſie gegen 1 Uhr nachmittags des 25. in Oranienburg anlangten. Vor ihnen war nur die 80 Reiter ſtarke Erkundungsabtheilung zurückgegangen, welche von dem Fürſten Hohenlohe längs der Havel auf Berlin geſchickt war und am Tage zuvor das Gefecht mit den Franzöſiſchen Huſaren bei Spandau gehabt hatte. Laſalle meldete das negative Ergebniß der Unternehmung, fügte aber hinzu, daß ſich anderen Gerüchten zufolge der Fürſt Hohenlohe allerdings von Magdeburg auf Stettin im Marſch befinden ſolle, nur einen weiter nördlich gelegenen Weg eingeſchlagen habe. Ziemlich zu gleicher Zeit mit dieſer Meldung ging im Hauptquartier zu Potsdam ein Schreiben Bernadottes aus Brandenburg ein, welches Aehnliches über den Abmarſch Hohenlohes aus Magdeburg mittheilte. Der Marſchall war ſo ſehr von der Wahrheit dieſer Nachricht überzeugt, daß er die Abſicht ausſprach, am anderen Morgen zur Verfolgung dieſer Kolonne aufzubrechen, wenn er nicht Gegenbefehl erhielte. Erſt jetzt am 25. abends faßte der Kaiſer den Gedanken, dieſen allerdings wahrſcheinlich gewordenen Marſch der Preußiſchen Armee nach der Oder, wenn möglich noch vor Erreichung derſelben zu unterbrechen. Bernadotte wurde die Ausführung ſeines Vorhabens geſtattet, der bereits vorgeſchobenen Kavallerie von Laſalle und Grouchy ſollte am anderen Morgen die Kavallerie-Diviſion Beaumont und das Infanterie-Korps Lannes von Spandau aus folgen, Murat erhielt den gemeinſamen Oberbefehl.

Von einem planmäßigen Vorgehen auf der kürzeren Linie über Berlin, um den Gegner von der Oder abzuschneiden, wie man bisher auf Grund der Dumasschen und der ihr folgenden Höpfnerschen Darstellung allgemein glaubte, kann nicht mehr die Rede sein. Die Verfolgung ist thatsächlich an der Elbe aufgegeben worden, und zuerst am 24. Oktober auf Grund eines falschen Gerüchtes wieder aufgenommen worden. Wenn hiernach das Verdienst des Feldherrn auch wesentlich beeinträchtigt wird und dem Glücke, welches den korsischen Emporkömmling so oft begünstigt hat, ein großer Theil an dem glänzenden Abschlusse des Feldzuges zufällt, so gebührt doch der Schnelligkeit, mit welcher der Gedanke erfaßt, und die Thatkraft, mit welcher derselbe von allen Betheiligten durchgeführt wurde, ein uneingeschränktes Lob. Dasselbe muß vor Allem auch dem Führer der Französischen Reiterei, Murat, zuerkannt werden. Derselbe begab sich noch am Abend halbwegs nach Oranienburg, und nachdem er die Meldungen der ausgesandten Erkundungen empfangen hatte, ordnete er für den frühen Morgen des folgenden Tages den Aufbruch der leichten Reiterei nach Zehdenick an, er selbst folgte etwas später mit den Dragonern von Grouchy. Der Französische Marschall hatte die Wichtigkeit des dortigen Havel-Ueberganges besser erkannt als sein Gegner Hohenlohe. In einem Kampfe, in welchem es gelang, den bereits im Abmarsche von Zehdenick befindlichen Theil der Schimmelpfennigschen Seitenkolonne zu zersprengen, gelang es den Französischen Reitern, sich der direkten Straße nach Stettin zu bemächtigen.

Wie hatte solches geschehen können? Wir wissen bereits, daß Fürst Hohenlohe am 21. früh Magdeburg verlassen hatte. Er war seitdem also fünf Tage gänzlich unbelästigt vom Feinde geblieben, gewiß das Beste, was einer auf dem Rückzuge befindlichen Armee passiren kann. Wenn derselbe nun bloß darauf bedacht gewesen wäre, so schnell wie möglich zu marschiren, so unterliegt es keinem Zweifel, daß er vor seinem Gegner die Oder erreicht hätte. Der Fürst ließ sich aber durch seinen Generalstabschef, den Obersten v. Massenbach, nicht nur zu einem Umwege über Rhinow—Wusterhausen verleiten, sondern konnte sich auch nicht zu dem bei der Französischen Armee üblichen Requisitionssystem entschließen, wobei man allerdings den an der Marschstraße gelegenen Ortschaften Alles an Vorräthen hätte nehmen müssen. Statt dessen wurden die Truppen behufs Verpflegung und Unterbringung täglich in sehr weitläufige Quartiere verlegt, wodurch Umwege entstanden und die Gesammtmarschleistung verringert wurde. Trotz dieser Fehler wäre der wichtige Punkt Zehdenick am 26. noch rechtzeitig von einem Theile der Hauptkolonne erreicht worden, wenn der für diesen Tag ausgegebene Marschbefehl nur ausgeführt worden wäre. Der Fürst hatte bereits um 9 Uhr vormittags seine Truppen westlich Gransee versammelt, als ihn Nachrichten über das Vorgehen feindlicher Kräfte über Oranienburg auf Zehdenick schon zweifelhaft in Bezug auf die Fortsetzung des Marsches machten. Ein Zusammentreffen mit

dem Feinde ſchien unausbleiblich. Als darauf nach längerem Zaudern ein Schreiben des Königs aus Cüſtrin eintraf, welcher jedes Engagement mit dem Feinde in Rückſicht auf die ſchwebenden Verhandlungen als nachtheilig bezeichnete, entſchloß ſich der Preußiſche Heerführer, den Kampf zu vermeiden und auf Fürſtenberg auszuweichen. Der Marſch dahin wurde angetreten.

Murat, welcher hiervon Kenntniß erhielt, war ſich des erlangten Vortheils wohl bewußt und beſchloß, ſeinem Gegner den Weg nach der Oder zu verlegen. Er brach zu dieſem Zwecke am 27. früh auf, ſchickte die leichte Kavallerie mit der Weiſung voraus, die von Fürſtenberg nach Stettin führende Straße ſowohl bei Boitzenburg wie ſüdweſtlich Prenzlau (ſiehe Nebenſkizze rechts) zu beſetzen und letzteren Ort zu erkunden. Murat ſelbſt folgte mit der Diviſion Grouchy, nachdem er die nachfolgenden Truppenbefehlshaber Beaumont und Lannes zur Eile angetrieben hatte. Bei Haßleben blieb der Franzöſiſche Reiterführer halten, um ſich je nach Umſtänden auf Prenzlau oder Boitzenburg zu begeben. Als ſich gegen 4½ Uhr nachmittags Kanonendonner zu ſeiner Linken vernehmen ließ, eilte Murat ſofort dahin. Nahe bei Wichmannsdorf ſtieß er auf die Preußiſche Seitendeckung, das Regiment Gendarmen, und zwang daſſelbe, nachdem es von der Ueberzahl gegen ſumpfiges Gelände gedrängt war, zur Uebergabe. Boitzenburg und damit die Straße nach Prenzlau befand ſich jedoch bereits in Preußiſchen Händen.

Dieſer Vorgang hatte ſich folgendermaßen zugetragen. General Milhaud war mit ſeinem Chaſſeur-Regiment und 100 Dragonern in Boitzenburg vor dem Gegner eingetroffen, und als ſich Fürſt Hohenlohe mit ſeiner Kolonne dem Orte näherte, fand er ihn beſetzt. Wie am Tage zuvor zögerte er mit dem Angriffe. Nachdem die Truppen bei Hardenbeck aufmarſchirt waren, entſchloß er ſich endlich, Batterien vorzuziehen, und nachdem dieſe den Dorfrand beſchoſſen hatten, ſchickte er drei Grenadier-Bataillone zum Angriffe vor. Der Franzöſiſche General überließ den Ort ohne Weiteres ſeinem Gegner. Der Fürſt wagte nun nicht, als ihm von dem Ausgange des Gefechtes bei Wichmannsdorf Kunde zuging, den Marſch nach Prenzlau über Boitzenburg bei der Front eines anſcheinend ſtarken Feindes vorbei fortzuſetzen; meiner Anſicht nach mit Recht, denn der geringſte Vorſtoß der Muratſchen Reiter gegen die langgezogene Marſchkolonne konnte im Dunkel der Nacht ganz unberechenbare Folgen haben. Man bog daher über Krewitz nach Schönermarck aus, und als durch vorausgeſandte Patrouillen Prenzlau frei vom Feinde gemeldet war, wurde der Marſch dahin um 6 Uhr morgens fortgeſetzt. Als die Kolonne zwei Stunden ſpäter vor dem ſtarken Defilee anlangte, war vom Feinde ſüdlich des nach der Stadt führenden oberen Dammes nur Laſalle mit einem Kavallerie-Regiment zu bemerken, welcher dem nunmehr erfolgenden Defiliren der Preußiſchen Truppen nach dem rechten Ufer des ſchützenden Ucker-Abſchnittes unthätig zuſehen mußte.

Gegen eine Stunde blieb der Fürst Herr der Situation. Das Glück hatte ihm nach den vielfachen Fehlern fast unverdientermaßen noch einmal die Hand geboten, um die Armee dem Könige zu erhalten. Die Verhältnisse hatten sich besonders infolge eines von Lasalle begangenen Fehlers so günstig gestaltet. Dieser sonst unternehmungslustige und schneidige General war am Abend des 27., als der Kanonendonner bei Boitzenburg verscholl und kein Gegner erschien, des Glaubens gewesen, die Preußen seien in nördlicher Richtung abgedrängt, und war nach Haßleben zurückgegangen. Hier erhielt er erst im Laufe der Nacht den Befehl Murats, sich in den Besitz Prenzlaus zu setzen. Er gelangte dahin erst nach der zur Erkundung vorausgeschickten Preußischen Abtheilung. Ein zweiter, für den Fürsten sehr günstiger Umstand war es ferner, daß sein Marsch nach Schönermarck unbemerkt geblieben war und sich Murat einbildete, es würde am 28. bei Boitzenburg zum Kampfe kommen. Derselbe wurde seinen Irrthum erst am folgenden Morgen nach 7 Uhr gewahr, worauf er sich auf Prenzlau in Marsch setzte. Unterwegs veranlaßte ihn eine Meldung Lasalles zu einem schnelleren Tempo, so daß er bei Prenzlau gegen 9 Uhr eintraf, als der eifrig verfolgte Gegner gerade im Begriff stand, ihm zu entschlüpfen. (Siehe Nebenskizze links oben.)

Das an der Spitze der Arrieregarde marschirende Regiment des Königs hatte den Berliner Damm bereits erreicht, eine Batterie unter der Bedeckung einiger Schwadronen stand nahe dem Eingange desselben, nur das Regiment Quitzow-Küraſſiere mit dem Grenadier-Bataillon des Prinzen August war noch zurück.

Murat erkannte die Wichtigkeit des Momentes, er ließ die sechs Geschütze der beiden Kavallerie-Divisionen kurze Zeit wirken und ertheilte dann dem General Grouchy den Befehl zum Angriffe. Derselbe wurde rücksichtslos ausgeführt, die Preußische Batterie genommen, die Kavalleriebedeckung, welche sich retten wollte, auf das noch auf dem Damm befindliche Königs-Regiment geworfen, dieses auseinandergesprengt und gefangen genommen. Mit diesem Erfolge würde sich aber wohl die Französische Kavallerie haben begnügen müssen, wenn nicht in diesem wichtigen Augenblicke die Avantgarde von Lannes eingetroffen wäre und sich in den Besitz der allerdings lückenhaften und mangelhaft vertheidigten Stadtmauer nebst Thor gesetzt hätte. Da Murat in seinen Berichten an den Kaiser die Mitwirkung der Lannesschen Infanterie verschwiegen hat, so war dieselbe nach den bisherigen Darstellungen zweifelhaft. Derselben gebührt jedoch ein wesentlicher Antheil an dem Erfolge. Die Lannessche Avantgarde, aus 2000 bis 3000 ausgesuchten Mannschaften zusammengesetzt, hatte unter schwierigen Wege- und Verpflegungsverhältnissen in etwas mehr als 48 Stunden 105 km = 14 Meilen zurückgelegt.

Nach der Einnahme der Stadt folgte Murat mit einem Theile seiner Reiterei durch dieselbe und fand die Preußischen Truppen zwischen den nach Stettin und Pasewalk führenden Straßen aufmarschirt. Sogleich entspannen

sich Unterhandlungen zwischen den beiden Heerführern, in welchen der Franzose auf sein Ehrenwort versicherte, daß für die Preußen kein Entkommen mehr möglich sei, da sie bereits von allen Seiten von 100000 Mann umstellt wären. In diesem entscheidenden Augenblicke kam der Oberst v. Massenbach heran und bestätigte diese Angaben aus eigener Wahrnehmung. Der Fürst hatte nämlich gleich nach dem Eintreffen vor Prenzlau seinen Generalquartiermeister zum Feinde hinübergeschickt, als ihm Lasalle durch einen Parlamentär die Ankunft des Preußischen Friedensunterhändlers, Marquis Lucchesini, im Französischen Hauptquartier mittheilen ließ. Der Oberst war nun wirklich bei verschiedenen Französischen Truppenabtheilungen vorbeigekommen und hatte sich, wie er später angegeben hat, in dem Glauben befunden, diese Beobachtungen auf dem rechten Ucker-Ufer gemacht zu haben. Man kann sich nur schwer vorstellen, wie Massenbach seinen Irrthum nicht gewahr wurde, als er Prenzlau passiren mußte, um wieder zum Fürsten zu gelangen. Außerdem sind die Aeußerungen, welche er über die Nothwendigkeit einer Kapitulation dem Marschall Lannes gegenüber gemacht hatte, und welche wir jetzt durch zwei am 29. bezw. 31. Oktober 1806 geschriebene Briefe des Marschalls erfahren, in hohem Grade bloßstellend für Massenbach. Trotz dieser schwer belastenden Thatsachen liegt meiner Ansicht nach kein Anhalt vor, anzunehmen, daß der Oberst absichtlich gehandelt und sich des Landesverrathes schuldig gemacht habe. Es darf angenommen werden, daß er sich in einem Zustande so hochgradiger Nervosität befunden hat, daß er seiner Verstandeskräfte zeitweise nicht mächtig war. Der Fürst, welcher bereits früher Bedenken in dieser Richtung geäußert hatte, bezweifelte aber nicht, was sein Generalstabschef selbst gesehen haben wollte. Er glaubte also an die Umzingelung durch einen überlegenen Feind, hielt das Hinopfern vieler braver Krieger, wie er meinte, nur zu seinem Ruhme für unrecht und entschloß sich zur Annahme der angebotenen Kapitulation.

Gewiß wird Niemand dem durch das Unglück tief gebeugten Fürsten seine Theilnahme versagen, wenn derselbe eine lange ehrenvolle Laufbahn nach seinen eigenen Worten mit der Schande einer Kapitulation glaubte beflecken zu müssen. Trotz seiner körperlichen und geistigen Erschöpfung würde er doch dem heutigen Strafgesetzbuch verfallen, weil „nicht Alles geschehen war, was die Pflicht erfordert“. Aber auch vom moralischen Standpunkt müssen wir den Fürsten verurtheilen wegen der Art, in welcher er die eigene Verantwortung auf die Schultern seiner Untergebenen abzuwälzen suchte. Wenn der Fürst den versammelten Generalen und Stabsoffizieren erklärte, er hielte sich für verpflichtet, die gestellten Bedingungen anzunehmen, frage aber, ob Jemand einen anderen Ausweg wisse, so kann man diese Art nahezu als ein Verleiten der Untergebenen zur Kapitulation bezeichnen. Ich bin überzeugt, daß die Männer, welche damals bei Prenzlau standen und die zum Theil unsere Väter und Großväter gewesen sind, dasselbe rege Pflichtgefühl für

König und Vaterland in ihrer Bruſt trugen, wie wir uns deſſen bewußt ſind. Ich glaube ſicher, daß bei der Erinnerung an dieſe Pflichten eine Aufforderung, ſich durchzuſchlagen, ein freudiges Echo gefunden hätte. Einen Beweis dafür, was ein mannhafter Führer an der Spitze einer völlig entkräfteten Truppe vermag, lieferte auf der anderen Seite von Prenzlau in demſelben Augenblicke, als über die Kapitulation verhandelt wurde, der Prinz Auguſt, welcher durch kräftigen Zuſpruch das Häuflein ſeiner Grenadiere zu einem heldenmüthigen Widerſtande gegen die acht- bis neunfach überlegene Diviſion Beaumont zu entflammen wußte.

Doch genug, die Kapitulation wurde angenommen, und gegen 10000 Mann fielen in Franzöſiſche Gefangenſchaft. Obgleich dieſer Verluſt unter den obwaltenden Umſtänden ſchwer ins Gewicht fiel, ſo liegt die wahre Bedeutung der Prenzlauer Kapitulation doch mehr in ihren unheilbringenden Folgen. Als die Kunde durch das Land ging: „Die Armee des Königs hat kapitulirt“, da ſank bei Vielen die Hoffnung auf einen guten Ausgang, da zog der Kleinmuth in Aller Herzen. Bereits am folgenden Tage ergaben ſich bei Paſewalk fünf Bataillone und eine gleiche Zahl Kavallerie-Regimenter, ohne überhaupt einen ernſtlichen Verſuch gemacht zu haben, nach Stettin zu entkommen. Dieſe ſtarke Feſtung ſelbſt mit einer Beſatzung von mehr als 5000 Mann und mit mehr als 100 Geſchützen auf den Wällen kapitulirte ebenfalls am 29. Oktober vor der 800 Mann ſtarken Huſaren-Brigade Laſalle. Doch genug der traurigen Bilder! Ich ſchließe hiermit meine thatſächlichen Mittheilungen und bitte um die Erlaubniß, an das Vorgetragene noch eine kurze Betrachtung knüpfen zu dürfen.

Für den Fürſten Hohenlohe handelte es ſich auf dem Rückzuge lediglich darum, ſo ſchnell wie möglich die Oder zu gewinnen. Das Schickſal der Armee, möglicherweiſe das der Monarchie, hing von der Erreichung dieſes Zieles vor dem Feinde ab. Dennoch vermochte der Fürſt nicht, ſich von den eingelebten Formen und Anſchauungen zu trennen und die Verpflegungsart der Franzoſen anzunehmen, obgleich dieſe ein ſchnelleres Vorwärtskommen geſtattet hätte. In dieſem Vorgange zeigt ſich recht deutlich *die verderbliche Macht der Gewohnheit*. Der Fortgang des Feldzuges giebt uns aber ein noch viel ſchlagenderes Beiſpiel. Blücher machte auf dem ſich an die Preuzlauer Kapitulation unmittelbar anſchließenden Rückzuge nach Lübeck genau denſelben Fehler. Auch er legte die Truppen in weit auseinanderliegende Quartiere und lieferte dem verfolgenden Feinde geradezu Waffen in die Hände, inſofern er demſelben die an der Marſchſtraße liegenden geſchonten Ortſchaften überließ und ihm die Möglichkeit gewährte, in der Verſammlung zu bleiben, alſo Umwege zu vermeiden. Wenn ein Mann wie Blücher, deſſen urwüchſige Natur nicht von kleinlichen Bedenken angekränkelt wurde, wenn Scharnhorſt, ſein Generalſtabsoffizier, deſſen Einſicht die Vortheile des Requiſitionsſyſtems ſicherlich nicht entgangen waren, — ich ſage wenn ſolche

Männer unter ſo dringenden Verhältniſſen ſich von den Feſſeln der Gewohnheit nicht freizumachen im Stande waren, ſo giebt das ſicherlich zu denken und fordert jede Heeresverwaltung dazu auf, fort und fort darüber zu wachen, Veraltetes und Ueberlebtes rechtzeitig abzuſtoßen und die Einrichtungen der Armee bereits im Frieden den Anforderungen einer ſtets fortſchreitenden Zeit anzupaſſen.

Wir, meine Herren, dürfen in dieſer Beziehung mit Zuverſicht in die Zukunft ſchauen, denn es dürfte ohne Beiſpiel in der Geſchichte daſtehen, daß ein Heer, welches auf ſo große Erfolge zurückblicken kann wie das unſrige, unmittelbar nach dieſen Erfolgen begonnen hat, die beſſernde Hand an ſich zu legen, damit ſeit nun faſt 22 Jahren fortgefahren hat und, wie Sie wiſſen, von Neuem vor tief einſchneidenden Veränderungen ſteht.

Digitized by Google

Abriß der Geschichte des Königlich Preußischen Ingenieur-Komitees während der ersten 25 Jahre seines Bestehens.

Auf dienstliche Veranlassung bearbeitet von

Greißler,

Hauptmann in der III. Ingenieur-Inspektion und Adjutant des Präses des Ingenieur-Komitees.

Nachdruck verboten. — Uebersetzungsrecht vorbehalten. D. Red.

I. Die geschichtliche Entwickelung des Ingenieur-Komitees.

Einleitung.

Als im Jahre 1860 nach dem Ausscheiden des Generals v. Brese-Winiary der Fürst Radziwill, bisher kommandirender General des IV. Armeekorps, als Chef und 1. General-Inspekteur der Festungen an die Spitze des Ingenieur-Korps berufen und ihm ein 2. General-Inspekteur der Festungen zur Seite gestellt war, erfolgte durch die Allerhöchste Instruktion vom 31. Juli 1860, welche die Geschäftstheilung zwischen dem Chef und dem 2. General-Inspekteur ordnete, zugleich die Einsetzung einer Ingenieur-Kommission.

Zu Mitgliedern dieser Kommission wurden bestimmt:

1. der Chef des Ingenieur-Korps als Vorsitzender,
2. der 2. General-Inspekteur der Festungen,
3. der Chef des Generalstabes der Armee,
4. der in Berlin stationirte Ingenieur-Inspekteur,
5. der Ingenieur-Inspekteur, zu dessen Bereich die projektirte Befestigung gehört,
6. der in Berlin stationirte Artillerie-Inspekteur,
7. der Chef der Ingenieur-Abtheilung im Kriegsministerium.

Die Aufgaben und die Geschäftsordnung dieser Kommission faßt die Allerhöchste Instruktion in nachstehende Sätze zusammen:

Wenn es sich um die Neuanlage einer Befestigung, um die Erweiterung eines Platzes oder um dessen Verstärkung durch Hinzufügen wichtiger Außenwerke handelt, so wird die diesfällige Allerhöchste Willensmeinung dem Chef des Ingenieur-Korps, und durch diesen dem 2. General-Inspekteur der Festungen eröffnet.

Dem Letzteren steht die Initiative zur ersten Formulirung des Projekts zu und hat derselbe demgemäß seine Ansichten — zunächst nur über die generellen Konzeptionen des Entwurfs — in einer Denkschrift zu entwickeln und der Ingenieur-Kommission zur gemeinsamen Berathung vorzulegen.

Der Kommissionsbeschluß über den ersten generellen Entwurf wird, nachdem darüber seitens des Chefs die Bestimmung des Kriegsministeriums eingeholt worden, als Grundlage der nunmehr erst einzuleitenden vollständigen Projektbearbeitungen dienen, zu denen der 2. General-Inspekteur der Festungen an Ort und Stelle, unter Zuziehung der betreffenden Inspekteure bezw. des Platz-Ingenieurs, die nöthigen Instruktionen zu ertheilen hat.

Der Chef des Ingenieur-Korps, welchem die hiernach bearbeiteten und auf dem Instanzenwege begutachteten Projekte durch den 2. General-Inspekteur der Festungen zugehen, beruft dann abermals die Ingenieur-Kommission und legt ihr die ausgearbeiteten Projekte zur Prüfung in militärischer und fortifikatorischer Beziehung vor, worauf dieselben, nebst dem Kommissionsbeschluß, durch den Chef des Ingenieur-Korps dem Kriegsministerium zur Herbeiführung der definitiven Allerhöchsten Entscheidung eingereicht werden. —

Abgesehen von einigen personellen Veränderungen bestand diese Ingenieur-Kommission bis zum 23. Dezember 1867, an welchem Datum sie durch Allerhöchste Ordre aufgelöst wurde; aus ihr gingen die Landes-Vertheidigungs-Kommission und das Ingenieur-Komitee hervor.

Das Ingenieur-Komitee wurde für das Ingenieur- und Pionierwesen dasselbe, was die Artillerie-Prüfungs-Kommission schon seit geraumer Zeit für die Artillerie-Angelegenheiten gewesen war bezw. noch ist.

Bildung und Organisation des Ingenieur-Komitees.

Durch Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 23. Dezember 1867 wurde eine anderweitige Organisation des Ingenieur-Korps genehmigt, „damit", wie es in der Ordre heißt, „das Ingenieur-Korps in den Stand gesetzt werde, allen ihm zufallenden Aufgaben zu genügen."

Dieselbe besagt, insoweit sie die Errichtung des Ingenieur-Komitees und die ihm zufallenden Aufgaben betrifft, das Nachstehende:

Die bestehende Ingenieur-Kommission wird aufgehoben. Dagegen wird unter dem Präsidio Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen eine „Landes-Vertheidigungs-Kommission" eingesetzt, deren ständige Mitglieder der Chef des Generalstabes der Armee, der General-Inspekteur der Artillerie, der Chef des Ingenieurkorps und — in Vertretung des Kriegsministers — der Direktor des Allgemeinen Kriegs-Departements sind u. s. w.

Neben der Landes-Vertheidigungs-Kommission wird ein Ingenieur-Komitee gebildet, welches der General-Inspektion direkt untergeordnet ist und dessen Bestimmung dahin geht:

a) alle generellen Entwürfe für Neuanlagen von Festungswerken zu bearbeiten, alle Spezialentwürfe, welche sich auf Neuanlagen oder wesentliche fortifikatorische Aenderungen des Bestehenden beziehen, zu prüfen.
b) Die Konstruktion des ganzen Materials und Geräthes der Pionier-Bataillone an Feldbrücken, Feldtelegraphen u. s. w. festzustellen.
c) Die Reglements und Dienstvorschriften für den Ingenieur- und Pionierdienst auszuarbeiten.
d) Wissenschaftliche und praktische Prüfungen über Gegenstände aus dem Gebiete der Ingenieur- und Pionier-Technik vorzunehmen und für die Einführung der Fortschritte der Technik in den praktischen Dienst zu sorgen.
e) Die Kenntniß der fremden Festungen auf dem Laufenden zu erhalten, sowohl hinsichtlich deren militärischer Einrichtung und Bedeutung, wie hinsichtlich der in fremden Staaten zur Anwendung kommenden Technik.

Dieses Ingenieur-Komitee besteht unter dem Vorsitz des General-Inspekteurs des Ingenieur-Korps und der Festungen, aus den 4 Ingenieur-Inspekteuren, welche deshalb sämmtlich in Berlin garnisoniren, dem Inspekteur der 4. Festungs-Inspektion und aus 2 als Mitglieder besonders zu ernennenden Stabsoffizieren.

Außerdem sind ihm noch 8 Hauptleute bezw. Premierlieutenants als Assistenten bezw. als Bureauchef und Protokollführer zuzuordnen.

Die Prüfung und Begutachtung der Bauentwürfe durch den Ingenieur-Inspekteur gehört zu seinen Dienstobliegenheiten nur als Mitglied des Ingenieur-Komitees. —

Dementsprechend mußte der Etat des Ingenieur-Korps vergrößert werden und wurde die anderweitige Organisation und der neue Etat vom Kriegsministerium unter dem 29. Dezember 1867 genehmigt.

Unter demselben Datum erschienen vom Kriegsministerium die vorläufigen Bestimmungen in Betreff der Ressortverhältnisse und der Beziehungen des Ingenieur-Komitees zum Kriegsministerium, zu der General-Inspektion des Ingenieur-Korps und der Festungen und zu den unteren Ingenieur-Behörden.

Dieselben lauten in der Hauptsache, wie folgt:

1. Alle dem Ingenieur-Komitee zu Theil werdenden Aufträge gehen ihm durch die General-Inspektion des Ingenieur-Korps entweder nach deren eigenem Ermessen oder auf Anordnung des Kriegsministeriums (A. K. O.) zu, ebenso richtet das Ingenieur-Komitee alle Eingaben an die General-Inspektion, welche die Gutachten, Berichte, Verhandlungen u. s. w. mit ihrem eigenen Sentiment begleitet, demnächst an das Kriegsministerium gelangen läßt.

Wenn Aufklärungen und Ergänzungen der Vorlagen erforderlich werden, kann das Ingenieur-Komitee dieselben unmittelbar von den betreffenden unteren Behörden einfordern.

2. Sind für die Beurtheilung oder Bearbeitung von Befestigungsentwürfen örtliche Besichtigungen erforderlich, dann ist die Genehmigung des Kriegsministeriums dazu einzuholen. Wenn es sich unter besonderen Umständen empfehlen sollte, die Verhandlungen des Ingenieur-Komitees in der betreffenden Festung selbst zu führen, dann sind der Platz-Ingenieur derselben und der betreffende Festungs-Inspekteur dazu mit heranzuziehen, jedoch nur mit berathender, nicht mit beschließender Stimme.

3. Anträge zur Ausführung von Neu- oder Umbauten, welche gewöhnlich durch den Jahresbericht der Festungs-Inspektion an das Allgemeine Kriegs-Departement gelangen, werden von diesem dem Ingenieur-Komitee zugestellt, wenn eine wesentliche fortifikatorische Umgestaltung des Bestehenden dadurch bedingt wird, oder eine Prüfung der Vorlage wünschenswerth oder nothwendig erscheint.

4. Handelt es sich um die Anlage von Befestigungen an Orten, wo noch keine Ingenieuroffiziere stationirt sind, oder wird es für angemessen erachtet, daß die Anregung zur Aufstellung von Befestigungsentwürfen von dem Ingenieur-Komitee auf Veranlassung des Kriegsministeriums ausgehe, dann hat sich dasselbe der Bearbeitung dieser allgemeinen Entwürfe einschließlich der Kostenüberschläge selbst zu unterziehen, oder es sind von demselben die Direktiven so bestimmt aufzustellen, daß demnächst die Bearbeitung des Entwurfs selbst durch den dazu befohlenen Offizier an Ort und Stelle danach erfolgen kann.

5. Erachtet das Ingenieur-Komitee einen ihm vorgelegten Entwurf für ungeeignet zur Ausführung, dann darf es sich nicht mit einer bloßen Kritik desselben begnügen, sondern es muß denselben umarbeiten oder einen ganz neuen Entwurf derart aufstellen, daß danach die vollständige Durcharbeitung u. s. w. ohne Weiteres stattfinden kann.

6. Ist der vorläufige Bauentwurf genehmigt, so erhält das Ingenieur-Komitee von der Feststellung des Kostenanschlages durch die General-Inspektion Kenntniß.

7. Die fortifikatorischen Armirungsentwürfe sind in ihrem allgemeinen Theil vor der Feststellung dem Ingenieur-Komitee zur Prüfung bezw. Abänderung ebenfalls vorzulegen.

8. Alle generellen Bestimmungen über fortifikatorische Einzelheiten und Baukonstruktionen sind von dem Ingenieur-Komitee zu prüfen bezw. zu bearbeiten, ehe sie namens des Kriegsministeriums (A. K. O.) erlassen werden.

Dasselbe gilt in Betreff der Aufstellung allgemeiner Grundzüge für die Bearbeitung fortifikatorischer Entwürfe, der Armirungsentwürfe, Reglements, Dienstvorschriften und Geschäftsordnungen u. s. w.

Digitized by Google

9. Alle Veränderungen an dem Kriegsbrückenmaterial, wie in der Organisation der Brückentrains sind, bevor sie Allerhöchsten Orts oder von dem Kriegsministerium festgestellt werden, einer Prüfung durch das Ingenieur-Komitee zu unterziehen.

Dasselbe gilt in Betreff der reglementarischen Bestimmungen über den Pionierdienst, welche der Allerhöchsten Genehmigung bedürfen. Dagegen bleibt es der General-Inspektion des Ingenieur-Korps anheimgestellt, in Betreff der übrigen Pioniertechnik, sowie der allgemeinen Fragen auf dem wissenschaftlichen und technischen Gebiete des Ingenieurs die Mitwirkung des Ingenieur-Komitees nach eigenem Ermessen zu veranlassen.

Durch Verfügung der Königlichen General-Inspektion vom 21. Januar 1868 wurden die Mitglieder des Ingenieur-Komitees ernannt, welche sich am 1. Februar 1868, dem Tage des Zusammentritts des Ingenieur-Komitees, in Berlin zu melden hatten. An demselben Tage hatte das ins Leben gerufene Ingenieur-Komitee seine Thätigkeit zu eröffnen.

Das Ingenieur-Komitee hatte von Anfang an seinen Platz in Berlin.

Nach den durch Verfügung der Königlichen General-Inspektion vom 1. Februar 1868 mitgetheilten Grundzügen zu einer Geschäftsordnung für das Ingenieur-Komitee, wurde dasselbe in 4 Abtheilungen eingetheilt, welche die Bezeichnung 1., 2., 3., 4. Abtheilung erhielten, aus Mitgliedern und Assistenten gebildet wurden, und an deren Spitze die Inspekteure der 1. bezw. 2., 3. und 4. Ingenieur-Inspektion als Abtheilungschefs standen.

Von den Gegenständen konkreter Natur hatten zu bearbeiten:

Abtheilung 1. Fortifikatorische Entwürfe u. s. w. aus dem Bereich der 1. und 2. Festungs-Inspektion.

Abtheilung 2. Desgleichen der 3. und 4. Festungs-Inspektion.

Abtheilung 3. Desgleichen der 5. und 6. Festungs-Inspektion.

Abtheilung 4. Desgleichen der 7. und 8. Festungs-Inspektion.

Von den Angelegenheiten organisatorischen oder reglementarischen u. s. w. Inhalts bearbeitet:

Abtheilung 1. Allgemeine bautechnische Angelegenheiten, im Besonderen Erdbau, Mauer- und Zimmertechnik. — Details jeder Art dieser Techniken. Verfolg der Fortschritte und Verbesserungen auf dem Gebiete der Civilbaukunst. Normalkonstruktionen für Kasematten aller Art, permanente Minengalerien, Munitions- und Unterkunftsräume, Festungsbrücken, Blitzableiter u. s. w., eventuell auf Grund von Versuchen.

Abtheilung 2. Eisentechnik, insbesondere in ihrer Anwendung zu Panzerungen, Kuppelthürmen, bombensicheren Decken. — Verfolg der Erfahrungen und Litteratur des Auslandes auf diesem Gebiet. — Normalkonstruktionen eventuell auf Grund von Versuchen.

Abtheilung 3. Konstruktion und Zusammensetzung des gesammten Materials und Utensils für den allgemeinen Pionierdienst, für Mineure und

Sappeure, für Belagerungstrains, Feld-Telegraphenabtheilungen, Feld-Eisenbahnabtheilungen, Torpedos. — Verfolg der Fortschritte der Wissenschaft und Technik, welche zu diesem Dienstzweige in Beziehung stehen, sowie der Erfahrungen und Verbesserungen auf diesen Gebieten in fremden Armeen.

Einführungen solcher Verbesserungen in die eigene Armee. — Reglements und Dienstvorschriften für diese Theile des Dienstes.

Abtheilung 4. Konstruktion des gesammten Feldbrückenmaterials und Organisation des Trains. — Verfolg der Organisation und des Materials in fremden Staaten. Reglements und Dienstvorschriften für diesen Theil des Dienstes. — Kenntniß fremder Festungen bezüglich ihrer Bedeutung und inneren Einrichtung. Verfolg der betreffenden Litteratur. — Sammlung und Ordnung des so gewonnenen Materials. — Vervollständigung der Pläne fremder Festungen. — Redaktion der zur Veröffentlichung durch den Druck bestimmten Arbeiten des Ingenieur-Komitees. — Mittheilungen des Ingenieur-Komitees und technische Vorschriften.

Das Büreaupersonal bestand aus:

1 Unteroffizier als Registrator,
4 Unteroffizieren als Schreiber,
4 Unteroffizieren als Zeichner,

außerdem wurden zwei Ordonnanzen kommandirt.

Die Büreaugeschäfte verwaltete ein vom Präses bestimmter Assistent.

Auf Befehl des General-Inspekteurs des Ingenieur-Korps und der Festungen, Generallieutenants v. Kameke, fand die erste Plenarsitzung des Komitees am Freitag den 27. März, vormittags 11 Uhr, in den vom 1. April ab gemietheten Räumen statt. Bis dahin arbeiteten die Abtheilungschefs in ihren bezüglichen Inspektions-Büreauräumen und der Büreauvorstand im Dienstzimmer der 2. Ingenieur-Inspektion.

Die Büreauräume des Ingenieur-Komitees befanden sich im ersten Jahre — 1. April 1868 bis 1. April 1869 — im Hause des Rentiers Reimer, Genthinerstraße Nr. 7.

Am 1. April 1869 siedelte das Ingenieur-Komitee nach der Kurfürstenstraße Nr. 36*) (Ecke der Straße 22) in das Haus von W. Mathes über und verblieb dafelbst bis zur Fertigstellung des jetzigen Ingenieur-Dienstgebäudes (Kurfürstenstraße Nr. 63/69), d. h. bis zum 1. Oktober 1875.

Dienstverkehr mit der Artillerie-Prüfungs-Kommission.

Zufolge Verfügung des Allgemeinen Kriegs-Departements vom 27. Mai 1868 wurde der Dienstverkehr des Ingenieur-Komitees mit der Artillerie-Prüfungs-Kommission wie folgt geregelt:

*) Die Kurfürstenstraße bekam im Jahre 1871 eine andere Numerirung und die Straße 22 den Namen „Schillstraße", so daß sich das Ingenieur-Komitee also „Kurfürstenstraße Nr. 70, Ecke Schillstraße" befand.

1. Seitens der Artillerie-Prüfungs-Kommission wird die jedesmalige Tagesordnung ihrer Sitzungen der General-Inspektion des Ingenieur-Korps und dem Ingenieur-Komitee mitgetheilt, damit dieselben nicht nur in allgemeiner laufender Kenntniß von den vorliegenden artilleristischen Fragen bleiben, sondern auch Gelegenheit haben, solche Sitzungen durch einen Offizier beschicken zu lassen, in welchen Gegenstände von vorwiegend artilleristisch-fortifikatorischem Interesse behandelt werden. Ein Gleiches geschieht hinsichtlich der Programme für Schießversuche, bei welchen die Widerstandsfähigkeit der Ziele, die Konstruktion der Bettungen für Geschütze u. s. w. in Betracht kommt, damit Offiziere dieser Behörden solchen Versuchen beiwohnen können.

2. In gleicher Weise sendet das Ingenieur-Komitee die Tagesordnung für seine Sitzungen der General-Inspektion der Artillerie und der Artillerie-Prüfungs-Kommission.

3. Die Artillerie-Prüfungs-Kommission bestimmt einen Offizier aus ihrer Mitte zum artilleristischen Konsulenten des Ingenieur-Komitees, welcher denjenigen Sitzungen desselben beiwohnt, für welche eine artilleristische Mitwirkung seitens dessen Präses für erforderlich erachtet wird, und bei welchem sich diejenigen Komiteemitglieder, welchen die Bearbeitung artilleristisch-fortifikatorischer Fragen obliegt, den benöthigten artilleristischen Rath holen können.

4. Wo die Artillerie-Prüfungs-Kommission für gewisse Fragen eines fortifikatorisch-technischen Beistandes bedarf, wird deren Ersuchen durch Entsendung eines Offiziers des Komitees entsprochen.

5. Die gegenseitigen Vertreter der Artillerie-Prüfungs-Kommission und des Ingenieur-Komitees haben in den betreffenden Sitzungen u. s. w. keine Stimme.

6. Die Aufstellung von Programmen für Schießversuche gegen Ziele, deren Konstruktion von dem Ingenieur-Komitee ausgegangen ist, erfolgt unter Mitwirkung des betreffenden artilleristischen Konsulenten bezw. der Artillerie-Prüfungs-Kommission.

In der im Jahre 1889 erschienenen Dienstvorschrift für die Artillerie-Prüfungs-Kommission ist obige Verfügung unter M § 38, 1–6 aufgenommen worden, mit Hinzufügen von Pos. 7 hat die Artillerie-Prüfungs-Kommission den Auftrag erhalten, ein Gutachten in Verbindung mit dem Ingenieur-Komitee aufzustellen, so ist in dem Gutachten besonders hervorzuheben, daß die vom Ingenieur-Komitee gestellten Anforderungen erfüllt sind, bezw. die dagegen sprechenden Gründe.

Kasse des Ingenieur-Komitees.

Durch Verfügung des Allgemeinen Kriegs-Departements vom 7. März 1870 wurde die Einrichtung einer eigenen Kasse für das Ingenieur-Komitee vom 1. April 1870 an befohlen, welcher die Verwaltung der zu den Versuchen des Ingenieur-Komitees überwiesenen Gelder übertragen wurde.

Die Kassenkommission setzte sich zusammen:

1. aus dem jedesmaligen ältesten, nicht im Inspekteurrange stehenden Mitglied des Ingenieur-Komitees, welches als Kassenkurator fungirte,
2. dem Büreauvorstand des Ingenieur-Komitees als zweites Kassen-Kommissionsmitglied und
3. dem Registrator des Ingenieur-Komitees als Rendant der Kasse, welch Letzterer aus seinem Truppentheil ausschied und zum Fortifikations-Büreauassistenten ernannt wurde.

Als Rechnungs-Revisionsbehörden fungirten die 4. Festungs Inspektion in materiell-technischer Beziehung, die Intendantur des III. Armeekorps in kalkulatorisch-formeller Hinsicht und in letzter Instanz der Rechnungshof des Norddeutschen Bundes.

Für die Verwaltung der Kasse des Ingenieur-Komitees war die Geschäftsordnung der Festungsbaukassen vom 10. Dezember 1863 mit einigen vom Kriegsministerium abgeänderten Bestimmungen maßgebend.

Unterbrechung der Thätigkeit durch den Krieg 1870/71.

Wie für alle anderen Militärbehörden und Institute brachte die durch die denkwürdige Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 15. Juli 1870 befohlene Mobilmachung der Armee auch für das Ingenieur-Komitee einen folgenreichen Abschnitt und eine gleichzeitige Unterbrechung seiner Thätigkeit. Das Kriegsministerium verfügte am 19. Juli 1870 die Auflösung des Ingenieur-Komitees für die Dauer des mobilen Zustandes.

Die Offiziere wurden der General-Inspektion des Ingenieur-Korps zu anderweiter Verwendung zur Verfügung gestellt und reisten schon am 16. Juli 1870 in ihre neuen Dienststellen ab, um mit wenigen Ausnahmen an den ruhmreichen Kämpfen der Armee im Felde, wie bei den Belagerungen Theil zu nehmen.

Bevor das Ingenieur-Komitee aufgelöst wurde, waren alle Vorlagen, soweit noch ausführbar, des Schleunigsten zum Abschluß gebracht worden, die unerledigten Sachen blieben in Verwahrung des Büreaus.

Das Büreau und Archiv, sowie speziell die der Abtheilung 4 unterstellten Zeichnungen und Pläne u. s. w. der fremden Festungen wurden der General-Inspektion unterstellt und einem Offizier übertragen, welcher gleichzeitig die Geschäfte des Kurators der Kasse des Ingenieur-Komitees zu übernehmen hatte.

Die Hauptaufgabe dieses Offiziers war jedoch, die für den Krieg nöthigen Pläne und Denkschriften über die Französischen Festungen zu bearbeiten. Das Büreaupersonal blieb für diese Arbeiten zurück, die während des ganzen Krieges von wechselnden Offizieren fortgesetzt wurden.

Durch Verfügung der General-Inspektion vom 12. März 1871 hatte zunächst ein vom Stabe des Ingenieur en chef für den Südangriff auf Paris

nach Berlin zurückgekehrter Offizier vorläufig die Archive des Ingenieur-Komitees zu übernehmen. Durch Verfügung derselben Behörde vom 6. April 1871 wurde, um die Arbeiten des Ingenieur-Komitees, wenn auch nur in beschränktem Umfange, wieder aufnehmen zu können, dasselbe vorläufig derart hergestellt, daß zunächst eine Abtheilung gebildet und der Abtheilungschef und fünf Offiziere kommandirt wurden.

Mit dem 25. April 1871 konnte das Ingenieur-Komitee seine Thätigkeit in erweitertem Umfange wieder aufnehmen und es wurde zu diesem Zweck die Formation der drei ersten Abtheilungen befohlen unter Ernennung der Abtheilungschefs und Kommandirung des Offizierpersonals.

Eine der Hauptbeschäftigungen des Ingenieur-Komitees war damals die Sichtung des aus Französischen Festungen eingegangenen Materials.

Unter dem 7. Juli 1871 wurde die Zusammensetzung des Ingenieur-Komitees wieder in vier Abtheilungen unter Ernennung der Abtheilungschefs und Kommandirung des Offizierpersonals befohlen.

Die aus der Mitte des Ingenieur-Komitees ins Feld gegangenen Offiziere wurden sämmtlich dekorirt und zwar: mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse: Major Schumann; mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse: die Hauptleute Wagner, May, Otten und Premierlieutenant Wagner.

Veränderung der Organisation.

Durch Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 13. März 1873 wurde eine anderweitige Organisation des Ingenieur-Korps verfügt, mit der auch eine Aenderung in der Organisation des Ingenieur-Komitees verbunden war. Die betreffende Ordre lautet, soweit sie das Ingenieur-Komitee betrifft, wie folgt:

„Das neben der Landes-Vertheidigungs-Kommission ebenfalls unter dem 23. Dezember 1867 eingesetzte Ingenieur-Komitee bleibt bestehen und wie bisher der General-Inspektion direkt untergeordnet; dasselbe wird jedoch selbständig formirt und in 2 Abtheilungen zu je 2 Sektionen eingetheilt.

An die Spitze des Ingenieur-Komitees tritt ein Generalmajor oder Generallieutenant mit dem Range und den Befugnissen eines Ingenieur-Inspekteurs als Präses. Jeder Abtheilung wird ein Oberst bezw. Oberstlieutenant mit dem Range und den Befugnissen eines Festungs-Inspekteurs vorgestellt.

Dieser bearbeitet gleichzeitig eine Sektion, während die andere ein Stabsoffizier unter Kontrole des Abtheilungschefs bearbeitet."

Außerdem wurden dem Ingenieur-Komitee 6 Hauptleute und 3 Premierlieutenants als Assistenten zugetheilt.

Das Ingenieur-Komitee bestand mithin aus 1 General, 2 Obersten, 2 Stabsoffizieren, 6 Hauptleuten und 3 Premierlieutenants.

Die Bestimmungen für das Ingenieur-Komitee blieben dieselben, wie sie in der Allerhöchsten Kabinets-Ordre vom 23. Dezember 1867 ausgesprochen waren.

Im Anschluß an die Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 13. März 1873 erging unter dem 21. April 1873 eine Verfügung der General-Inspektion, nach welcher die Offiziere des Ingenieur-Komitees zwar nach der Eintheilung des ganzen Korps, die Stabsoffiziere zum Stabe des Ingenieur-Korps, die Hauptleute und Premierlieutenants zu den verschiedenen Ingenieur-Inspektionen gehörig, verbleiben sollten, daß sie jedoch als vollständig abkommandirt zu betrachten seien und lediglich unter den Befehlen des Präses und der Abtheilungschefs stünden.

Die Neuorganisation trat am 1. Mai 1873 ins Leben.

Die neue Geschäftsordnung.

Am 23. Mai 1873 erklärte sich die General-Inspektion mit Rücksicht auf die geänderte Organisation des Ingenieur-Komitees mit dem neu bearbeiteten Entwurf einer Geschäftsordnung einverstanden.

Unter dem 9. April 1875 erhielt dieser Entwurf mit einigen Abänderungen Gültigkeit als Geschäftsordnung.

Auf einen späteren Antrag des Ingenieur-Komitees wegen Abänderung dieser Geschäftsordnung verfügte die General-Inspektion unter dem 31. Dezember 1884, daß selbige bis auf Weiteres in Kraft bleiben solle, daß aber der Präses des Ingenieur-Komitees befugt sei, aus sachlichen Gründen nöthig scheinende Abänderungen eintreten zu lassen.

Ueber alle wichtigen, namentlich prinzipiellen Sachen sei dem Chef des Ingenieur-Korps im Laufe der Bearbeitung mündlicher Vortrag zu erstatten.

Infolge der Allerhöchst genehmigten Grundzüge für eine anderweitige Organisation des Ingenieur-Korps vom 3. August 1885, sowie der Allerhöchsten Kabinets-Ordre vom 19. Dezember 1889, wonach die Abtheilung III des Ingenieur-Komitees an den großen Generalstab überging, ferner durch Unterstellung der Festungsbauschule unter den Präses des Ingenieur-Komitees und durch die Attachirung der zur technischen Hochschule kommandirten Offiziere ist eine neue Geschäftsordnung nunmehr zur Nothwendigkeit geworden. Der Entwurf zu derselben befindet sich in der Bearbeitung.

Sektion für fremde Festungen.

Inzwischen wurde durch Verfügung des Allgemeinen Kriegs-Departements vom 22. August 1874 die Organisation des Nachrichten- und Planwesens fremder Festungen, für welche schon im Ingenieur-Komitee früher gearbeitet worden war, befohlen und hierzu eine besondere „Sektion für fremde Festungen" beim Ingenieur-Komitee eingerichtet.

Dieſelbe ſollte beſtehen:

aus einem Stabsoffizier oder älteren Hauptmann als Vorſtand, einem oder zwei Ingenieuroffizieren,

einem Artillerieoffizier und nöthigenfalls einem Generalſtabsoffizier.

Der Vorſtand wurde durch den Präſes des Ingenieur-Komitees aus der Mitgliederzahl der Offiziere des Ingenieur-Komitees ernannt und die beiden Ingenieuroffiziere der Sektion für fremde Feſtungen überwieſen.

Durch Verfügung des Allgemeinen Kriegs-Departements vom 8. September 1874 wurde die Kommandirung eines Artillerieoffiziers befohlen und durch Verfügung des großen Generalſtabes vom 4. Januar 1875 — der General-Inſpektion des Ingenieur-Korps vom 7. Januar 1875 — der direkte Verkehr zwiſchen der III. Abtheilung des großen Generalſtabes und dem Vorſtande der Sektion für fremde Feſtungen genehmigt.

Depot- und Kaſſenverwaltung.

Durch Allerhöchſte Kabinets-Ordre vom 20. Oktober 1874 wurde die Einſetzung einer eigenen Depot- und Kaſſenverwaltung bei dem Ingenieur-Komitee genehmigt. Dieſelbe trat am 1. Januar in Thätigkeit unter der Bezeichnung „Depot- und Kaſſenverwaltung des Ingenieur-Komitees“. Sie führt ein eigenes Dienſtſiegel und hat die Beſtimmung:

Die zu den Verſuchen des Ingenieur-Komitees erforderlichen Gegenſtände zu empfangen oder zu beſchaffen und dieſelben unter Verwahrſam zu halten; für die bauliche Unterhaltung des Ingenieur-Dienſtgebäudes u. ſ. w. Sorge zu tragen, ſowie die beim Ingenieur-Komitee vorkommenden Zahlungen zu leiſten.

Die Verwaltung wird unter die beſondere Aufſicht des Chefs einer der beiden Abtheilungen geſtellt, in höherer Inſtanz unter die des Präſes.

Der Abtheilungschef nimmt gegenüber der wie eine Fortifikation zu betrachtenden Depot- und Kaſſenverwaltung die Stellung als Feſtungs-Inſpekteur ein, während der Depotvorſtand die einem Ingenieuroffizier vom Platz übertragenen Rechte und Pflichten ausübt.

Zuſammenſetzung des Ingenieur-Komitees 1875 und Arbeitsvertheilung.

Die Zuſammenſetzung des Perſonals des Ingenieur-Komitees geſtaltete ſich ſomit nach der Geſchäftsordnung vom 9. April 1875 folgendermaßen:

An der Spitze des Ingenieur-Komitees ſteht ein Generalmajor oder Generallieutenant, mit dem Range und den Befugniſſen eines Ingenieur-Inſpekteurs, als Präſes.

An der Spitze jeder der beiden Abtheilungen, in welche das Ingenieur-Komitee eingetheilt iſt, ſteht als Abtheilungschef ein Oberſt oder Oberſtlieutenant mit dem Range und den Befugniſſen eines Feſtungs-Inſpekteurs.

Außerdem gehören nach dem Etat zum Ingenieur-Komitee 2 Stabsoffiziere, 6 Hauptleute und 3 Premierlieutenants. In der Regel fungirt einer der beiden Stabsoffiziere oder bezw. auch ein älterer Hauptmann als Vorstand der Sektion für fremde Festungen, welcher bestimmungsgemäß noch 2 Offiziere des Ingenieur-Komitees und außerdem ein Generalstabsoffizier und ein Artillerieoffizier zugetheilt werden sollen.

Einer der Offiziere ist Adjutant des Präses und fungirt als Bureauvorstand und als Vorstand der Depot- und Kassenverwaltung.

In der Hand des Präses liegt die obere Leitung aller Geschäfte und die Vertheilung derselben an die Abtheilungen. In seiner Abwesenheit vertritt ihn der älteste anwesende Abtheilungschef.

Die Abtheilungschefs leiten innerhalb ihrer Abtheilungen die Bearbeitung der denselben vom Präses zugegangenen Aufträge.

Es werden bearbeitet von:

Abtheilung I.

Die fortifikatorischen Entwürfe für die Festungen der I. und II. Ingenieur-Inspektion mit Ausnahme der Küstenbefestigungen.

Die Normalkonstruktionen für permanente und provisorische Bauten in Landbefestigungen.

Die allgemeinen Bestimmungen für Erd-, Mauer- und Holzbauten.

Die Organisation des Ingenieur-Belagerungs- und der Brückentrains, desgleichen die Bestimmungen über das Feldgeräth der Pioniere und das Material der Feldtelegraphie.

Die den Pionierdienst betreffenden Reglements und Dienstvorschriften.

Das Torpedowesen, soweit dasselbe vom Ingenieur-Korps ressortirt.

Abtheilung II.

Die fortifikatorischen Entwürfe für die Festungen der III. und IV. Ingenieur-Inspektion, sowie für die Küstenbefestigung der Nord- und Ostsee.

Die Normalvorschriften für Küstenbefestigungen.

Die Entwürfe für Panzerbauten und die technischen Einzelkonstruktionen für die Anwendung des Eisens in der Befestigung.

Die Gutachten zu den Erfindungen auf dem Gebiet der Luftschifffahrt.

Die Abtheilungen haben außerdem die Litteratur bezüglich ihrer spezialwissenschaftlichen Referate und die betreffenden Einrichtungen in fremden Armeen zu verfolgen.

Zur Fortführung der vom Ingenieur-Komitee für die Offiziere des Ingenieur-Korps zu redigirenden „Mittheilungen" liefern die Abtheilungen nach Anordnung des Präses die ihre Referate betreffenden Bearbeitungen.

Die Redaktion der Mittheilungen ressortirt vom Präses.

Der Sektion für fremde Festungen waren besondere Aufgaben gestellt.

Dem Adjutanten liegt speziell ob:

Die Beaufsichtigung der gesammten Registratur, der Zeichnungen, Pläne, Modelle, sowie der Arbeiten in der Druckerei, soweit sie nicht zur Abtheilung III gehören; die Verpflegungsangelegenheiten der kommandirten Schreiber, Zeichner und Ordonnanzen.

In allen laufenden Büreaukorrespondenzen, sowie im Schriftverkehr mit den Truppentheilen der Schreiber u. s. w. unterschreibt er im Auftrage des Präses. Bei den Sitzungen fungirt der Adjutant als Protokollführer.

Veränderte Bezeichnung der Sektion für fremde Festungen.

Durch Verfügung des Allgemeinen Kriegs-Departements vom 29. November 1875 wurde die Bezeichnung „Sektion für fremde Festungen" in „Sektion 4" abgeändert.

Kleiderkasse.

Infolge Verfügung der General-Inspektion vom 3. August 1877 wurde die Einrichtung einer Kleiderkasse für die Offiziere des Ingenieur-Komitees befohlen.

Torpedo- und Seeminen-Wesen.

Während das Ingenieur-Komitee sich ursprünglich an den Arbeiten der Torpedo-Abtheilung, welche durch Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 21. September 1871 errichtet worden war, nur insofern betheiligte, als dasselbe über die Konstruktion todter resp. Torpedosperren Gutachten abzugeben hatte, trat es, als diese Abtheilung durch Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 25. März 1873 aufgelöst wurde, zu der Torpedofrage in unmittelbare Beziehung. — Nebenbei sei bemerkt, daß unter Torpedo damals eine Seemine verstanden wurde. —

Durch dieselbe Ordre wurde nämlich eine Torpedoversuchs- und Prüfungskommission unter dem Ressort der Kaiserlichen Admiralität ins Leben gerufen, welche aus Marine- und Ingenieuroffizieren bestand, wovon die Letzteren aus der Mitte der Offiziere des Ingenieur-Komitees kommandirt wurden.

Diese Kommission hatte die Vervollkommnung des Torpedowesens zur Aufgabe und sich daher einerseits mit Versuchen, andererseits mit Uebungen im Verlegen von Torpedosperren zu befassen.

Zu den Uebungen der Kommission wurden dann noch weiter Offiziere und Unteroffiziere des Ingenieur- und Pionier-Korps kommandirt, um die Ingenieuroffiziere und Pionier-Besatzungs-Detachements der Küstenplätze zu einer erfolgreichen Mitwirkung bei der Torpedovertheidigung zu befähigen.

Soweit die Ingenieuroffiziere durch diese Angelegenheiten nicht in Anspruch genommen waren, wurden sie im Ingenieur-Komitee anderweitig beschäftigt.

Die gemischte Kommission bestand jedoch nur bis Anfang des Jahres 1878, da durch Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 28. Februar desselben Jahres verfügt wurde, daß die Herstellung der Seeminensperren in den dem Kriegsministerium unterstellten Häfen den Pionieren zufallen solle.

Die Torpedoversuchs- und Prüfungskommission wurde daher aufgelöst, das Seeminen-Wesen der Landarmee der General-Inspektion des Ingenieur-Korps unterstellt und bei dem Ingenieur-Komitee eine besondere Kommission für das Seeminen-Wesen aus einem Stabsoffizier und zwei Hauptleuten gebildet.

Die Aufgabe derselben war die zeitgemäße Fortentwickelung des Seeminen-Wesens.

Die praktische Ausbildung der Pioniere im Seeminendienst sollte alljährlich an einzelnen Küstenplätzen erfolgen.

An diesen Uebungen nahmen außer den Offizieren des Ingenieur-Komitees die zur Ausführung der Sperren erforderliche Zahl von Pionieroffizieren, Unteroffizieren und Mannschaften, sowie einzelne Wallmeister theil. Auch hatten die Ingenieuroffiziere vom Platz der bezüglichen Küstenplätze, soweit erforderlich, diesen Uebungen beizuwohnen.

Die Mitglieder der Kommission gehörten zur Abtheilung II des Ingenieur-Komitees.

Die Kommission als solche war dem Chef der Abtheilung II direkt unterstellt und die Offiziere wurden nach dem Ermessen des Abtheilungschefs wie schon früher auch zu anderen Arbeiten des Komitees herangezogen.

Zu den alljährlich abzuhaltenden Seeminen-Uebungen wurden die Pionier-Bataillone Nr. 1, 2, 9 und 10 kommandirt und zwar hauptsächlich deren 3. Kompagnien. Die betheiligten Bataillone wurden dadurch aber sowohl im Frieden, wie für den Fall einer Mobilmachung sehr belastet und in ihrer übrigen Ausbildung gestört. Es konnte daher nur als den Interessen der Bataillone entsprechende Thatsache anerkannt werden, als die Admiralität unter dem 21. November 1883 erklärte, daß sie materiell und personell im Stande sei, die unterseeische Vertheidigung in den preußischen Küstenfestungen allmählich in die Hände der Marine zu übernehmen.

Von der Admiralität konnte diese Uebernahme aber nur nach und nach geschehen, je nachdem derselben die Mannschaften zum Legen und Bedienen der Seeminen-Sperren zur Verfügung standen. So ging erst Pillau, Neufahrwasser und Swinemünde und die Vertheidigung auf der Weser am 1. April 1887 in das Ressort der Marine über; am 1. April 1888 wurde die Vertheidigung auf der Elbe übernommen.

Gegenwärtig fällt nur noch an einem Orte die Seeminen-Vertheidigung den Pionieren zu; das Ingenieur-Komitee hat seit dem Jahre 1889 keine Berührungspunkte mit dem Seeminen-Wesen mehr.

Kommando zur technischen Hochschule.

An maßgebender Stelle wurde erkannt, daß es für die Leistungen des Ingenieur- und Pionier-Korps nur förderlich sein könnte, einzelnen Offizieren in denjenigen technischen Fächern, in welchen die Neuzeit hervorragende Fortschritte aufweist, eine erweiterte theoretische Ausbildung zu ermöglichen.

Durch Verfügung des Allgemeinen Kriegs-Departements vom 9. Juli 1879 wurde daher genehmigt, daß jährlich zwei Offiziere zur technischen Hochschule kommandirt werden durften, eine Vergünstigung, welche der Artillerie schon seit dem Jahre 1871 zuerkannt worden war.

Die Etatsverhältnisse des Ingenieur-Korps ließen es jedoch wünschenswerth erscheinen, daß zunächst jährlich nur ein Offizier kommandirt wurde, und so ist es denn bis jetzt auch nur zweimal der Fall gewesen, daß gleichzeitig 4 Offiziere die technische Hochschule gleichzeitig besuchten. Für den Ausfall beim Ingenieur-Korps war vom Ministerium gleich auf die Kommandirung eines Offiziers vom Eisenbahn-Regiment Bedacht genommen und es haben auch von diesem Regiment aus bereits 6 Offiziere die technische Hochschule besucht, so daß bis jetzt in Summa 22 Ingenieur-Offizieren der Vorzug zu Theil geworden ist, ihre technischen Kenntnisse auf diese Weise zu erweitern.

Beim Belegen der Kollegien waren die studirenden Offiziere angewiesen, sich vorzugsweise dem Bau-Ingenieurwesen zu widmen, daneben aber auch solche Vorlesungen und Uebungen zu besuchen, welche für militärische Zwecke mittelbar oder unmittelbar nutzbar zu machen sind, wie Mathematik, Physik, Chemie, Elektrotechnik u. a. m.

Die betreffenden Offiziere werden Ingenieur-Inspektionen bezw. Fortifikationen zugetheilt und dem Ingenieur-Komitee attachirt. Die Regelung aller Angelegenheiten, welche das Studium, speziell die Feststellung des Studienplanes betreffen, erfolgt durch den Präses des Ingenieur-Komitees. Demselben sind die Attachirten auch in Betreff der Urlaubsertheilung und in disziplinarer Beziehung unterstellt. Der Präses bestimmt seinerseits einen Abtheilungschef, an welchen sich die kommandirten Offiziere mit allen ihren dienstlichen oder persönlichen Angelegenheiten zu wenden haben.

Den kommandirten Ingenieur-Offizieren wird durch den Präses des Ingenieur-Komitees in der Regel jährlich eine größere Aufgabe zur Bearbeitung gestellt, theils um ihr wissenschaftliches Fortschreiten beurtheilen zu können, theils zur Förderung vorliegender technischer Fragen.

Während der Ferien, d. h. zwischen dem Sommer- und Winterkursus in den Monaten August und September, wurden bis vor Kurzem die Offiziere mit wenigen Ausnahmen zu verschiedenen Truppentheilen, hauptsächlich zu Fußartillerie-Regimentern und Pionier-Bataillonen, kommandirt; erst im letzten Jahre ist bestimmt worden, den Offizier nach dem ersten Jahreskursus beim Ingenieur-Komitee zu beschäftigen, nach dem zweiten Kursus ihn zum Garde-Pionier-Bataillon oder in besonderen Ausnahmefällen zu einem anderen

Truppentheil zu kommandiren, dagegen nach dem dritten Kursus demselben einen angemessenen Urlaub zu einer Studienreise — für welche jedoch staatliche Mittel nicht gewährt werden — zu bewilligen.

Drei Offizieren war es bisher vergönnt, während der Ferien unter entsprechender Beihülfe der General-Inspektion des Ingenieur- und Pionier-Korps und der Festungen Studienreisen nach England auszuführen.

Spreng-Kommission.

Der Umstand, daß die das Gebiet der Sprengtechnik berührenden Fragen bis zum Jahre 1880 von drei verschiedenen Stellen — der Artillerie-Prüfungs-Kommission, dem Ingenieur-Komitee und dem Eisenbahn-Regiment — verfolgt wurden, ohne daß dieselben in dieser Angelegenheit dauernd in Verbindung standen, hatte mannigfache Unzuträglichkeiten namentlich insofern im Gefolge, als jedes einzelne Ressort bei der Verfolgung seiner Sonderzwecke die bei einem der anderen bereits gemachten Erfahrungen nicht von vornherein in der wünschenswerthen Ausdehnung nutzbar zu machen vermochte, so daß es dringend wünschenswerth wurde, die Lösung der gedachten Fragen in einer Hand zu vereinigen.

Das Kriegsministerium verfügte daher unter dem 24. Mai 1880 Nachstehendes:

Um für die Lösung von Spezialfragen der militärischen Sprengtechnik — welche den betheiligten Ressorts auch in Zukunft uneingeschränkt verbleiben sollten — eine die Bearbeitung des Einzelfalles erleichternde Grundlage zu schaffen, wird aus je einem der für derartige Aufträge bestimmten Offiziere der Artillerie-Prüfungs-Kommission, des Eisenbahn-Regiments und des Ingenieur-Komitees unter Vorsitz des Chefs der Abtheilung I der letzteren Behörde eine in geschäftlicher Hinsicht dem Ingenieur-Komitee unterstellte Kommission für Sprengangelegenheiten gebildet.

Dieselbe hat das ganze Gebiet der Sprengtechnik sowohl in wissenschaftlicher wie technischer Beziehung im Auge zu behalten, die in der Theorie wie im praktischen Leben auftauchenden Vorschläge und Erfahrungen zu verfolgen und zu sammeln, sowie deren als möglich betrachtete Ausbeute für militärische Zwecke anzuregen.

Die Wahl der zu diesem Ziele führenden Wege wurde der Kommission im Wesentlichen anheimgestellt und nur darauf hingewiesen, daß es nützlich sein würde, außer der einschlägigen Litteratur des In- und Auslandes auch die Auslegungen des Patentamtes zu verfolgen, sowie unter Umständen Autoritäten der Sprenginduſtrie, Professoren der technischen Hochschule, der Artillerie- und Ingenieur-Schule oder der Universität und hervorragende Fabrikanten zu Rathe zu ziehen.

Praktische Versuche hat die Kommission selbst weniger auszuführen, sondern sie soll nur über die innerhalb der einzelnen Ressorts vorkommenden

unterrichtet sein und denjenigen derselben, welche von allgemeinem Interesse sind, soweit dies ohne Weiterungen angängig, beiwohnen, bezw. die Zuweisung einer auftauchenden Frage an eins der in ihr vertretenen Ressorts behufs Anstellung von Versuchen beantragen. Zur Bestreitung der Kosten für Zeit- und Patentschriften speziell chemisch-technischen Inhalts, für einzuholende Gutachten technischer und wissenschaftlicher Autoritäten, für Versuche, welche durch Letztere im Interesse der Kommission ausgeführt werden, für Reisezwecke zur Besichtigung von technischen Werkstätten, chemischen Fabriken und ähnlichen Anstalten, wird der Kommission jährlich eine Summe bis zur Höhe von 1000 Mark zur Verfügung gestellt.

Die der Kommission zuzutheilenden Offiziere, je einer von den betreffenden Ressorts, werden von ihren Vorgesetzten — Präses des Ingenieur-Komitees, Präses der Artillerie-Prüfungs-Kommission und Kommandeur der Eisenbahntruppe — ernannt.

Verkehr mit dem Korps-Auditoriat des Garde-Korps.

Durch Verfügung des Allgemeinen Kriegs-Departements vom 14. Oktober 1881 und mit Genehmigung der General-Inspektion vom 20. Oktober 1881 wurde das Präsidium des Ingenieur-Komitees ermächtigt, die Uebersendung sämmtlicher für das Ingenieur-Komitee abzuschließenden Lieferungs- und Leistungsverträge zur Prüfung in rechtlicher Beziehung an den Rechtsbeistand der General-Inspektion in ihrem Namen mit der Unterschrift: „Auf Befehl der Königlichen General-Inspektion des Ingenieur-Korps und der Festungen“ unmittelbar zu bewirken.

Zutritt des Bayerischen Mitgliedes der Reichs-Rayon-Kommission zu den Plenarsitzungen des Ingenieur-Komitees.

Am 11. April 1882 ordnete das Allgemeine Kriegs-Departement an, daß sich das Bayerische Mitglied der Reichs-Rayon-Kommission über die auf dem Gebiete des Ingenieurwesens schwebenden Fragen beim Ingenieur-Komitee orientiren und den einzelnen geeigneten Plenarsitzungen des Ingenieur-Komitees, welche der Präses desselben in jedem einzelnen Falle bezeichnet, beizuwohnen habe.

Spezial-Kommission zur Erörterung der Blitzableiterfrage.

Nachdem das Kriegsministerium sich mit dem Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten in Verbindung gesetzt hatte, wurde von ersterer Behörde unter dem 20. Dezember 1883 der Zusammentritt einer Spezial-Kommission zur Erörterung der Frage der Blitzableiter auf den 14. Januar 1884 veranlaßt.

Die Spezial-Kommission besteht gegenwärtig aus den Fachgelehrten:
Wirklichem Geheimen Rath Professor Dr. v. Helmholtz,
Professor Dr. Neesen, Dr. Aron und Dr. Holtz,
aus einem Abtheilungschef und einem Mitglied des Ingenieur-Komitees und zwei Offizieren der Artillerie-Prüfungs-Kommission, unter Vorsitz des Abtheilungschefs, welchem auch die geschäftliche Leitung der Kommission übertragen ist.

Außerdem gehörte bis vor Kurzem dazu der verstorbene Geheime Regierungsrath Dr. W. v. Siemens.

In Rücksicht auf die Rangverhältnisse der an der Kommission mitbetheiligten Fachgelehrten hat augenblicklich der Präses des Ingenieur-Komitees den Vorsitz in der Kommission vorübergehend übernommen.

Plenum.

Durch Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 3. August 1885 wurde eine anderweite Organisation des Ingenieurwesens befohlen, welche für das Ingenieur-Komitee dadurch von der früheren abweicht, daß nur der Präses und sämmtliche Stabsoffiziere das Plenum des Ingenieur-Komitees bilden und für besondere Fälle der Chef des Ingenieur- und Pionier-Korps befugt ist, demselben noch andere Generale oder Stabsoffiziere zuzutheilen.

Die Ernennung der ständigen Mitglieder des Ingenieur-Komitees erfolgte von nun an durch Allerhöchste Kabinets-Ordre.

Andere Benennung der Sektion 4.

Durch Verfügung des Kriegsministeriums vom 12. Dezember 1885 wurde befohlen, daß die Sektion 4 des Ingenieur-Komitees endgültig dem Präses unmittelbar unterstellt werden sollte und, von einem Stabsoffizier als Vorstand geleitet, fortan als Abtheilung III des Ingenieur-Komitees zu bezeichnen sei.

Festungsbau-Schule.

Um den Fortifikations-Offizieren Gelegenheit zu geben, sich dem Studium der militärischen Verhältnisse der Festung und der Weiterbildung für andere Zweige ihrer vielseitigen Kriegsverwendung mehr widmen zu können, wurde darauf Bedacht genommen, dieselben von der Leitung solcher Bauten zu entlasten, welche nicht unmittelbar die Vertheidigung der Festungen bezwecken.

Es sollte ihnen dadurch eine Unterstützung zu Theil werden, daß durch Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 3. August 1885 eine Neuorganisation des Festungsbau-Personals ins Leben gerufen und eine Festungsbau-Schule errichtet wurde.

Diese Veränderung bezweckte die Schaffung eines besonders vorgebildeten Fortifikations-Baupersonals und eine Erweiterung des bisherigen Dienstbereiches

der früheren Festungs-Inspektions- bezw. Fortifikations-Sekretäre und Büreau-Assistenten (jetzt Festungs-Oberbauwart bezw. Festungsbauwart 1. bezw. 2. Klasse) dahin, daß dieselben zum Theil auch zum eigentlichen Baudienst herangezogen werden und die minderwichtigen Bauten (Unterhaltung der Dienstwohnungen, Reparaturbauten u. s. w.) selbständig leiten und hierdurch die Ingenieuroffiziere der Fortifikationen als Postenoffiziere theilweise ersetzen sollten.

Die Festungsbau-Schule hat die Aufgabe, die Anwärter des Festungsbau-Personales für ihre Laufbahn vorzubereiten, ebenso wie die Oberfeuerwerker-Schule die Feuerwerksoffiziere vorbildet.

Diesen Zweck möglichst bald zu erreichen, sowie um dem damaligen Fortifikations-Unterpersonal, soweit dasselbe hierzu befähigt war, Gelegenheit zu bieten, der Vortheile theilhaftig zu werden, welche für das Festungsbau-Personal in Aussicht genommen waren, wurden zunächst drei abgekürzte Kurse eingerichtet, zu welchen Fortifikations-Büreau-Assistenten und Wallmeister, die sich zum Besuch der Festungsbau-Schule bereit erklärt hatten und nach dem Urtheil ihrer Vorgesetzten als hierzu geeignet erachtet wurden, einberufen.

In der Verfügung des Kriegsministeriums vom 26. Mai 1886 wurde die Festungsbau-Schule in allen den Dienst und den Dienstbetrieb betreffenden Angelegenheiten dem Präses des Ingenieur-Komitees unterstellt, welchem durch Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 26. Juni 1886 die Befugniß der Strafgewalt und Urlaubsertheilung gleich einem Ingenieur-Inspekteur beigelegt wurde. In höherer Instanz ist die Festungsbau-Schule der General-Inspektion des Ingenieur- und Pionier-Korps und der Festungen untergeordnet.

Im Uebrigen steht die Schule als selbständige Anstalt, der die ehemalige Garde-Schützen-Kaserne in Berlin angewiesen wurde, unter der Leitung eines Stabsoffiziers vom Ingenieur-Korps als Direktor.

Bayerischer Ingenieur-Offizier zum Ingenieur-Komitee kommandirt.

Durch Verfügung des Allgemeinen Kriegs-Departements vom 11. August 1889 wurde ein Uebereinkommen mit dem Königlich Bayerischen Kriegsministerium bekannt gegeben, wonach für die Erhaltung stetiger Verbindung des Königlich Bayerischen Ingenieur-Korps mit dem Ingenieur- und Pionierwesen der Königlich Preußischen Armee vom 1. Oktober 1889 ab ein Königlich Bayerischer Ingenieuroffizier (Hauptmann oder Stabsoffizier) zu dem Ingenieur-Komitee kommandirt werden sollte.

Derselbe tritt als Mitglied in das Ingenieur-Komitee ein und wird einer Abtheilung desselben überwiesen, erhält jedoch auch Gelegenheit, in der anderen Abtheilung sich zu orientiren.

Die Kommandozeit soll nicht weniger als zwei Jahre betragen und kann verlängert werden, wenn Aufträge oder Umstände dies erwünscht erscheinen lassen.

Abtrennung der Abtheilung III.

Durch Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 19. Dezember 1889 mitgetheilt durch Verfügung des Kriegsministeriums vom 21. Februar 1890, wurde befohlen, daß die bisherige Abtheilung III des Ingenieur-Komitees eingehen und die derselben zufallenden Arbeiten nunmehr von dem großen Generalstab übernommen werden sollten. Der Vorstand der bisherigen Abtheilung III des Ingenieur-Komitees, sowie zwei derselben Abtheilung angehörige Offiziere als Mitglieder und der von der Fußartillerie kommandirte Offizier traten demzufolge zu der neuen 4. Abtheilung des großen Generalstabes über.

Nach Ueberführung der Abtheilung III wurde der Festungs-Inspektionssekretär der 4. Festungs-Inspektion an Stelle desjenigen der Abtheilung III des Ingenieur-Komitees dem Chef der Abtheilung I zur Unterstützung bei der Rechnungsabnahme zugewiesen.

Das Unterpersonal der bisherigen Abtheilung III des Ingenieur-Komitees, ein Registrator, ein Schreiber, ein Lithograph, drei Zeichner, ein Drucker mit der Druckerei, wurde dem großen Generalstabe zur Verfügung gestellt und auf den Etat des Generalstabes übernommen.

In Bezug auf Vorstehendes theilte das Allgemeine Kriegs-Departement unter dem 7. Februar 1891 einen Auszug aus Kapitel 39 des Etats für 1891/92 mit, wonach sich die bisherige Mitgliederzahl des Ingenieur-Komitees um drei Mitglieder verringerte.

Die Etatsstärke des Ingenieur-Komitees besteht somit seit 1. April 1891 aus:

1 General,
2 Stabsoffizieren mit Regimentskommandeurrang,
1 Stabsoffizier,
7 Hauptleuten.

Der Etat des Büreaupersonals aus:

2 Beamten,
1 Wallmeister,
5 Unteroffizieren als Schreiber,
4 Unteroffizieren als Zeichner,
3 Ordonnanzen und
2 Zivilzeichnern.

Personalien.

Wie aus der besonders aufgestellten Rangliste näher ersichtlich ist, haben bis jetzt dem Ingenieur-Komitee in Summa 143 Offiziere angehört, davon waren

129	einmal kommandirt	=	129
12	zweimal "	=	24
1	dreimal "	=	3
1	viermal "	=	4
143		=	160,

von denselben sind inzwischen verstorben . . 25 Offiziere,
aus dem Dienste ausgeschieden . . . . . 42 „
noch aktiv . . . . . 76 „

Aus der sehr verschieden langen Zugehörigkeit zum Ingenieur-Komitee ergiebt sich die Durchschnittsdauer von drei Jahren.

Besonders lange haben im Ingenieur-Komitee gewirkt bezw. wirken noch:

Oberst a. D. Billerbeck 15 Jahre,
Generallieutenant z. D. W. Schulz 11 Jahre,
Oberstlieutenant Wolff 10 Jahre,
Oberstlieutenant a. D. Wagner, Oberstlieutenant Wagner, Generallieutenant z. D. Maentell und Major Stecher je 7 Jahre,
Major a. D. Richter, Major Lenné, Major Wiehen und Oberstlieutenant Klauer, sowie die Verstorbenen: Major Petri, Major Zarnke und Oberst a. D. Lindow, je 6 Jahre.

Von den Beamten waren beim Ingenieur-Komitee thätig bezw. sind es noch:

Festungs-Bauwart I. Klasse Freukel 25 Jahre,
Festungs-Oberbauwart, Rechnungsrath Hentsch 17 Jahre,
Rechnungsrath, Festungs-Inspektionssekretär Hauschild 16 Jahre,
Festungs-Oberbauwart Plaeschke 7 Jahre.

II. Thätigkeit des Ingenieur-Komitees.

Da es nicht in der Absicht dieser Schrift liegt, auch schwer ausführbar wäre, alle Aufgaben aufzuführen, denen sich das Ingenieur-Komitee seit seinem Bestehen zu unterziehen hatte, so folgt nur eine kurze Aufzählung der hauptsächlichsten Arbeiten.

Entsprechend der in der Geschäftsordnung vorgesehenen Dienstvertheilung hat sich die Thätigkeit des Ingenieur-Komitees erstreckt auf:

Fortifikation.

Die allgemeinen Entwürfe für die neuen Fortsbefestigungen von Königsberg, Pillau, Thorn, Posen, Küstrin, Straßburg, Metz, Mainz und Köln.

Die fortschreitende Waffentechnik in Verbindung mit der Erfindung neuer Treibmittel und Sprengstoffe führte zu der Nothwendigkeit, die Befestigungen diesen Zerstörungsmitteln entsprechend zu verstärken bezw. umzugestalten. Alle einschlägigen Versuche wurden vom Ingenieur-Komitee zusammen mit der Artillerie-Prüfungs-Kommission ausgeführt und auf Grund derselben Normen für den Umbau bezw. die Verstärkung der bestehenden

Befestigungen und für neue Befestigungsanlagen aufgestellt, sowie die Begutachtung der bezüglichen Spezialentwürfe bearbeitet.

Die Anleitungen zum Ausbau des Kampffeldes und die Entwürfe für die Unterstandsbauten wurden herausgegeben, desgleichen die Muster für Zwischenwerke in provisorischer und permanenter Bauart, sowie für Panzer- und Küstenbatterien mit splittersicheren Unterständen.

Die Vorschrift für Erd- und Mauerbau und die darauf bezüglichen technischen Bestimmungen wurden bearbeitet, bezw. auf Grund von Erfahrungen einer Umarbeitung unterzogen.

Die Gesammtzahl der bearbeiteten technischen Vorschriften beträgt 32; von denselben sind sieben Umarbeitungen unterzogen worden.

Normativbestimmungen (für die Referentenhefte des Ingenieur-Komitees) wurden 41 bearbeitet.

Die Aufstellung von Grundsätzen für die Bearbeitung von fortifikatorischen Armirungsentwürfen und Armirungs-Terminkalendern, in den Jahren 1869 und 1870 auch die Begutachtung der fortifikatorischen Armirungsentwürfe der Festungen, sowie der Küstenbefestigungen der Nord- und Ostsee wurden von hier aus bewirkt.

Panzerungen und andere Eisenkonstruktionen.

Alle auf Panzerungen bezüglichen Fragen fanden im Ingenieur-Komitee ihre Bearbeitung.

Von diesem wurden im Verein mit der Artillerie-Prüfungs-Kommission die Versuche ausgeführt, und von hier gingen die Entwürfe für sämmtliche bis jetzt ausgeführten Panzerbauten aus.

So kam im Jahre 1868 der erste Hartguß-Panzerstand nach dem Grusonschen Entwurf auf dem Schießplatz in Tegel zur Aufstellung. Im Jahre 1869/70 fand die Beschießung desselben statt.

Auf Betreiben des verstorbenen Majors Schumann, welcher an der Entwickelung der Panzerfrage hervorragenden Antheil hat und dessen Verdienste in dieser Angelegenheit vom Ingenieur-Komitee unvergessen bleiben, wurden 1870 Versuche mit einem Walzeisen-Drehthurm auf dem Tegeler Schießplatz angestellt, welche günstige Resultate ergaben und die Spezialkommission veranlaßten, die Anwendung von Panzerungen nach diesem System zu empfehlen.

Weitere Versuche fanden in den Jahren 1873 bis 1874 mit einem Hartguß-Drehthurm für Landbefestigungen, sowie mit einem Hartguß-Panzerstande für eine 21 cm Küstenbatterie statt. Auf Grund dieser Versuche wurde Mitte der 70er Jahre die Einführung von Hartgußpanzerungen in unseren Befestigungen angeordnet, und es erfolgte nach den Direktiven des Ingenieur-Komitees im Laufe der Jahre der Bau und die Aufstellung einer Anzahl Panzerungen für die Land- und Küstenbefestigungen.

Im Jahre 1881/82 wurden auf dem Schießplatz bei Cummersdorf Versuche mit einer Schumannschen Panzerlaffete für eine 15 cm Ringkanone vorgenommen, welche zur Annahme dieses Systems führten.

Wenn im Uebrigen in Deutschland die Verwendung von Panzerungen bei den fortifikatorischen Bauten bisher nur eine verhältnißmäßig beschränkte blieb, so lag dies nicht etwa in einem Verkennen der Zweckmäßigkeit dieser Vertheidigungsmittel, sondern im Hinblick auf die rapiden Fortschritte der Technik und die gleichzeitigen Wandlungen im Geschützwesen in weiser Zurückhaltung, die um so mehr geboten war, als in Preußen bezw. Deutschland mit den Geldmitteln immer haushälterisch verfahren werden mußte.

Dank dieser Zurückhaltung sind dem Staate thatsächlich viele Ausgaben für Konstruktionen, die schnell durch Neuerfindungen überholt wurden, erspart geblieben.

In den letzten Jahren ist die Panzerfrage wieder mehr in Fluß gekommen, und es sind neuerdings Versuche zur Feststellung der geeignetsten Panzertypen für bestimmte artilleristische Aufgaben, sowie mit festen gepanzerten Flankenständen für Kugelkopfkanonen im Gange.

Eine Anzahl von Panzerthürmen nach dem Prinzip der erprobten Schumannschen Panzerlaffete ist bereits ausgeführt und in einzelnen Grenzfestungen aufgestellt worden.

Für den Beobachtungsdienst wurden in den Jahren 1886/87 und 1888/89 die Entwürfe für gepanzerte Beobachtungsstände, und zwar sowohl für feststehende bombensichere, als für drehbare splittersichere, bearbeitet. Stände beider Arten sind demnächst in den größeren Festungen zur Aufstellung gekommen, in besonders großer Anzahl solche splittersicherer Konstruktion im Jahre 1892.

Versuche und Vorschriften betreffend Zug- und Schiebeläden für Scharten, Beobachtungsschlitze, sowie bezüglich Sicherung der Kasemattenfenster durch splittersichere Oberlichtläden und Sandsackblenden wurden angestellt bezw. ausgearbeitet.

Die schußsicheren Unterstandseinheiten und die splittersicheren Wellblechunterstände für die provisorische Befestigung wurden hier konstruirt, ihre Herstellung bei der Beschaffung für einzelne, im Kriegsfalle beabsichtigte provisorische Befestigungsanlagen überwacht und die Vorschrift für Aufstellung derselben herausgegeben.

Ueber sämmtliche vorerwähnten Versuchsbauten sowohl, wie für die demnächstige Beschaffung der in den Festungen aufzustellenden Panzerungen aller Art wurden vom Ingenieur-Komitee die Lieferungsverträge abgeschlossen, die Objekte selbst beschafft und abgenommen.

Die Konstruktion von Wellblechbaracken in Kielbogenform ist bei Gelegenheit der Beschaffungen, welche dem Ingenieur-Komitee übertragen gewesen sind, in ihren Einzelheiten weiter ausgebildet worden.

Schießversuche.

An allen Versuchen der Artillerie-Prüfungs-Kommission, bei denen es sich um Einzelheiten aus dem ingenieurtechnischen Gebiete handelte, wie Schießversuche gegen Eisendecken der früher bombensicheren Konstruktion mit 3,7 cm Revolverkanonen und 8 cm Flankengeschützen in Kaponieren, auf steinernen Geschützbettungen und gegen dieselben, zur Erprobung der Stärke von Brustwehren, Erddecken, Bombengewölben, Schutzschichten, gegen Rückenwehren hinter Schützengräben und dergleichen mehr, ist das Ingenieur-Komitee fortgesetzt betheiligt gewesen. Die Bauausführung der Versuchsobjekte und verschiedener sonstiger Zielbauten auf den Schießplätzen bei Cummersdorf und Jüterbog war bezw. ist noch dem Ingenieur-Komitee übertragen.

Ingenieur-Belagerungs-Formationen.

Das Ingenieur-Komitee ist ferner seit einer längeren Reihe von Jahren mit der Organisation der Ingenieur-Belagerungs-Formationen beschäftigt.

Bis zum Jahre 1877 bestand nur ein Ingenieur-Belagerungs-Train und zwar in einer Zusammensetzung, die infolge des Feldzuges zu einer ziemlich regellosen geworden war. Da zu jener Zeit die Artillerie zwei vollständige Artillerie-Belagerungs-Trains bereit hielt, so wurde auch die Aufstellung von zwei Ingenieur-Belagerungs-Trains für nothwendig erachtet und bis Ende 1878 bewirkt.

Beide Trains wurden nach gleichem Etat derart zusammengesetzt, daß jeder in seiner Gesammtheit den Anforderungen für die Belagerung einer größeren Festung entsprach, während eine weitere Untertheilung derselben in je drei Sektionen gleichzeitig die Möglichkeit bot, ein beliebiges Drittel als kleinen Ingenieur-Belagerungs-Train zum Angriff einer kleinen Befestigung abzuzweigen. Eine jede solche Sektion zerfiel überdies wieder in eine erste und eine zweite Staffel, von welchen die erste durch Beigabe von Fahrzeugen beweglicher gemacht und mit dem Geräth für die erste Einschließung, gewaltsame Unternehmungen, ausgerüstet war. Das übrige zur Durchführung einer förmlichen Belagerung erforderliche Geräth bildete die zweite Staffel und wurde von der Eisenbahn-Endstation bis zur Gebrauchsstelle durch beigetriebenes Fuhrwerk herangeführt.

Diese Gliederung der Ingenieur-Belagerungsmittel ließ sich nicht mehr aufrecht erhalten, als das Bedürfniß auftrat, gleich beim Ausbruch eines Krieges einen Theil derselben für besondere Zwecke bereit zu halten und beweglich zu machen. Man schritt daher zur Aufstellung von Spezial-Ingenieur-Belagerungs-Trains, die theils aus den bisherigen großen Trains, theils durch Neubeschaffungen gebildet wurden, während die Reste der früheren Formationen nunmehr zu einem großen Ingenieur-Belagerungs-Train zusammengefaßt wurden.

Alle Entwürfe für die zu den verschiedenen Zeiten neu aufzustellenden Formationen, die Umformung der vorhandenen Trains bezw. Ausgleichung derselben untereinander, die Vermittelung der erforderlichen Neubeschaffungen, die Bestellung und theilweise Abnahme der Gegenstände, die Bearbeitung der Ausrüstungsnachweisungen und Dienstvorschriften für diese Trains fielen dem Ingenieur-Komitee zu und werden voraussichtlich in nächster Zeit zu einem neuen Abschluß gelangen.

Torpedo- und Seeminen-Wesen.

Einzelnen Mitgliedern war bis zum Uebergang des gesammten Seeminen-Wesens auf die Marine auch die Theilnahme an den Arbeiten der Torpedo-Versuchs- und Prüfungs-Kommission bezw. der Seeminen-Kommission übertragen. Die Aufgabe derselben war die zeitgemäße Fortentwickelung des Seeminen-Wesens, die Prüfung aller wichtigen Erfindungen und neu auftauchenden Gedanken auf diesem Gebiet; die Ausarbeitung bezw. Durchsicht der Vorschriften und Anweisungen, Bearbeitung und Ergänzung der Sperrpläne; Sorge für Laufenderhaltung der bezüglichen Seekarten, soweit sie für die Sperrpläne von Wichtigkeit waren; endlich Besichtigung der Materialienbestände für die Seeminen-Sperren.

Sprengangelegenheiten.

Entsprechend den allgemeinen Aufgaben des Ingenieur-Komitees hat dasselbe dauernd alle wichtigeren Fragen der Sprengtechnik, soweit solche mit den Aufgaben der Pioniertruppe zusammenhängen, bearbeitet und namentlich auch an den großen Umwälzungen, welche die Einführung brisanter Sprengmittel auf diesem Gebiet hervorrief, thätigsten Antheil genommen. Ihm fiel hierbei nicht nur die Veranlagung und Theilnahme an den bezüglichen praktischen Versuchen, sondern auch die Bearbeitung der erforderlichen neuen Vorschriften und in den ersten Jahren auch die Abnahme der Sprengmunition (Schießbaumwolle) in den Privatfabriken zu.

Seit dem Jahre 1880 ist ein Theil dieser bisher vom Komitee allein bearbeiteten Aufgaben auf die besondere Kommission für Sprengangelegenheiten übergegangen.

In jüngster Zeit haben unter Mitwirkung dieser Kommission die Versuche vor Einführung der neuen Sprengmunition C/88 stattgefunden.

Auf dem Gebiet der Sprengangelegenheiten gehört es ferner zu den Aufgaben des Ingenieur-Komitees, die Entwürfe zur Anlage permanenter Minen in den wichtigen Eisenbahn- und Straßenbrücken, Tunnels u. s. w. zu machen bezw. zu prüfen und die hierbei maßgebenden Grundsätze aufzustellen. Die Zahl der hierin bearbeiteten Gutachten (etwa 200) und eine vom Komitee bearbeitete Zusammenstellung aller derartigen Minenanlagen

zeigt den Umfang dieser sich bereits auf eine lange Reihe von Jahren erstreckenden Thätigkeit des Ingenieur-Komitees.

Seit dem Jahre 1868 lagen dem Ingenieur-Komitee die Versuche mit dem Siemensschen dynamoelektrischen Minen-Zündapparat ob.

Im Jahre 1872 wurde dieser Apparat definitiv in die Feldausrüstung der Pioniere eingeführt, vom Ingenieur-Komitee beschafft und die Vorschrift für den Gebrauch des Apparats und der dazu gehörigen Zündpatrone bearbeitet. Seit 1889 betheiligte sich das Ingenieur-Komitee an der Frage der Einführung der Zündpatrone n/A.

In neuester Zeit fanden im Verein mit dem Garde-Pionier-Bataillon Versuche mit einem Glühzündapparat statt.

Reglements und Dienstvorschriften.

Von dem Ingenieur-Komitee sind

das Pionier-Handbuch,

die Reglements für das Pontoniren, Sappiren und Miniren,

alle Dienstanweisungen und Ausrüstungsnachweisungen für die verschiedenen Pionier-Formationen

zum Theil in wiederholten Auflagen bearbeitet worden. Ihm fällt die Abfassung und Zusammenstellung der zeitweise erforderlichen Deckblätter für diese dienstlichen Druckschriften, wie auch im Verein mit dem Artillerie-Konstruktions-Büreau die Neuaufstellung bezw. Aenderung der dienstlich ausgegebenen Zeichnungen des Trainmaterials für die Pioniere zu. Auch hat das Ingenieur-Komitee an den früheren Bearbeitungen der Angriffs- und Vertheidigungsanleitungen durch zu den Entwürfen eingeforderte Gutachten Antheil genommen.

Blitzableiter.

Schon im Jahre 1868 hatte das Allgemeine Kriegs-Departement die Ausarbeitung einer Anleitung zur praktischen Ausführung der Blitzableiter befohlen.

Daraufhin wurde im Jahre 1869 die technische Vorschrift V über die Anlage und, nach Anstellung eingehender Versuche, im Jahre 1875 die technische Vorschrift XXII über die Prüfung von Blitzableitern erlassen. Beide Anweisungen bedurften jedoch bereits nach Verlauf weniger Jahre der Umarbeitung auf Grund der aus zahlreichen Blitzschlägen abgeleiteten Schlußfolgerungen, die der Physiker Dr. Holtz in seiner im Jahre 1879 erschienenen Schrift widerlegt hatte.

So entstand die neue technische Vorschrift V, welche — die beiden vorgenannten Anweisungen zusammenfassend — die Anlage und Untersuchung von Blitzableitern gemeinsam behandelt.

Blitzschläge in ummantelten Kriegs-Pulvermagazinen zu Neiße und Straßburg im Jahre 1882 gaben demnächst zu neuen Erörterungen über die Frage der

zweckmäßigsten Konstruktion an Blitzableitungsanlagen Veranlassung und es erfolgte zu deren Klärung im Jahre 1884 die Einsetzung der bereits im I. Theile dieser Schrift erwähnten, aus Fachgelehrten, sowie aus Mitgliedern der Artillerie-Prüfungs-Kommission und des Ingenieur-Komitees bestehenden Spezial-Kommission.

Auf den Vorschlägen dieser Kommission beruht die im Jahre 1890 erlassene „Anleitung (B. 8) für Neuanlage und Untersuchung von Blitzableitern auf Friedens-Pulvermagazinen". Dieselbe ist gegenwärtig einer abermaligen Umarbeitung unterworfen, und die neue Anleitung wird den inzwischen gewonnenen neuen Anschauungen und Erfahrungen Rechnung tragen.

Beleuchtungswesen.

Nachdem bereits im Jahre 1866 beim Garde-Pionier-Bataillon Versuche mit elektrischem Licht angestellt waren, wurde bei Gründung des Ingenieur-Komitees die weitere Verfolgung dieser Angelegenheit dem Komitee übertragen. Die hier, zum Theil in Gemeinschaft mit der Artillerie-Prüfungs-Kommission, von einer Spezial-Kommission angestellten Versuche erstreckten sich nicht nur auf das elektrische, sondern auch auf das sogenannte Drummondsche Kalklicht; sie führten zur Einführung eines von Siemens & Halske konstruirten elektrischen Beleuchtungsapparats in die Ingenieur-Belagerungs-Trains im Jahre 1878. In den darauf folgenden Jahren wurde dieser Apparat, den Fortschritten der Technik entsprechend, noch vervollkommnet. Mit dem Jahre 1883 ging die Behandlung der das elektrische Beleuchtungswesen betreffenden Fragen auf die Inspektion der Militär-Telegraphie über.

Dem Ingenieur-Komitee verblieb die Feststellung der übrigen, für die Verwendung in bezw. vor Festungen erforderlichen Leuchtmittel, und in dieser Beziehung wurden im Laufe der Jahre erprobt bezw. zur Einführung gebracht:

Lokomotiv- und Petroleum-Windlaternen zur Erleuchtung von Festungswerken, insbesondere auch der Gräben, Schaffnerlaternen für Patrouillen und Leuchtpistolen (nach Verysches Muster) zum Abfeuern leuchtender Sterne aus Magnesiumsatz zum Zwecke der Alarmirung bezw. der Beleuchtung des unmittelbaren Vorfeldes der Forts beim Nahangriff.

Die Einführung des letztgedachten Leuchtmittels in größerem Maßstabe dürfte nach dem günstigen Ausfalle der damit bei der vorjährigen Mainzer Uebung gemachten Versuche als bevorstehend anzusehen sein.

Luftschifffahrt.

Im Jahre 1868 erhielt das Ingenieur-Komitee den Auftrag, ein Gutachten über das Projekt einer Flugmaschine, welches an das Kriegsministerium eingegangen war, einzureichen.

Im weiteren Verfolg der Luftschifffahrtsfrage, mit welcher bisher ein einzelner Offizier des Korps beauftragt war, verfügte die General-Inspektion unter dem 4. Februar 1872, daß in Zukunft die Abtheilung IV des Ingenieur-Komitees sich damit zu beschäftigen habe. Infolge dessen gingen dem Ingenieur-Komitee von da an eine große Zahl von Vorschlägen und Erfindungen über Flugmaschinen aller Art zur Prüfung zu, bis durch Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 29. April 1886 eine dem Eisenbahn-Regiment attachirte Luftschiffer-Abtheilung geschaffen wurde.

Alarmirungseinrichtungen.

Im Jahre 1887 wurden, einem Auftrage der General-Inspektion gemäß, Vorschläge für Anlagen von Alarmirungseinrichtungen in Forts und Zwischenwerken eingereicht und mit Einverständniß des Kriegsministeriums in den darauf folgenden Jahren solche Einrichtungen probeweise ausgeführt.

Dieselben bestanden in elektrischen Läutewerken, mechanischen Glockenzügen, Fernsprech- und Sprachrohrverbindungen. Von Einführung der im Allgemeinen nicht ganz einfachen Vorrichtungen ist vorläufig Abstand genommen.

Sektion bezw. Abtheilung für fremde Festungen.

Die reiche Thätigkeit der ehemaligen Sektion IV, späteren Abtheilung III des Ingenieur-Komitees entzieht sich aus naheliegenden Gründen einer eingehenderen Erörterung. Doch darf hier erwähnt werden, daß während des Krieges 1870/71 von dieser Abtheilung die nöthigen Pläne und Denkschriften über die französischen Festungen ausgingen bezw. bearbeitet, gezeichnet und gedruckt wurden.

Im Ganzen erhielt die Armee auf diese Weise: 39 Denkschriften in beinahe 4000 Exemplaren, 84 Uebersichts- und Detailpläne in beinahe 16000 Blättern, 54 französische Festungen von Weißenburg bis Paris, von Cherbourg bis Lyon betreffend.

Prüfungs- und Examinations-Kommissionsmitglieder.

Es bleibt noch hervorzuheben, daß Offiziere des Komitees sowohl Mitglieder der Prüfungs-Kommission des Ingenieur- und Pionier-Korps — bis zu deren im Jahre 1892 erfolgten Auflösung —, sowie der Prüfungs-Kommission der vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule, als auch der Ober-Militär-Examinations-Kommission waren bezw. sind und deshalb vielfach in Anspruch genommen werden durch Stellen von Aufgaben und Prüfen der angefertigten Arbeiten, wie durch zeitraubende Reisen nach den Kriegsschulen.

Druckerei.

Außer dem ganz in sich abgeschlossenen Betriebe der Druckerei der ehemaligen Abtheilung III hat die Druckerei des Ingenieur-Komitees, welcher nur eine größere und eine kleinere Steindruckhandpresse zur Verfügung steht, seit dem Jahre 1877 angefertigt:

190 Meßtischsektionen und Uebersichtspläne von Festungen mit 41000 schwarzen Blättern. Da die Sektionen aber größtentheils in Buntdruck vervielfältigt worden sind, so bedingt dies noch ein 15 bis 16 mal weiteres Passiren der Presse für jedes schwarze Exemplar.

Außerdem wurde noch eine große Anzahl von Zeichnungen, betreffend Brücken mit Minenanlagen, wohnliche Einrichtungen von Kasernen, Seeminenmaterial, Musterblätter für Befestigungsanlagen, Beispiele zu provisorischen Zwischenwerken, sowie von Instruktionen, Anleitungen und Entwürfen, Nachträgen zu technischen Vorschriften und Mittheilungen über fremdländischen Ingenieur- und Pionierdienst im Umdruck hergestellt, abgesehen von den vielen kleinen Vervielfältigungen, welche die Kommissionen und die laufenden Bedürfnisse des Geschäftszimmers verlangten.

Kasse.

Die Kasse, welche seit 1870 besteht, hat bis jetzt für Versuchsbauten, Panzerungen und Beobachtungsstände, für Beschaffung von Sprengstoffen und Materialien für die Ingenieur-Belagerungstrains u. s. w. rund 6 Millionen Mark gezahlt.

Militärtouristische Eindrücke aus dem Kaukasus und Südrußland.*)

Von

v. Drygalski, Rittmeister a. D.

Nachdruck verboten. — Uebersetzungsrecht vorbehalten. D. Red.

Einleitung.

Bereits im Jahre 1884 hatte ich die Ehre, in der Militärischen Gesellschaft einen Vortrag über eine von mir ausgeführte, militärischen Zwecken gewidmete Reise nach Rußland — es war bereits meine zweite — halten zu dürfen. Diese fast zwei Monate dauernde Reise erstreckte sich auf den Norden Rußlands, Warschau, Moskau, Petersburg, Finnland und die Ostseeprovinzen, und wurde von mir unter äußerst günstigen Umständen ausgeführt. Es war mir nämlich gelungen, durch die Vermittelung des meine Tendenzen kennenden damaligen Militärattachés bei Sr. Majestät Kaiser Wilhelm I., den Fürsten Dolgoruki, sehr werthvolle Empfehlungen für Warschau, Moskau und Petersburg zu erhalten, und mir waren dadurch so zu sagen alle Thore geöffnet. Dieses Entgegenkommen von Russischer Seite ging so weit, daß mir nicht nur in Warschau, Moskau und anderen größeren und kleineren Garnisonen Alles gezeigt wurde, was ich irgend zu sehen wünschte, sondern daß mir sogar Se. Kaiserliche Hoheit Großfürst Wladimir in seiner Eigenschaft als Kommandirender der Garde und der Truppen des Petersburger Militärbezirks gestattete, vierzehn Tage als Gast im Lager von Kraßnoe Selo zu verweilen, und mir alle Mittel zur Disposition stellte, um meine auf das Studium der Russischen Armee gerichteten Zwecke zu erreichen.

Die mithin äußerst angenehmen Eindrücke dieser Reise sowie die mehr wissenschaftlichen Resultate derselben sind von mir in einer bei R. Eisenschmidt erschienenen Broschüre veröffentlicht worden, die den 1884 in der Militärischen Gesellschaft gehaltenen Vortrag in erweiterter Form enthält und sich namentlich auf das im Lager von Kraßnoe Selo Wahrgenommene in möglichst objektiver und auch in Rußland anerkannter Weise verbreitet.

*) Ein Auszug aus dieser Schilderung ist in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin im Winter 1893 zum Vortrag gelangt.

Seit dieſer Zeit ſind acht Jahre verfloſſen, während deren ſich bei der Ruſſiſchen Armee Vieles geändert und vervollkommnet hat. Es mußte mir ſomit, um mit meinen Kenntniſſen nicht zurückzubleiben und nicht nur aus Büchern und Zeitſchriften zu ſchöpfen, daran liegen, meinen Beſuch in Rußland zu wiederholen und mich perſönlich von den inzwiſchen vorgefallenen Veränderungen zu unterrichten. Das war der Zweck meiner 1892 unternommenen Reiſe, die mich aber, da ich neben den fachwiſſenſchaftlichen auch rein touriſtiſche Ziele verfolgte und meine militäriſchen Eindrücke zu erweitern wünſchte, dieſes Mal nach dem Kaukaſus und dem Süden Rußlands führen ſollte.

Eine große Frage war es dabei, ob es mir Ruſſiſcherſeits geſtattet werden würde, meinen Wunſch in dem beabſichtigten Umfange zur Ausführung zu bringen. Heimliche Wege dabei einzuſchlagen, erſchien mir in einem Lande, wo man mir mit Vertrauen entgegengekommen war, ausgeſchloſſen und widerſtrebt meinem Gefühl überhaupt. Ich konnte alſo mein Heil nur auf volle Offenheit ſetzen und habe ſogar in Rußland nie ein Hehl daraus gemacht, daß ich meine Beobachtungen literariſch verwerthen wollte. Ich ſuchte mir daher wieder Empfehlungen zu verſchaffen. Da vor Antritt meiner Tour der Ruſſiſche Militärattaché Graf Golenitſchew-Kutuſow nicht in Berlin anweſend war und ich Gelegenheit gefunden hatte, Se. Excellenz den Botſchafter Grafen Schuwalow für meine Zwecke zu intereſſiren, ſo gab mir dieſer einflußreiche Herr auf meine Bitte Empfehlungen für die kommandirenden Generale der Militärbezirke Odeſſa und Kaukaſien. An General Dragomirow in Kijew, den ich von meiner erſten Reiſe her kannte, hatte ich von hier aus direkt geſchrieben und um die Erlaubniß gebeten, ſeine Truppen ſehen zu dürfen, was er ſofort bereitwilligſt gewährte. Mein Wunſch, auch eine Empfehlung für den Heeresataman der Don-Kaſaken, den Fürſten Swiatopolk-Mirski, zu erhalten, konnte dagegen nicht erfüllt werden, da Graf Schuwalow, wie er mir bei einer mir gewährten mündlichen Audienz ſagte, zu dieſem Befehlshaber keine perſönlichen Beziehungen hatte. Die Unterſtützung unſeres eigenen Auswärtigen Amtes bezw. hoher deutſcher Militärs, wie z. B. des Militärbevollmächtigten in Petersburg, für meine rein privaten Zwecke zu erbitten, vermied ich ſelbſtverſtändlich, und ich glaube eine derartige, auch bei meiner vorigen Reiſe beobachtete Zurückhaltung auch allen anderen Intereſſenten für die Ruſſiſche Armee empfehlen zu dürfen. Man macht bei dem heutigen Stande der politiſchen Verhältniſſe den betreffenden Herren durch ſolche Anliegen nur Ungelegenheiten, und ich muß es als eine ganz beſondere Gunſt betrachten, daß Graf Schuwalow die Güte hatte, ſein Gewicht für mich in die Wagſchale fallen zu laſſen.

Freilich war der Erfolg ſeiner Empfehlungen nicht der erhoffte, und ich blieb in der Hauptſache ganz auf meine eigene Findigkeit angewieſen. Bereits als ich die mir verheißenen beiden Empfehlungsbriefe von der Ruſſiſchen Botſchaft erhielt, gerieth ich über das Aeußere derſelben in Er-

Digitized by Google

ſtaunen. Jeder derſelben bildete ein dickes Konvolut in Großquart-Format und ſchien mir viel eher umfangreiche Aktenſtücke als einfache Empfehlungsſchreiben nichtoffiziellen Charakters zu enthalten. Später, d. h. bereits in Rußland, ergab es ſich, daß die mir von der Ruſſiſchen Botſchaft mitgegebenen Empfehlungsſchreiben je ein Exemplar der Broſchüre enthielten, welche ich im Jahre 1884 über meine damaligen militäriſchen Beobachtungen veröffentlicht hatte. Dieſelbe war, wie bereits erwähnt, in der Hauptſache anerkennend gehalten, und Graf Schuwalow, ein Gentleman in der vollen Bedeutung des Wortes, hatte, offenbar in der Abſicht mir dadurch zu nützen, dieſe Arbeit für geeignet befunden, mir bei meiner Reiſe gewiſſermaßen als Signalement zu dienen. Die maßgebenden Perſönlichkeiten in Rußland haben die Sache vermuthlich anders aufgefaßt und daraus Anlaß genommen, um ſo vorſichtiger zu ſein.

Von Odeſſa bis Batum.

Ich trat meine Reiſe, die mich zunächſt über Krakau, Lemberg nach Odeſſa führte, Anfang Mai an und zwar deshalb ſo früh, weil ich mit Recht die ſehr große Hitze fürchtete, welche im Kaukaſus und in Südrußland im Sommer und zum Theil ſchon im Frühjahr zu herrſchen pflegt. Gern hätte ich mich aus demſelben Grunde ſchon früher auf den Weg gemacht, wogegen jedoch der Umſtand ſprach, daß ich dann die Truppen noch nicht bei ihrer Sommer- bezw. Frühjahrsthätigkeit gefunden hätte. Die größeren Sommer- und Herbſtübungen zu ſehen, verboten mir andere Umſtände. Ich hatte davon überdies einen hinlänglichen Begriff von früher her.

Gleich nachdem ich in Odeſſa in meinem auf dem Boulevard, unmittelbar neben dem Palais des Höchſtkommandirenden gelegenen Hotel angelangt war, begab ich mich zu dem Grafen, um ihm die mir vom Grafen Schuwalow gegebene Empfehlung zu überreichen. Für den Fall, daß ich den General nicht perſönlich anträfe, hatte ich neben meiner Viſitenkarte ein von mir ſelbſt verfaßtes Ruſſiſches Schreiben beigelegt, worin ich Sr. Erlaucht meine Abſichten darlegte und um eine Audienz bat. Der General war nicht zu ſprechen, ich ließ alſo Briefe und Karte im Palais zurück und wartete nun der Dinge, die da kommen ſollten. Man ließ mir dazu ziemlich lange Zeit, vermuthlich weil man nach Durchleſung der Broſchüre erſt einen Kriegsrath darüber abhalten mußte, was mit mir überhaupt anzufangen ſei. Erſt am ſpäten Nachmittag des nächſten Tages erſchien bei mir im Hotel ein junger, ſehr höflicher Adjutant des Grafen mit der Mittheilung, Se. Excellenz könne mich leider nicht empfangen, da er unpäßlich ſei. Als ich dem Herrn dann meine Wünſche wiederholte, etwas von den in Odeſſa befindlichen Truppen und militäriſchen Einrichtungen ſehen zu dürfen, erhielt ich die ausweichende Antwort, das ginge jetzt ſchwer an, denn die Infanterie-Regimenter hätten ſoeben erſt ihre Winterausbildung beendet und wären im Begriff, das Lager in der Nähe der Stadt

zu beziehen. In dieser Zwischenzeit seien die Truppen so mit ökonomischen Arbeiten und anderen Vorbereitungen beschäftigt, daß mir weder die Kasernen noch das Lager noch das Exerziren gezeigt werden könnten.

Im Grunde hatte der Herr mit seinen Entschuldigungen wohl Recht. Es läßt sich Niemand — auch eine Truppe nicht — gern bei seinen Wirthschaftsangelegenheiten stören, und was hätte ich, da das Kompagnie-Exerziren noch nicht einmal begonnen hatte, überhaupt sehen können? So bat ich denn nur, die Kasernen und Ställe des in der Stadt garnisonirenden Donischen Kasaken-Regiments und womöglich das Exerziren oder doch Reiten von Abtheilungen sehen zu dürfen. Der Herr Kapitän versprach, meinen Wunsch Sr. Excellenz unterbreiten zu wollen, fügte aber gleichzeitig hinzu, daß darüber noch erst der Kommandeur des Kasaken-Regiments befragt werden müßte. Es war das natürlich nur eine umwundene Form der Ablehnung meiner Bitte. Am nächsten Tage erschien der Adjutant wieder und erklärte mir ebenso höflich, der Herr Oberst wüßte nicht, was er mir zeigen sollte, und sei auch nicht dazu geneigt. Vermuthlich fürchtete er, falls nicht einfaches Uebelwollen vorlag, mit dem Zustande seiner Kasernen ꝛc. keine Ehre einzulegen; denn in Rußland, das lernte ich auf meiner weiteren Reise immer mehr kennen, scheut man sich vor nichts so sehr wie vor einer abfälligen Kritik, namentlich wenn der Verdacht vorliegt, diese Kritik könnte einen Platz in ausländischen Zeitschriften finden. Was gut ist oder was man für gut hält, läßt man dagegen gern sehen.

Außerdem kommt hinzu, daß die Kasaken im Winter wenig oder gar nicht exerziren oder auch nur in Abtheilungen reiten, so daß sie erst im Sommer in eine einigermaßen präsentable Verfassung kommen. Diese Periode war bei meiner Anwesenheit in Odessa noch nicht eingetreten, und es hieß der Liebenswürdigkeit des Obersten zu viel zumuthen, wenn er für mich erst eine Extravorstellung hätte arrangiren oder seine Kasernen und Ställe in eine Inspektionsverfassung hätte setzen sollen. So wenigstens erklärte ich mir damals bescheidener Weise das nicht gezeigte Entgegenkommen und nur um Sr. Excellenz, dem Herrn Grafen, Gelegenheit zu geben, mir auf die Empfehlung des Russischen Botschafters hin doch wenigstens eine Aufmerksamkeit zu erweisen, bat ich nur um eine private Empfehlung an irgend einen Offizier in Sewastopol, um auf diese Weise besser und berechtigter die dortigen Merkwürdigkeiten in Augenschein nehmen zu können. Die Antwort lautete, Sewastopol dürfte nur mit Erlaubniß von Petersburg aus Ausländern gezeigt werden; man müßte erst dorthin schreiben, und wenn ich wollte, könnte ich auf die Rückantwort warten. Ich lehnte das natürlich dankend ab, und damit waren meine Beziehungen zu Sr. Excellenz und dem offiziösen Rußland in Odessa abgebrochen. Ich betrachtete mich nun in Odessa als auf dem Kriegspfade befindlich und ging, so gut ich es vermochte, meinen eigenen Weg. Konnte man es mir doch nicht gut verbieten, mich wie irgend ein anderer Besucher

der Stadt auf einen Wagen zu setzen und mir die Kasernen, die Exerzirplätze, auf denen die Infanterie in kleinen Abtheilungen exerzirte, und auch das sehr schön in einem Wäldchen gelegene, aber erst von einem Infanterie-Regimente bezogene Lager aus möglichster Nähe anzusehen. Es scheint indessen wirklich, als ob man in Odessa Fremden und namentlich Deutschen gegenüber sehr argwöhnisch ist, worunter auch die in Odessa wohnenden Angehörigen des Deutschen Reiches leiden. Ein Deutscher Herr, ehemaliger Reserveoffizier, jetzt Kaufmann, in dessen Hause ich Gastfreundschaft genoß, erzählte mir, der Stadtkommandant hätte ihn einst in einer Gesellschaft halb scherzhaft darüber zur Rede gestellt, daß alle Preußischen Offiziere, die aus diesem oder jenem Grunde nach Odessa kämen, in seinem Hause verkehrten. Aehnliches vertraute mir auch der dortige Deutsche Generalkonsul, der in seiner Eigenschaft als diplomatischer Agent doppelt vorsichtig sein muß und ordentlich froh darüber schien, daß ich ihn nicht mit Anliegen, Bitten um Vermittelung und dergl. behelligte. Alle diese Herren erwiesen mir dagegen in gesellschaftlicher Hinsicht die größten Liebenswürdigkeiten, so daß ich mich trotz meiner militärischen Mißerfolge in der schönen, sehr dem Lebensgenuß huldigenden Stadt sehr wohl fühlte. Ich erhielt auch viele werthvolle Informationen über militärische Dinge, die das Wenige, was ich mit eigenen Augen zu sehen vermochte, ergänzten. So auch über die Persönlichkeit des Höchstkommandirenden, Grafen Mussin-Puschkin. Derselbe wurde mir allgemein als ein sehr artiger und jovialer Herr geschildert, der, obwohl verheirathet, ein eifriges Mitglied des dem Spiel und den Tafelfreuden gewidmeten Englischen Klubs ist und überhaupt in der Nacht die schönere Hälfte des Tages sieht. Kein bedeutender Stratege, aber ein großer Günstling bei Hofe, hat er seine hohe militärische Stellung weniger seinen Fähigkeiten als dem Umstande zu verdanken, daß Kaiser Alexander III. auf so hohen Posten nur Männer zu sehen wünscht, die zu repräsentiren wissen und reich genug sind, um bei ihrem Wirken nicht durch materielle Bedenken beeinflußt zu werden. Außerdem ist die Stellung eines Kommandirenden des Odessaer Militärbezirks nicht von derselben Wichtigkeit, wie die der Befehlshaber in den Militärbezirken Kijew und Warschau.

Die Truppen des Odessaer Militärbezirks, obwohl durchaus auf dem Durchschnittsniveau stehend, zeichnen sich denn auch nicht durch eine besondere Leistungsfähigkeit oder eine Eigenart aus, wie man sie den von den Generalen Dragomirow und Gurko geleiteten Streitkräften — um nicht zu sagen Armeen — an den Westgrenzen zuschreibt. Eine Spezialität kultiviren die Odessaer Truppen insofern, als sie der Nähe des Meeres halber Gelegenheit haben, die Küstenvertheidigung und, in Gemeinschaft mit der Flotte, Landungsmanöver zu üben, so namentlich auch an den Küsten der Krim. Die Russischen Zeitungen, darunter der „Invalide", bringen über diese bereits seit einer Reihe von Jahren stattfindenden Uebungen viel Rühmens, an Ort und Stelle hört man aber über dieselben manches Absprechende. Danach sollen namentlich die

bei Odessa selbst abgehaltenen Landungsmanöver der Hauptsache nach nur zur Unterhaltung der im Sommer dort zahlreich versammelten Badegäste dienen, sonst aber wenig praktischen Nutzen haben.

Ich werde später Veranlassung nehmen, meine im Ganzen günstigen Eindrücke über die Offiziere und die Armee zusammenzufassen, und möchte hier nur einer mir in Odessa begegneten und die Verhältnisse des Russischen Offizierkorps beleuchtenden Erscheinung Erwähnung thun.

Man machte mich einst auf einen auf einem sehr unansehnlichen Roß vorbeipassirenden General aufmerksam, der die erst neuerdings eingeführten Abzeichen für Verabschiedete trug. Bisher hatten die verabschiedeten Generale und Stabsoffiziere, falls sie nicht à la suite eines Truppentheils standen, keine Achselstücke, sie waren also, wenn sie Uniform — speziell den Ueberrock — trugen, nur an den breiten rothen Passanten als Generale kenntlich. Aus diesem Grunde wurde von der Erlaubniß, Uniform zu tragen, seltener Gebrauch gemacht, als es von obenher erwünscht sein mochte, namentlich jetzt, wo die im Kriege vorzunehmenden umfassenden Reserveformationen die weitere Pflege militärischen Geistes auch bei den verabschiedeten Offizieren als nützlich erscheinen lassen. Man hat daher den verabschiedeten Offizieren auch Achselstücke gegeben, die ihren Rang erkennen lassen, aber nur den unteren Theil der Achsel bedecken, was nicht besonders gut aussieht. Trotzdem sieht man jetzt diese Uniform von vielen alten Offizieren, namentlich Generalen, getragen. Der mir gezeigte Herr hatte seine besondere Geschichte. Aus der Garde hervorgegangen und ein Jugendgenosse Kaiser Alexanders II., fungirte er, damals schon General, im Kriege von 1877/78 als Intendant. Es kamen Unordnungen mit Mehllieferungen ꝛc. vor, bei denen ihm aber, wie es allgemein heißt, nur die Schuld des Dupirten zufiel. Er erhielt daher bei der nach dem Kriege geführten Untersuchung nur einen strengen Verweis. Zu stolz, um diesen Makel auf sich sitzen zu lassen, und auch wohl auf seine Vertrautheit mit Sr. Maj. dem Kaiser bauend, reiste der General nach Petersburg, um sich persönlich zu rechtfertigen. Der Kriegsminister sowie der damalige Generalgouverneur von Odessa, Baron Ropp, wollten ihm aber nicht wohl und setzten es durch, daß dem General der Abschied ertheilt wurde. Die Russischen Pensionen sind bekanntlich sehr niedrig. Der betreffende Herr, obwohl er bereits dicht vor dem vollen General stand, erhielt jährlich nur etwas mehr als 1000 Rubel. Seine Gemahlin war aus fürstlichem Geschlecht, hatte aber kein Vermögen. So konnte er mit seiner Pension unmöglich standesgemäß existiren und bemühte sich Jahre hindurch auf alle Weise um einen Nebenposten, wie es deren in Rußland für Militärs so viele giebt. Stets vergeblich, da seine Fähigkeiten keine bedeutenden waren.

Endlich erhielt er in Odessa aus Barmherzigkeit eine Stelle als Beamter für besondere Aufträge bei einer mit dem Staate in Verbindung stehenden Industriegesellschaft, deren Direktor ein ehemaliger Oberst ist; die Neben-

einnahme des Generals zu seiner Pension beträgt jährlich nur 600 Rubel, und man kann nun den ehemals so hochgestellten Mann tagtäglich in seiner Generalsuniform im vordersten Amtszimmer des Direktoriums sitzen und Schreiberdienste verrichten sehen. Sonderbar erscheint auch die Bestimmung, daß die in Uniform erscheinenden verabschiedeten Offiziere zwar von den Mannschaften, nicht aber auch von den Offizieren gegrüßt werden. Ebenso grüßen die Offiziere verschiedener Regimenter einander auf der Straße nicht, selbst dann nicht, wenn der begegnete Offizier einen höheren Rang hat. Es fehlt überhaupt an einem Esprit de Corps innerhalb der Gesammtarmee.

Mein nächstes Ziel von Odessa auf dem Wege nach dem Kaukasus war die Krim, zunächst natürlich Sewastopol. Empfehlungen von höherer Seite für die Krim besaß ich nicht, wohl aber hatte ich mir in Odessa ein Einführungsschreiben an einen in Sewastopol thätigen Schiffsingenieur verschafft.

Man reist von Odessa nach Sewastopol und weiter nach dem Kaukasus am bequemsten mit den fast täglich kommenden und abgehenden vortrefflichen Schiffen der Russischen Dampfschiffsgesellschaft des Schwarzen Meeres. Mein Schiff ging um 4 Uhr nachmittags aus dem sehr schönen, aber in diesem Sommer der Getreidesperre halber fast verödeten Hafen von Odessa ab. Die Fahrt verlief sehr angenehm, und am nächsten Vormittag befanden wir uns bereits angesichts der berühmten Einfahrt der Bucht von Sewastopol. Der malerisch schöne Eingang zur Bucht wird durch zwei auf beiden Seiten hoch liegende, aber vom Meere aus wenig sichtbare Küstenbatterien flankirt und kann überdies leicht durch Torpedos gesperrt werden. Von weiteren Befestigungen sieht man nichts, doch heißt es, daß solche im umfassenderen Maße projektirt sind. Hierfür spricht auch die neuerdings bewerkstelligte Verstärkung der Festungsartillerie. Das Innere der reich gegliederten und von mäßigen, fast ganz kahlen Höhen eingeschlossenen Bucht mit der Stadt auf der Südseite, ist höchst großartig, welcher Eindruck durch die historischen Reminiszenzen, die sich an diese Stätte knüpfen, noch verstärkt wird. Im Hafen lagen einige Panzerschiffe und kleinere Kriegsfahrzeuge; die Zahl der Handelsschiffe war aber nur gering, welcher, ebenfalls durch die Getreidesperre hervorgerufene Umstand der großen Wasserfläche den Charakter der Oede verlieh. Auch das Leben in der an sich hübschen Stadt selbst war kein reges, und es schien mir, als ob sie sich noch immer nicht von den Schrecken des Krieges erholt hätte. Vor einigen Jahren soll der seines Festungscharakters entkleidete Ort mehr im Aufblühen begriffen gewesen sein und Aussicht gehabt haben, ein Haupthandelsplatz zu werden. Dazu befähigte ihn seine Lage als Endpunkt der durch die fruchtbare Krim führenden Eisenbahnlinie und der wahrhaft ideale, den größten Flotten sicheren Ankergrund gewährende Hafen.

Jetzt, nachdem Sewastopol an Stelle des an Bedeutung verlierenden Nikolajew zum Kriegshafen ausersehen ist und Handelsschiffe dort nicht mehr

anlegen sollen, wird die Stadt, wie man allgemein glaubt, eher zurückgehen als vorwärts kommen. Die Einwohner sind mit dieser ihren Wohlstand schädigenden Aenderung um so unzufriedener, als das mit mehreren Buchten tief in das Land einschneidende Wasserbecken nicht nur der gesammten Russischen Kriegsflotte Raum bietet, sondern auch ungezählte Kauffahrteischiffe aufnehmen kann, ohne daß dieselben mit den Kriegsfahrzeugen und den Marine-Anstalten in zu nahe Berührung zu kommen brauchten. Es scheint jedoch, als ob man von höchster Stelle aus die Handelsschiffe deshalb aus dem Hafen verbannen will, um die Beobachtung dessen, was bei der Marine vor sich geht, möglichst zu beschränken. Gegenwärtig stand in Sewastopol noch eine ziemlich bedeutende Garnison aus Infanterie und Artillerie, doch ist das Generalkommando des VII. Armeekorps inzwischen nach Simpheropol verlegt worden und dafür nach Sewastopol die Admiralität gekommen.

Bei einer Fahrt durch und um die Stadt hatte ich Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, daß noch viele Häuser auf der Südseite gänzlich in Trümmern liegen, Spuren der Geschosse sieht man sogar noch im Inneren. Dort, wo sich ehemals die Festungsenceinte, der Malakoffthurm und andere Bollwerke befanden, liegen jetzt im weiten Umkreis riesige Kasernen und Arsenale, dahinter breitet sich in völliger Oede das Angriffsterrain aus. Dicht an der Wasserseite haben dagegen die ehemaligen Ruinen schönen Boulevards und freundlichen Gartenanlagen Platz gemacht. Dort spielt des Abends die Militärmusik, und man genießt eine reizende Aussicht über die Bucht hinweg auf die gegenüber liegenden Höhen. Auf einer derselben erhebt sich als ergreifendes Monument der blutigen Vergangenheit der eigenthümlich geformte Thurm der Gedächtnißkirche, in deren Umkreis die bei der Vertheidigung Sewastopols gefallenen Krieger zu vielen Tausenden begraben sind. Man nennt diese vielbesuchte Stätte pietätvoll den Brüderkirchhof.

Die Empfehlung an den einer russifizirten Deutschen Familie entstammenden, sehr gebildeten und mittheilsamen Schiffsingenieur verschaffte mir das Vergnügen, mit ihm auf seinem Kutter die Bucht zu durchkreuzen und sogar das neue Panzerschiff zu besichtigen, dessen Bau er leitete. Ich bin aber selbst beim besten Willen außer Stande, ein maritimes Staatsgeheimniß zu verrathen, da sich alle Schiffsbau- und Armirungsangelegenheiten meiner Kompetenz entziehen. Mein nächstes Reiseziel war der berühmte Badeort Yalta am Südufer der Krim. Man kann diese entzückende Tour auch zu Schiff machen, ich wählte aber die Landroute, um auf diese Weise die unterwegs anzutreffenden Tatarendörfer mit ihrer noch ganz orientalischen Bevölkerung und Bauart zu sehen. Man fährt des Morgens um 8 Uhr von Sewastopol ab, und der Weg geht zunächst nach Balaklawa zu, über das keine Aussichten gewährende, äußerst kahle, hügelige Schlachtfeld, südöstlich der Stadt, das jetzt den Truppen als Lagerfeld und Exerzirplatz dient. Die Infanterie-Regimenter hatten bereits das Lager bezogen, und das

ganze Feld war bedeckt mit exerzirenden Kompagnien und Abtheilungen, die, in einem Gliede rangirt, unter Trommelschlag den Front- und Reihenmarsch übten. Mir kam es vor, als ob diese Truppen noch ganz besonders weit in ihrer Ausbildung zurück wären, erheblich mehr als die Garnison von Odessa. Obwohl die Rekruten jetzt, Mitte Mai, schon länger als vier Monate Zeit gehabt hatten, die ersten Rudimente zu erlernen, und nach unseren Begriffen zur Einstellung in die Kompagnie fertig sein mußten, gingen der Marsch und die Griffe so schlecht, wie man es bei uns bereits nach den ersten vierzehn Tagen nicht mehr zu sehen gewohnt ist.

Der Marsch war so schwerfällig, als ob man Bauern vor sich hätte, die zum ersten Male in die Uniform gesteckt wären, Haltung und Richtung ließen Alles zu wünschen übrig, und beim Reihenmarsch hatten die hintersten Leute stets die Abstände verloren und schlenderten außer Tritt nach, ohne daß sie von den Unteroffizieren berufen worden wären. Wenn Halt gemacht und Gewehr ab genommen wurde, plumpten die Kolben ohne Tempo auf die Erde nieder, kurz, von militärischem Wesen keine Spur. Nur wo Offiziere die Kompagnien und Abtheilungen kommandirten, ging es etwas besser, obwohl nach unseren Ansprüchen immer noch miserabel, und ich mußte unwillkürlich denken, daß, wo man so nachlässig arbeitet, selbst das Doppelte der verwendeten Zeit zu keinem besseren Resultate führen kann.

Man darf aber in Rußland von einer Truppe durchaus nicht auf alle schließen, und ich hatte später Gelegenheit, auch andere, für das Preußische Auge annehmbarere Leistungen zu sehen. Es kommt hier in Rußland mehr als anderswo auf die Persönlichkeiten der Vorgesetzten an, und es ist nur zu natürlich, daß speziell in dem weit vom Centrum entfernten Süden des Reichs die Zügel der Oberleitung etwas lockerer gelassen werden. Weiterhin kamen wir an einem langen Scheibenstande vorbei, an dem gerade geschossen wurde. Auch bei dem Schießen geht es in Rußland so anders zu als bei uns, daß man aus dem Staunen nicht heraus geräth.

Hier nur so viel, daß auf den meist im freien Felde errichteten Scheibenständen von Traversen, die die einzelnen schießenden Abtheilungen voneinander trennen, nicht die Rede ist. Die vier Kompagnien eines Bataillons schießen ohne Trennung, nach Art einer Schützenlinie, nebeneinander. Auf jede Kompagnie kommen meistens vier Scheiben, und erst wenn die zum Schießen vorgezogenen 16 Mann des Bataillons — mitunter schießen auch zwei Bataillone gleichzeitig an einem Stande — ihre Schüsse abgegeben haben, wird Stopfen geblasen, und die Anzeiger kommen aus ihren vor oder seitwärts des Scheibenstandes befindlichen Löchern hervor, um die Treffer zu markiren. In jedem Anzeigerloch (bezw. Blindage) befindet sich eine Flagge, und erst, wenn sämmtliche Markeure sich wieder geborgen und die Flagge aufgerichtet haben, darf das Schießen wieder beginnen. Bei diesem etwas summarischen Verfahren, das man überall in Rußland antrifft, kommt natürlich eine

Menge von Unglücksfällen vor, es wird aber nicht geändert, theils, weil man es so gewöhnt ist, theils, weil man die Kosten zur Beschaffung und Einrichtung gefahrloserer Scheibenstände scheut. Es sind auch für die Masse der in ein und demselben Lager versammelten Truppen viel zu wenig Schießstände vorhanden, namentlich auf die weiteren Entfernungen. Im Winter wird gar nicht geschossen. Trotzdem wird bei der Russischen Armee auf das Schießen großes Gewicht gelegt, und ich komme darauf noch zurück. Weiter militärisch Bemerkenswerthes habe ich in der im Allgemeinen nicht stark mit Truppen belegten Krim nicht gesehen. Mein fast achttägiger Aufenthalt in Yalta und an anderen Punkten der Südküste war eine Zeit reinen Naturgenusses, und ich kann nur sagen, daß, wenn man sich an schöner Landschaft, reicher Vegetation und einem herrlichen Klima erfreuen will, die Südküste der Krim fast Italien den Rang streitig macht.

Von Yalta aus, in dessen nächster Nähe die Sommerresidenz der Kaiserlichen Familie, Livadia, weiterhin das fast noch paradiesischere Alupka, Orianda ꝛc. zu Ausflügen einladen, setzt man die 709 Seemeilen betragende und 4—5 Tage erfordernde Reise nach Batum, an der Kaukasischen Küste wiederum zu Schiffe fort und berührt dabei stets ziemlich dicht an dem fortgesetzt malerischen, aber sich nach Osten zu mehr und mehr verflachenden Ufer verbleibend, die Häfen von Feodosia und Kertsch. Hier bei Kertsch, das noch viele Reminiszenzen aus der Zeit des Pontischen Herrschers Mithridates in sich birgt und daher von Alterthumsforschern viel besucht wird, sind bekanntlich starke Befestigungen angelegt, die den im Osten durch die bereits zum Kaukasusgebiet gehörige Halbinsel Taman begrenzten Eingang zum Asowschen Meere zu schützen bestimmt sind.

Zur Besichtigung dieser nur zum Theil vom Hafen aus sichtbaren Festungsanlagen bedarf es natürlich einer Erlaubniß, deren Nichtbesitz mich indessen bei meiner Laienhaftigkeit wenig bekümmerte. Sachkundige sagten mir aber, daß die Kosten dieser, in der Nähe der engsten Stelle der Meeresstraße befindlichen Anlagen mit ihrem Nutzen in gar keinem Einklang ständen, um so weniger, als wohl kaum je wieder die Aussicht vorläge, daß eine feindliche Flotte diesen Punkt als Objekt für ihre Operationen wählen würde. Ist doch die Russische Flotte im Schwarzen Meere jetzt wieder so stark, daß die apathischen, finanziell ruinirten Türken an eine Offensive im Schwarzen Meere nicht zu denken vermögen. Es müßten daher ganz besondere politische Kombinationen eintreten, wenn das Schwarze Meer noch einmal der Schauplatz maritimer Kämpfe werden sollte. Die Entscheidung würde sich immer an dem Bosporus und den Dardanellen abspielen.

Um von Kertsch nach Batum zu gelangen, muß man eine erhebliche Strecke, die man bereits nordwärts gemacht hat, wieder südwärts zurücklegen. Erst dann nähert man sich mehr der Kaukasischen Küste, die hier im Norden keineswegs durch Großartigkeit imponirt, da die Gebirge nur in ihren

äußerſten Ausläufern an die Küſte herantreten, von den Hauptkämmen aber noch nichts zu ſehen iſt. Man erblickt am Ufer lediglich eine monotone, nach dem Innern zu allmählich anſteigende Waldlandſchaft, die ehemals von den jetzt meiſt nach der Türkei ausgewanderten Tſcherkeſſen oder Adighé, weiter ſüdlich aber von den ihnen verwandten Abchaſen bewohnt wird. Die Bevölkerung iſt aber hier ſehr ſpärlich, und Ruſſiſche Anſiedelungen bezw. Befeſtigungen findet man nur unmittelbar an der Küſte, die überdies zur Hälfte zur Nacht paſſirt wird. Der erſte größere Hafen, den man zu Schiff erreicht, iſt Noworoſſyſk, ein Punkt, der außer ſeiner kommerziellen auch eine militäriſche Wichtigkeit beſitzt und demgemäß eine Zukunft hat. Von Noworoſſyſk führt nämlich jetzt eine Eiſenbahnlinie durch das Gebiet der Kuban-Kaſaken über Jekaterinodar und ſtößt bei der Station Krylowskaja auf die große Eiſenbahnlinie Wladikawkas—Roſtow (am Don). Es können ſomit die reichen Produkte des nördlichen Kaukaſusgebietes und des Kubanbezirkes auf dieſem Wege bequemer an das Meer gebracht werden, als es früher der Fall war, wo man dieſelben bis Roſtow am Don bezw. Aſow bringen mußte.

Ebenſo können auf dieſem Wege auch Truppen und Kriegsvorräthe von und nach dem Kaukaſus ſchneller über Noworoſſyſk befördert werden. Auch Reiſende nach dem Kaukaſus wählen jetzt vielfach von Odeſſa aus dieſen Weg, vermittelſt deſſen man ſich dem Gebirge von der Nordſeite und nicht, wie ich es that, von Süden her nähert.

Auf der Weiterfahrt berührten wir Sſuchum-Kalé, das, am Fuß der Berge Abchaſien's gelegen, ſchon zum Gouvernement Kutais gehört. Die Gegend iſt hier prachtvoll, die Vegetation höchſt üppig, das Klima aber ebenſo wie weiter nach Süden hin ſehr ungeſund. Schon ehe man nach Sſuchum-Kalé gelangt, ſieht man vom Meere die Schneeberge der Kaukaſiſchen Hauptketten über die zum Ufer abfallenden, bewaldeten Vorhöhen hinwegragen, und je mehr man ſich dem an der Rion-Mündung gelegenen Hafen Poti nähert, deſto großartiger und vollſtändiger geſtaltet ſich dieſer faſt die Alpen übertreffende Gebirgseindruck. Poti ſelbſt liegt flach in einer Wald- und Sumpflandſchaft und iſt durch die dort herſchenden Fieber geradezu verrufen. Vermittelſt einer Eiſenbahnlinie mit Tiflis verbunden, würde die Stadt als Hafenplatz von Wichtigkeit ſein, doch wird die Schifffahrt hier durch eine unweit der Rion-Mündung gelegene Untiefe und häufige Stürme gehindert. Die Ruſſiſche Regierung hat dieſem Uebelſtand durch Anlage eines ſehr koſtſpieligen Hafenbaſſins abzuhelfen gewußt, deſſen Konſtruktion aber in geradezu lächerlicher Weiſe verfehlt iſt. Innerhalb der Steinmolen des Hafens liegen die Schiffe allerdings ſehr ſicher; aber der Hafeneingang und das Baſſin ſelbſt ſind ſo eng, daß es bei nur etwas widrigen Winden faſt unmöglich wird, hinein- und noch ſchwerer hinauszukommen. So iſt denn jetzt, nachdem Batum in Ruſſiſchen Beſitz gelangt iſt und ebenfalls Eiſenbahnverbindung mit Tiflis erhalten hat, Potis Bedeutung faſt auf Null reduzirt. Die Garniſon dort

ist im Grunde überflüssig, es sei denn zur Abwehr des Schmuggelhandels, der längs der ganzen Küste von Griechen, Tataren und Armeniern mit den Abchasen betrieben wird. An Aufstände der Bergvölker ist hier nicht mehr zu denken. Früher dagegen schwebten die kleinen Russischen Garnisonen an der Küste in steter Gefahr.

In Transkaukasien.

Ich blieb noch bis Batum auf dem Dampfer, schon um Gelegenheit zu haben, diese noch bis 1878 Türkische Stadt ebenfalls zu sehen. Bekanntlich sollte Batum nach den Bestimmungen das Berliner Vertrags Freihafen sein, ist aber 1886 zum großen Nachtheil für den aufblühenden Handel durch Kaiserlichen Ukas dieses Charakters entkleidet worden und für Rußland, wenn auch nicht, wie ursprünglich beabsichtigt, ein Kriegshafen, so doch ein bedeutender militärischer Stützpunkt geworden. Es sind dort starke Befestigungen errichtet; der Hafen ist durch Anlage einer gewaltigen Schutzmole verbessert und die Stadt selbst mit der etwa drei Werst entfernten, neu errichteten sogenannten Militärstadt mit einer Eisenbahn verbunden worden. In dieser Militärstadt befinden sich die Kasernen der Garnison, Arsenale, Pulvermagazine ꝛc. Die militärische Wichtigkeit Batums wird noch gewinnen, wenn die im Bau begriffene Linie nach Erzerum fertig sein wird.

Im Uebrigen leidet auch Batum, weil ähnlich wie Poti gelegen, an einem schlechten Klima; die Stadt ist aber sehr interessant, weil man hier neben den Europäischen Bauten und dem mit einem Hafenplatz verbundenen internationalen Leben noch ganz Orientalische Viertel sieht und man, wenn zu Schiffe angekommen, zuerst mit dem Völkergemisch des südlichen Kaukasusgebietes in nähere Berührung tritt. Es herrscht hier wirklich ein reines Sprachen- und Trachtenbabel, das dem auf der großen Brücke über das Goldene Horn in Konstantinopel nichts nachgiebt, das man aber hier von den am Uferkai gelegenen Hotels mit größerer Muße betrachten kann. Man denkt unwillkürlich, man käme, wenn man das Kaukasusgebiet betritt, in ein wildes Land, und ist angenehm überrascht, daß man hier überall genau so gut und gefahrlos lebt wie in Europa. Die sich darbietenden Kontraste wirken nur angenehm. Das Auge schwelgt förmlich. Um zu einem Punkt zu gelangen, an welchem dieses bunte Bild noch lebhafter zur Erscheinung kommt und der auch in landschaftlicher Hinsicht seines Gleichen sucht, reiste ich von Batum, wo ich mich nur eine Nacht aufhielt, nicht direkt nach Tiflis, meinem Hauptziele, weiter, sondern nahm einen zweitägigen Aufenthalt in Kutais, der Hauptstadt von Imeretien und ebenfalls ein bedeutender Militärposten. Um von Batum nach Kutais zu gelangen, benutzt man die nach Tiflis führende Eisenbahn bis zur Station Rion und hat von dort auf einer Zweigbahn nur noch acht Werst bis Kutais zurückzulegen. Im Ganzen dauert diese Fahrt von Batum ab nur vier Stunden und ist äußerst genußreich. Zunächst zieht

sich die Eisenbahnstrecke nordwärts ganz dicht am Meere hin, während von rechts her das allmählich zu den Vorbergen des Kaukasus ansteigende Hügelland mit urwaldähnlicher Vegetation den Blick fesselt. Dann geht es in das lachende, weit ausgedehnte Thal des Rion hinein, an dem zu beiden Seiten des Flusses die in ihrem neueren Theil modern gebaute Stadt wie in einem Garten liegt. Es sind aber noch verschiedene Bauwerke aus der Zeit des selbständigen Imeretinischen Königreiches vorhanden, so z. B. die sehenswerthe alte Festung, deren Trümmer hoch auf einem der Uferberge liegen und in denen jetzt ein Seminar für Griechisch-katholische Geistliche seinen Platz hat. Von dieser Höhe aus bietet sich eine großartige Aussicht auf die Stadt, auf das ganze Flußthal und auf die im Norden liegende Gebirgslandschaft von Swanetien.

Mir war es aber weniger um landschaftliche Genüsse als darum zu thun, etwas von der in Kutais stehenden Russischen Garnison zu sehen.

Das meiste Interesse hatte für mich das ebenfalls in Kutais garnisonirende und dem Kuban-Heere angehörende Choperskische Kasaken-Regiment. Es bildet einen Bestandtheil der ihren Stab in Tiflis habenden I. Kaukasischen Kasaken-Division und es mußte mir daran liegen, gerade dieses Regiment zu sehen, weil die anderen drei Regimenter der Division, als zu weit von meinem Wege abliegend, mir unerreichbar waren. Abgesehen von den Schwadronen des Kaiserlichen Konvois und der aus zwei Sotnien bestehenden Kuban-Division, die ich bereits bei meiner früheren Reise kennen zu lernen und zu bewundern Gelegenheit hatte, war das Choperskische Kasaken-Regiment überdies das erste Kaukasische, welches ich überhaupt zu Gesicht bekam, und daher meine Neugierde erklärlich. Ich hatte denn auch das Glück, vier Sotnien des Regiments, die von einer Uebung nach ihren in der Nähe des Bahnhofs gelegenen Kasernen zurückkehrten, an mir vorüber passiren zu sehen und so wenigstens das Material an Mannschaften und Pferden kennen zu lernen. Die Pferde, obwohl wie die Donischen meist klein und unansehnlich, erschienen mir zwar schnittiger und edler als die der Don-Kasaken, stachen aber doch gewaltig gegen die ausgesuchten Thiere ab, wie sie die Kaukasischen Kasaken des Kaiserlichen Konvois und die ebenfalls aus Eliten formirte Kuban-Division in Warschau reiten. Mit der Ausrüstung und den Mannschaften verhielt es sich ebenso.

Bekanntlich tragen die Kaukasischen Kasaken eine Uniform und Bewaffnung, die ganz und gar der sogenannten Tscherkessentracht entspricht, so daß sie, wenn sie nicht die auf dem Obergewand, der Tscherkeßka, angebrachten Achselklappen als Soldaten erkennen ließen, von den eingeborenen Landeseinwohnern gar nicht zu unterscheiden wären.

Dieses Nichtmilitärische im Aussehen wird noch dadurch befördert, daß die Kasaken zwar als Paradeuniform Tscherkeßkas von gleicher dunkler Farbe und schwarze Pelzpapachas tragen, zum gewöhnlichen Dienst und auf der

Straße aber in verschiedenfarbiger Gewandung und auch in Pelzmützen erscheinen dürfen.

Es geschieht das deshalb, weil die Kasaken bekanntlich ihre ganze Ausrüstung ebenso wie das Pferd, selbst anzuschaffen haben und man ihnen die Erleichterung gewähren will, Stoffe von solcher Farbe zu benutzen, wie sie gerade in ihrer Heimath gebräuchlich und herstellbar sind. Man sieht daher bei einer und derselben Truppe Leute mit grauen, braunen und schwarzen Tscherkeßkas, ebenso wie weiße, graue, braune und schwarze Papachas. Noch größere Unterschiede zeigt das unter der Tscherkeßka getragene Untergewand, der Beschmet oder Archalup. Es ist das eine Art von Aermelweste, die etwa bis ans Knie reicht und deren Stehkragen und Vordertheil oben in dem Ausschnitt des Oberkleides sichtbar wird. Der Stoff ist ein leichter Zitz (bei den Vornehmeren wohl auch Wolle oder Seide), und die vorschriftsmäßige Farbe dieses Beschmets ist bei den Kuban-Kasaken roth, bei den Terek-Kasaken blau. Für gewöhnlich tragen aber die Mannschaften und auch die Offiziere Beschmets von hellem, oft geblümtem Stoffe, was, wenn das Kleidungsstück rein ist, recht sauber aussieht. Meistens ist das aber nicht der Fall, und wenn nun beim Reiten und noch mehr beim Gehen die schlafrockartige Tscherkeßka unten auseinanderschlägt und man darunter den an ein Hemd erinnernden Beschmet hervorblicken sieht, so ist der Eindruck ein keineswegs adretter. Die richtigen waschechten Kaukasier bedienen sich ihres Nationalkostüms mit viel mehr Grazie, und dasselbe erscheint dann im Verein mit der schönen Haltung und dem stolzen Gang des Trägers wirklich hübsch und kleidsam. Bei den meisten Kasaken läßt sich aber doch der als Tscherkesse maskirte Russische Bauer nicht verleugnen, dazu genügt schon der plumpe, selten gewichste Kniestiefel. Es kommen aber auch Ausnahmen vor; man sieht unter den Kasaken, namentlich unter den mehr mit Kaukasischen Elementen vermischten Angehörigen des Terek-Heeres Gesichter und Gestalten von durchaus Orientalischem Typus, und auch ihr Charakter soll dem der benachbarten Bergvölker ähnlicher sein, als es im Interesse der Disziplin wünschenswerth ist. Im Allgemeinen ist aber die militärische Leistungsfähigkeit dieser Kaukasischen Kasaken anerkannt eine erheblich größere als die der Don-Kasaken, namentlich für den kleinen Krieg in gebirgigen Gegenden. Dazu befähigen sie die leichten, flinken, an das Ueberwinden von Terrainhindernissen gewöhnten Pferde, die alten Traditionen des Kampfes mit den Bergvölkern und auch der Friedensdienst, der selbst jetzt nach Pazifizirung des Kaukasus, ein fortwährendes Aussenden von Patrouillen zum Schutz der Sicherheit im Innern und an den Asiatischen Grenzen bedingt.

Als Zeichen dafür, daß es hier im Süden des Kaukasus nicht entfernt so unkultivirt ist, wie man denkt, führe ich an, daß ich in Kutais den Zirkus Godefroy antraf, dessen Vorstellungen bei den selbst so reitgewandten Bewohnern und speziell den Kasaken, das größte Entzücken

erregten. Natürlich benutzte ich diesen Umstand und freundete mich dabei mit den Offizieren an.

Ich hatte später noch bessere Gelegenheit, mich über das Wesen der Kaukasischen Kasaken zu informiren, und eile zunächst auf meiner Reise weiter.

Die Strecke von Kutais nach Tiflis erfordert noch acht Stunden Eisenbahnfahrt und führt anfangs durch ein fruchtbares, mehr ebenes Land, das, an unsere Norddeutschen Tiefebenen erinnernd, durch das Thal eines Nebenflusses des Rion gebildet und nur im Norden und Süden durch weit entfernte Gebirgszüge begrenzt wird. Dem Lauf des Flusses aufwärts folgend, beginnt die Bahn bei der Station Beja-tuban den Aufstieg zu einem sich von dem Hochgebirge südwärts abzweigenden Ausläufer, der die Wasserscheide zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere bildet. Nach Passirung der 3000 Fuß erreichenden Paßhöhe folgt die Bahn, an Aussichten reich und an alten Ruinen vorbei, dem Laufe der Kura. Von Gori ab bis nach Tiflis wird das Thal der Kura immer öder, und die kahlen braunen Höhen, welche ihren Lauf einschließen, bilden einen seltsamen Gegensatz zu den reich bewaldeten, abwechselungsvollen Landschaften von Imeretien. Mit einem Wort, der wüstenartige Charakter des Beckens des Kaspischen Meeres, dem die Kura zuströmt, beginnt sich bereits geltend zu machen, und doch liegt das Centrum der hiesigen Kultur noch vor uns. Man trifft mit dem Hauptzuge zu später Abendstunde in Tiflis ein und hat bei der bereits eingetretenen Dunkelheit zunächst keinen rechten Begriff von der Lage dieser vielgerühmten und vielbesungenen Hauptstadt des ganzen Kaukasusgebietes. Der erste Eindruck ist ein geradezu befremdlich nüchterner. Man fährt zuerst wohl eine halbe Stunde lang durch eine ehemals von der Deutschen Kolonie eingenommene Vorstadt von dorfähnlichem Charakter, die allmählich in die auf dem rechten Kura-Ufer gelegene, ganz Europäisch gebaute Russenstadt übergeht. Von Asiatischer Romantik sieht man dort, abgesehen von den bunten Trachten der sehr gemischten Bevölkerung, zunächst gar nichts. Hotels, Droschken, Pferdebahnen ebenso wie bei uns, und erst wenn man sich in den im Osten befindlichen, von einer Festungsruine gekrönten alten Asiatischen Stadttheil mit seinen engen, schmutzigen, von Tataren, Persern, Armeniern und anderen Asiaten wimmelnden Gassen und riesigen Bazaren begiebt, fühlt man sich wie mit einem Zauberschlage in den Orient versetzt. Fast befremdlich wirkt die Lage der Stadt in dem von völlig kahlen Höhen eingeschlossenen Thal der keineswegs brausenden, sondern träge und lehmig zwischen ihren Felsufern dahinfließenden Kura (Kur). Die von Bodenstedt gepriesenen Gärten muß man in dem Häusermeer förmlich suchen. Dafür ist die sich bis zum Kasbek erstreckende Totalansicht von den Höhen herab auf Stadt und Umgebung majestätisch, und man lernt auch den Zauber des dortigen Lebens nach und nach schätzen.

Zunächst galt es, meinen militärischen Pflichten nachzukommen und zu diesem Behufe die Laufgräben gegen die maßgebenden Autoritäten, an erster Stelle den Höchstkommandirenden, General Scheremetjew, zu eröffnen. Der mir in Odessa zu Theil gewordene, mehr als kühle Empfang hatte mich so kopfscheu gemacht, daß ich mit dem Gedanken umging, meine Empfehlung an den Höchstkommandirenden, General Scheremetjew, gar nicht abzugeben, sondern lediglich meinen eigenen Weg zu gehen und mich dabei der Unterstützung meiner in Tiflis ansässigen Privatbekanntschaften zu bedienen. Ich hätte, ebenso wie in Odessa, auch auf diese Weise Manches sehen können, aber es lag mir daran, vermittelst der Erlaubniß des hiesigen Machthabers auch den Offizierskreisen näher treten und mich mit voller Berechtigung bewegen zu dürfen. Außerdem galt mein nächstes Ziel dem für mich militärisch noch interessanteren Norden des Kaukasusgebiets, und gelang es mir, hier in Tiflis meine Zwecke autorisirt zu erreichen, so durfte ich hoffen, daß mir General Scheremetjew auch für die ihm untergebenen Truppenbefehlshaber in Wladikawkas, Piätigorsk und in den Kasakengebieten die nothwendigen Certifikate mitgeben würde. So beschloß ich denn, noch einmal den offiziösen Weg zu beschreiten, änderte aber zur Abwechselung meine Taktik dahin, daß ich mein Empfehlungsschreiben mit einem Begleitbriefe von mir nicht direkt an den Höchstkommandirenden, sondern an den Chef seines Stabes absandte. Es war das gewissermaßen ein Glück im Unglück, denn, wie ich gleich nach Abschickung der beiden Schreiben hörte, war General Scheremetjew in dienstlichen Angelegenheiten nach Petersburg verreist, und es vertrat ihn derweilen sein hauptsächlich die Civilverwaltung unter sich habender Gehülfe, Graf Tatischtschew, wie ich später hörte, eine reine Null, aber von großem Mißtrauen gegen alle Ausländer erfüllt. Schon dieser Umstand war geeignet, meine Hoffnungen sehr zu reduziren, und ein böser Stern wollte es überdies, daß auch der Stabschef, der mir, falls er es wollte, hätte sehr nützlich sein können, ebenfalls im Begriff war, sich zu Inspektionen nach dem Norden des Gebietes zu begeben. Ich bekam also auch diesen Herrn, den ich um eine Audienz gebeten hatte, nicht zu sehen. Er schrieb mir dagegen einen sehr artigen Brief, in welchem er mir die Abwesenheit des Höchstkommandirenden und seine eigene, noch an demselben Abend bevorstehende Abreise mittheilte und mich wiederum an seinen Gehülfen, den Generalmajor Barmin, verwies. Wie es in dem Briefe hieß, würde dieser Herr „mit Vergnügen“ bereit sein, allen meinen Wünschen zu entsprechen. Ich habe leider von dieser Willfährigkeit keine Proben erhalten und kann nur annehmen, daß man die Abwesenheit des Generals Scheremetjew, an den meine Empfehlung speziell gerichtet war, als einen willkommenen Vorwand ansah, mir keinerlei Entgegenkommen zu zeigen. Ich verfehlte natürlich nicht, sowohl dem Grafen Tatischtschew als dem General Barmin meine Besuche zu machen. Ersterer nahm mich nicht an und ließ auch weiter nichts von sich hören, während der Gehülfe des Stabschefs, den ich ebenfalls

nicht zu Hause traf, wenigstens die Liebenswürdigkeit hatte, mir meinen Besuch in meinem Absteigequartier zu erwidern. Ich trug ihm bei dieser Gelegenheit meine Wünsche, die er bereits kannte, nochmals vor, erhielt aber in der freundlichsten und bedauerndsten Form die Antwort, daß, da General Scheremetjew und auch der Stabschef abwesend seien, mir leider nichts gezeigt werden könne; er selbst hätte dazu keine Autorität. Es mußte mich das um so mehr in Erstaunen setzen, als der Herr General, wie es sich aus dem fast eine halbe Stunde dauernden Gespräch ergab, inzwischen meine dem Empfehlungsschreiben des Grafen Schuwalow beigefügte Broschüre gelesen hatte und mir darüber viele Komplimente machte. Um doch nicht ganz leer auszugehen, fragte ich nun direkt, ob es mir gestattet wäre, wie jeder andere unverdächtige Reisende auf meine eigene Hand mich in der Stadt zu bewegen und den Uebungen der Truppen zuzusehen. „Selbstverständlich", lautete die Antwort, „soviel Sie irgend wollen, nur die militärischen Anstalten, Kasernen ꝛc. dürfen Sie nur mit besonderer Erlaubniß besuchen, die ich Ihnen aber nicht geben kann, ebenso wenig wie Befehle an die einzelnen Truppenkommandeure, falls Sie etwas Besonderes, nicht allgemein Zugängliches sehen wollen." Das war das ganze Resultat der so wohlgemeinten Akreditirung meiner Person durch Excellenz Graf Schuwalow; für meine weiter gehenden Zwecke so gut wie nichts!

Ich hatte aber noch einen anderen Pfeil in meinem Köcher und bediente mich desselben mit ungleich größerem Erfolg. Unter den hohen Offizieren, welche ich im Jahre 1884 im Lager von Kraßnoe-Selo kennen zu lernen die Ehre hatte, befand sich auch Generalmajor Tutolmin, damals Direktor der Kavallerieoffiziers-Schule und gleichzeitig Militärgouverneur des Großfürsten Peter Nikolajewitsch.

Dieser als Kavallerist sehr angesehene Herr, der mir stets das liebenswürdigste Entgegenkommen gezeigt hatte und wußte, wie ich auch sonst von höchster Seite im Lager von Kraßnoe-Selo, Moskau, Warschau ꝛc. aufgenommen worden war, befand sich jetzt in Tiflis als Kommandeur der ersten Kaukasischen Kasaken-Division und er wurde gewissermaßen mein Retter in der Noth. Ich schrieb an ihn und bat um eine Unterredung. Statt aller Antwort erschien er noch an demselben Tage höchst erfreut und gleichsam mit offenen Armen bei mir. Ich war nun bereits Diplomat genug, um General Tutolmin meine Verstimmung über das bisherige Scheitern meiner Pläne nicht merken zu lassen. Namentlich ließ ich es im Dunkeln, ob ich eine sogenannte schriftliche Rasräschenie oder Entscheidung für die einzelnen Truppenkommandeure erhalten hätte bezw. erwarten dürfte. Zwischen den Worten Rasräschenie, zu Deutsch Entscheidung oder Genehmigung, und Poswolenie = Erlaubniß, so ähnlich auch ihr Sinn scheint, besteht nämlich ein großer Unterschied. Eine bloße Erlaubniß, falls sie nicht etwa schriftlich gegeben ist, nützt gar nichts, und kein Polizist oder Posten würde sich dadurch abhalten lassen, den

betreffenden Fremden vom Platze zu weisen. Eine Rasräschenie ist dagegen einem Befehle gleich zu erachten, d. h. der Truppenkommandeur, an den sie von höherer Stelle ergangen ist, wird dadurch angewiesen, dem Besucher dieses oder jenes zu zeigen. Man hält auf diese Weise eine Art von Besichtigung ab und wird in den meisten Fällen überdies bei dem Offizierkorps der inspizirten Truppe oder dem Kommandeur zum Essen eingeladen. Eine solche Erlaubniß im höheren Sinne hatte ich nun aber nicht, und das einzige Schriftliche, auf das ich mich berufen konnte, war der mir von dem Stabschef zugegangene Brief, wonach sein Gehülfe alle meine Wünsche „mit Vergnügen" erfüllen würde. Glücklicherweise drang General Tutolmin nicht näher auf diese Details ein und war sogar so gütig, mich für den nächsten Tag bei sich zum Essen einzuladen, bei welcher Gelegenheit ich verschiedene andere Generale und Regimentskommandeure kennen lernte. So war ich denn wenigstens einigermaßen akkreditirt und nutzte diesen Vortheil nach Möglichkeit aus. In Tiflis stehen von Infanterie das Mingrelische Grenadier-Regiment der berühmten Kaukasischen Grenadier-Division, das 152. Infanterie-Regiment Wladikawkas der 38. Infanterie-Division, ferner die ganze aus vier Bataillonen bestehende Kaukasische Schützen-Brigade und das Lorische Infanterie-Regiment der Kaukasischen eingeborenen Reserve-Brigade. Von Artillerie drei Batterien der Kaukasischen Grenadier-Artillerie-Brigade, außerdem Genietruppen. Von Kavallerie nur die Stäbe der Kaukasischen Dragoner-Division und der ersten Kaukasischen Kasaken-Division und eine kombinirte Kasaken-Sotnie als Konvoi des Generalgouverneurs.

Die Truppen waren auch hier noch nicht in das in der Nähe der Stadt liegende Lager gerückt, da die Witterung es noch nicht erlaubt hatte. Ich sah sie daher nur auf den Exerzirplätzen in der Nähe der Kaserne und auf einem größeren Uebungsfelde außerhalb der Stadt, wo sie sich mit Kompagnieexerziren und Scheibenschießen beschäftigten. Das Mingrelische Grenadier-Regiment hat, wie die Grenadiere überhaupt, sehr schöne große Leute, die sich meistens aus Klein-Rußland rekrutiren, ebenso fand ich aber die Mannschaften des Infanterie-Regiments Wladikawkas recht stattlich, eine Erscheinung, die mir bereits bei der in Kutais garnisonirenden Infanterie aufgefallen war. Da sich die im Kaukasus stehenden Streitkräfte mit Ausnahme der eingeborenen Truppen und Milizen nicht aus Kaukasiern, sondern aus dem Europäischen Rußland rekrutiren, so muß es fast Wunder nehmen, daß die hiesigen Regimenter überhaupt einen wesentlich vortheilhafteren Eindruck machen als die Europäischen. Es ist aber thatsächlich so, was man nur den Einflüssen des Klimas, der vielleicht besseren Verpflegung und dem durch die beständigen Kriege mit den Bergvölkern, Türken ꝛc. entwickelten militärischen Geiste zuschreiben kann. Man sollte glauben, daß jetzt, wo die Kämpfe ruhen und auch im Kaukasus die Mannschaften nur vier Jahre bei der Fahne dienen, dieser Geist nicht Zeit hätte, sich bei ihnen zu entwickeln, und doch schwindet derselbe nicht. Es klingt merkwürdig, aber man sagte mir, daß z. B. dieses oder jenes Regiment, welches sich vor

Jahrzehnten den Ruf erworben hätte, ganz besonders ausdauernd und schnell zu marschiren oder besser als andere zu schießen, diese Eigenschaft bis auf die heutige Stunde bewahrt hätte. Da der Dienst im Kaukasus sehr gesucht ist, so kommen zu den Kaukasischen Truppen im Allgemeinen auch bessere Offiziere, namentlich zu den Grenadieren und Schützen, zwischen denen eine Art von Rivalität, oder sagen wir besser Konkurrenz, besteht. Bei den Offizieren der Schützen ist ein esprit de corps entwickelt, wie man ihn in anderen Truppentheilen nur selten antrifft. Das gilt für ganz Rußland. Die Schützen haben kleinere, aber kräftige und fixere Leute, und obwohl die Schießbedingungen und das Gewehr bei ihnen dieselben sind, wie bei der sonstigen Infanterie, so wird doch bei ihnen auf die Schießresultate ein ganz besonderes Gewicht gelegt. Die Grenadiere und die Infanterie wollen aber in dieser Hinsicht vor den Schützen nicht zurückstehen, und ich hörte vielfach in den Kreisen der Offiziere die Ansicht laut werden, daß auf Kosten der anderen Ausbildungszweige das Schießen zu sehr in den Vordergrund gestellt würde.

Ein mir näher bekannter Lieutenant und Kompagnieführer des Mingrelischen Grenadier-Regiments theilte mir einst, als er vom Dienste kam, voller Stolz mit, seine Molodzy (braven Kerls) hätten ihm heute eine große Freude gemacht. Sie hätten auf 200 Schritte geschossen und dabei 22 Prozent über „vorzüglich" erzielt. Ich bemerke dabei, daß in Rußland die Schießresultate auf die verschiedenen Entfernungen und Scheiben je nach der Zahl der Treffer mit mittelmäßig, genügend, gut, recht gut, vorzüglich und darüber klassifizirt werden. Ich will hier keine weiteren Daten angeben und erwähne nur, daß der Maßstab im Allgemeinen ein allzu anspruchsvoller kaum ist. So gilt z. B. auf 200 Schritt Entfernung auf Figurenscheiben, stehend, unangestrichen, die Erlangung von 70 Prozent Treffern als vorzügliches Resultat. Die betreffende Kompagnie hatte aber 92 Prozent Treffer erzielt, also 22 Prozent über vorzüglich. Demgemäß ist es begreiflich, und das gilt für die ganze Russische Armee, daß, wenn die Schießleistungen einer Truppe nur mit „genügend" oder „gut" abschneiden, damit schon ein gewisser Tadel verbunden ist. Man bestrebt sich daher, es im Durchschnitt mindestens auf „sehr gut" zu bringen, und die Schützen thun es nicht gern unter einigen Prozenten über „vorzüglich". Wenn es nun auch bei den Schießübungen vorkommen mag, daß Menschlichkeiten mit unterlaufen, d. h. von den Anzeigern mehr Treffer markirt werden als wirklich vorhanden sind, so ist doch ein solches corriger la fortune bei den Schießbesichtigungen durch den dabei beobachteten Modus fast ausgeschlossen, und man darf annehmen, daß die veröffentlichten Resultate wirklich erreicht worden sind, die Schießausbildung also im Allgemeinen eine mindestens sehr achtbare ist. Ein großer Theil des Winters wird mit Vorübungen zum Schießen vermittelst Zimmergewehren ausgefüllt.

Ein Beispiel mag beweisen, wie vorsichtig sich auch in Tiflis die Offiziere mir und wohl jedem anderen Ausländer gegenüber verhielten, obwohl sie

wußten, daß ich eine Art Legitimation von höherer Seite beſaß. Ich bat einſt den oben erwähnten Lieutenant und Kompagnieführer, ſpeziell ſeine Kompagnie beim Exerziren ſehen zu dürfen. „Das geht nicht gut“, erwiderte er mir, „dazu muß ich erſt eine Rasräschenie vom Regiments- oder Diviſionskommandeur haben.“ Ich kannte auch dieſe beiden Herren, wollte mich aber abſichtlich keiner abſchlägigen Antwort von dieſer Seite ausſetzen und griff daher zu der Auskunft, daß ich zu dem Lieutenant ſagte: „Ich verlange ja gar nicht, daß Sie mir Ihre Kompagnie vorſtellen; theilen Sie mir nur mit, zu welcher Stunde Sie überhaupt exerziren. Ich komme dann auf den Platz, und Sie brauchen dann, wenn Sie wollen, gar keine Notiz von meiner Anweſenheit zu nehmen.“ So geſchah es denn auch; ich fuhr auf den Platz, wo außerdem noch verſchiedene andere Kompagnien exerzirten, und wurde in meinen Beobachtungen nicht gehindert. Jedenfalls war die Ausbildung hier ſchon weiter vorgeſchritten, als im Lager bei Sewaſtopol. Marſch und Griffe, Anſchlag gingen beſſer, ein Preußiſcher Inſpizient würde damit aber nicht zufrieden geweſen ſein.

Noch ein Beiſpiel meiner nicht ganz gefeſtigten Stellung in Tiflis und der Schwierigkeiten, die mir dieſerhalb in den Weg gelegt wurden.

Ich wollte gern das dortige Kadettenkorps ſehen und hoffte das durch die Bekanntſchaft mit einem der Kompagniechefs dieſer erſt einige Jahre beſtehenden Anſtalt zu erlangen. Auch hier handelte es ſich wieder um die Rasräschenie; ich hatte keine und wollte auch nicht darum nachſuchen, ohne meinem Bekannten die näheren Gründe für dieſe Beſcheidenheit anzugeben. So kamen wir denn auf Anrathen ſeiner Frau, bei der ich früher hier in Berlin Ruſſiſche Konverſationsſtunde genommen hatte, überein, ich ſollte den Oberſten in ſeiner im Kadettenkorps gelegenen Privatwohnung beſuchen und von dort aus die Anſtalt in Augenſchein nehmen. Der ganze Unterſchied mit einem berechtigten Beſuch der Anſtalt beſtand darin, daß ich nicht bei dem großen, allgemeinen Portal vorfahren und abſteigen durfte, ſondern nur vor der Nebenthür, die zu der Dienſtwohnung des Herrn Kompagniechefs führte. Dieſe Wohnung ſtand mit den Schlafſälen und Arbeitsſtuben der Kadetten in direkter Verbindung, und ich durfte die im Ganzen vortrefflichen Einrichtungen der Anſtalt faſt alle ſehen, ohne jedoch dabei mit den Kadetten oder ſonſtigen Vorgeſetzten in Berührung zu kommen. Die Stunde meines Beſuchs war nämlich, offenbar mit Abſicht, ſo gewählt, daß die Kadetten unten auf dem Hofe mit Exerziren oder Gymnaſtik beſchäftigt waren und ſich nicht in den Zimmern befanden. So konnte ich auch ſie ſehen, ſie aber nicht mich, und von meinem Beſuch der Anſtalt merkte überhaupt Niemand etwas; ich verpflichtete mich überdies feierlichſt zum Schweigen. Der Beſtand der Kadetten in Tiflis iſt ganz beſonders beachtenswerth, da ſich unter denſelben außer einigen Ruſſen, Letztere meiſtens Söhne von Offizieren und Beamten, viele Eingeborene, namentlich Gruſinier, Armenier und ſogar Perſer und

Tataren befinden, die auf diese Weise als Zuwachs des Russischen Offizierkorps erzogen werden und später nach Besuch der Kriegsschulen, wenn auch nicht alle, so doch meistens wieder zu den Kaukasischen Regimentern kommen. Eine weitere Ausbildungsanstalt für Offiziere besitzt Tiflis in seiner Junkerschule, in die auch meistens Kaukasier eintreten. Es sind fast lauter hübsche, brünette junge Leute, die sich auch später gut bewähren und den Offizierkorps ein ganz besonderes Gepräge geben. Der Orientale liebt den äußeren Glanz und fühlt sich daher zu der Uniform hingezogen, die er mit ganz besonderem Chic trägt. Ich fand daher auch die Offiziere in Tiflis und im Kaukasus überhaupt vorzüglich angezogen, viel besser als im übrigen Rußland. Es erstreckt sich diese Neigung zur Eleganz sogar auf die Herren vom Civil, von denen viele, namentlich die eingeborenen Grusinier, die Tscherkessentracht tragen und auf der Straße mit Kinshal und Schaschka bewaffnet umherstolziren, so daß man oft gar nicht weiß, ob man einen Kasakenoffizier oder einen Privatmann vor sich hat. Eine gewisse Uebergangsstufe bilden die Milizoffiziere, die ebenfalls stets in Uniform erscheinen und an ihren Achselstücken kenntlich sind. Die meisten dieser nicht aus dem Europäischen Rußland stammenden Herren, seien sie nun Militärs oder Civilisten, gehören eingeborenen Fürsten- oder doch Adelsfamilien an, an denen der Kaukasus ganz besonders reich ist, darunter viele Mohammedaner. So wurde mir erzählt, daß bei den Kaukasischen Regimentern über 50 der nächsten Verwandten des Schahs von Persien dienen, die noch ihren Prinzentitel und den Familiennamen Chadshar führen.

Ein Onkel des jetzigen Schahs und, wie es heißt, der eigentliche Thronerbe, wurde nämlich von dem glücklicheren Prätendenten vertrieben und rettete sich mit seinen zahlreichen Frauen und Kindern und einem Theil seiner Schätze auf Russisches Gebiet, wo er Grundbesitz erwarb, aber allmählich in seinen Vermögensverhältnissen so zurückkam, daß jedem seiner noch jetzt lebenden Nachkommen nach unserem Gelde noch etwa 20 000 Mark verblieben.

Ich lernte einige dieser Prinzen, die eine entschiedene Aehnlichkeit mit dem regierenden Schah zeigten, kennen, so z. B. bei dem Dragoner-Regiment Nishegorodsk, und muß sagen, daß sie in ihrem Auftreten noch immer ihre hohe Abkunft erkennen ließen. Auch von den alten Kaukasischen Familien christlicher Religion, z. B. den Tschawtschawadsas, Bagrations, Orbelienis, Melikows ꝛc., begegnet man noch Vielen in den Offizierkorps der Kaukasischen Regimenter, besonders häufig aber sind die Tataren, von denen einige noch die mohammedanische Religion beibehalten haben, sonst aber gute Russen sind. Man findet übrigens eine Masse Tatarischer Namen auch in den Offizierkorps der Europäischen Regimenter, ein Zeichen für die große Absorbtionsfähigkeit der Russischen Nation. Ich komme hiermit zu der Truppenkategorie, die erst seit einigen Jahren geschaffen und dazu bestimmt ist, die bisher nur aus dem Europäischen Rußland rekrutirten Regimenter entbehrlicher zu machen und Kadres zur Aufnahme der eingeborenen Bevölkerung zu schaffen. Es

sind das die sogenannten „Tusjomnya woisska“ oder einheimischen Truppen, von denen, was Infanterie anbetrifft, bisher nur eine Brigade von vier Regimentern zu zwei Bataillonen und eine aus vier Druschinen bestehende Schützen-Brigade vorhanden waren. Bis zum Jahre 1887 existirte die allgemeine Wehrpflicht für die eingeborene Bevölkerung des Kaukasus nicht, und auch jetzt werden mit geringen Ausnahmen nur die christlichen Völkerschaften zum Heeresdienst herangezogen, während die Mohammedaner eine kleine Wehrsteuer zahlen, bezw. Milizen (3300 Mann) bilden. Um den christlichen Eingeborenen die ihnen keineswegs angenehme Verpflichtung zum Kriegsdienste zu erleichtern, ist ihr Verbleib bei der Fahne nur auf drei Jahre festgesetzt, und sie haben eine Uniform erhalten, die der Tscherkessischen Nationaltracht bezw. ihren einheimischen Kostümen fast ganz analog ist. Sie tragen eine niedrige schwarze Tuchkappe oder eine Pelzmütze, dunke Tscherkeßka mit Achselklappen, mit den obligaten Patronennestern, farbigen Beschwet und in dem Gürtel sogar den Kinshal oder Dolch, obwohl Letzterer, da sich am Gewehr stets ein Bajonett befindet, nur zum Schmuck dient. Ein nur aus Guriern bestehendes Regiment hat eine etwas andere Uniform. Mir war natürlich diese Truppe, von der ein Regiment zu zwei Bataillonen in Tiflis steht, äußerst interessant, und ich widmete ihr einen großen Theil meiner Zeit. Die Leute, sämmtlich schön von Figur, braunem Teint, blitzenden Räuberaugen und meistens schon bärtig, sahen brillant aus und hatten den Drill, den ihnen die ebenfalls als Tscherkessen verkleideten Russischen Offiziere und Unteroffiziere beibrachten, schon ziemlich gut angenommen. Die Offiziere sagten mir, das Material wäre überhaupt sehr brauchbar, sie hätten aber große Schwierigkeiten mit der Sprache, da sowohl das Georgische mit seinen verschiedenen Zweigen wie das Armenische mit dem Russischen gar keine Verwandtschaft hat und auch Georgier und Armenier sich unter einander nicht verstehen. Zwar soll auch bei den Offizierkorps der eingeborenen Truppen ein gewisser Prozentsatz von einheimischen Offizieren etatsmäßig sein, von 22 sieben; sie sind aber nur zum geringen Theile wirklich vorhanden, und man hat von denselben noch wenig Nutzen, so daß vorläufig die ganze Last des Dienstes auf den Russischen Kadres ruht, was wohl noch längere Zeit so bleiben wird. Die Grusinischen Völkerschaften liefern dabei, was Marschleistungen, Schießfertigkeit und militärischen Schneid im Allgemeinen anbetrifft, die besseren Soldaten, da sie mehr an das Leben in der Natur, an den Gebrauch des Schießgewehrs und an Strapazen gewöhnt sind. Der in seinem Charakter dem Juden ähnliche Armenier ist lascher, faßt aber schneller auf und fügt sich leichter in die Disziplin. Auch bei den eingeborenen Truppen soll die von mir leider nicht gesehene Schützen-Brigade einen besseren Ersatz haben als die sogenannte Reservebrigade. Wie die Schützenoffiziere mir gegenüber behaupteten, sollen die Schützen auch mehr leisten. Die ganze Organisation, die, da es an Mannschaften für die eingeborenen Truppen nicht fehlt, einer großen Entwickelung

fähig ist, steht aber noch auf dem Versuchsstadium und dürfte bis zur Vollendung noch verschiedene Phasen durchlaufen. Den Russischen Militärbehörden ist es nicht lieb, hier im Kaukasusgebiete eine Truppe zu haben, die sich schon in ihrem Aussehen so sehr von den übrigen unterscheidet und sich etwas Besonderes zu sein dünkt. Es handelt sich aber erst um eine Uebergangsstufe, man will schonend zu Werke gehen. Später wird das vermuthlich anders werden. Schon jetzt hat man einige Russische Uniformstücke eingeführt, die neben dem nationalen Kostüm, angeblich zur Erleichterung desselben, getragen werden, so z. B. die Feldmütze, das graue bezw. weiße Exerzirhemd und den Mantel. Erscheint nun, wie es im Sommer meistens der Fall ist, der eingeborene Soldat in diesem bei der ganzen Russischen Armee üblichen Hemd mit dem darüber zu tragenden schwarzen Ledergurte, mit der Feldmütze auf dem Kopfe und den hohen Soldatenstiefeln an den Beinen, so merkt man ihm seine Nationalität nur noch an dem brünetten Gesicht an. So werden die Eingeborenen ganz allmählich zu Russen herangebändigt, und sollte sich, was sehr möglich ist, ihre Organisation zu selbständigen Truppentheilen nicht bewähren, so wird man vermuthlich keinen Anstand nehmen, sie einfach in die bisher nur aus dem Europäischen Rußland rekrutirten Reserve-Kadrestruppen zu stecken. Ein bedeutsamer Schritt dazu ist Anfang 1893 gemacht worden. Man hat nämlich den Verband der eingeborenen Brigade getrennt und je zwei ihrer Regimenter mit je zwei Reserve-Regimentern mit Europäischem Ersatz zu einer Reserve-Brigade vereinigt. Für uns ist namentlich die Frage von Wichtigkeit, inwieweit die Kaukasischen Reservetruppen es gestatten werden, noch mehr Europäische Divisionen aus dem Kaukasus zu ziehen und sie auf einem Europäischen Kriegsschauplatze zu verwenden. Schon jetzt haben die Truppen an den Westgrenzen zwei ehemals Kaukasische Divisionen in ihrem Bestande. Von Reserve-Kadrestruppen stehen jetzt im Kaukasusgebiete acht Regimenter zu zwei Bataillonen, die zwei Brigaden, im Kriege Divisionen, bilden, und zehn Bataillone zu vier bis fünf Kompagnien, die sich im Kriege ebenfalls durch Einstellung von Reserven zu zehn Regimentern (40 Bataillonen) und zehn selbständigen Bataillonen entwickeln sollen. Man begreift unschwer, daß es nicht leicht sein würde, im Kriegsfalle neben der Mobilisirung der noch im Kaukasus stehenden Felddivisionen (einschl. Grenadiere, vorläufig fünf), Schützen ꝛc., auch noch alle diese Reserveformationen in voller Zahl aufzustellen, da die Reserven zum weitaus größten Theile erst aus Rußland herangeschafft werden müssen und die Verbindungen schwierige und zeitraubende sind. Es ist daher vorgesehen, daß sich beim Ausbruche eines Krieges mit der Türkei die zunächst an der Grenze befindlichen Divisionen ꝛc. aus sich selbst derart mobilisiren, daß z. B. aus vier Friedensbataillonen zwei Kriegsbataillone formirt werden, die dann sofort dem Feinde gegenübertreten, während die zurückgebliebenen Kadres erst das Eintreffen der Reserven abwarten und dann nachrücken. Die zunächst der Südgrenze dislozirte

39. Division ist übrigens schon jetzt fast auf dem Kriegsfuße. Wie lange es mit der Mobilisirung der Reservetruppen dauern würde, ist gar nicht abzusehen. Aus diesem Grunde ist es auch nicht anzunehmen, daß man von den fünf Russischen Felddivisionen mehr als höchstens eine nach dem Europäischen Rußland disloziren oder für den Krieg an den Westgrenzen des Reiches disponibel haben wird. So gering man auch in Rußland die Türkische Widerstandsfähigkeit anschlägt — von Persien scheint man gar keine Notiz zu nehmen —, werden vielmehr die Russischen Divisionen im Kaukasus für den Kriegsfall alle im Lande selbst nöthig sein. Selbst im Frieden kann man sie vorläufig nicht gut entbehren, da die Unterwerfung und Pazifizirung der mohammedanischen Bergvölker noch keineswegs so weit vorgeschritten ist, daß man sich zu ihrer Niederhaltung ausschließlich auf die Lokaltruppen oder gar die eingeborenen Truppen verlassen könnte. Die Russische Regierung hat es, um keine Unruhen bei der auf das Recht des Waffentragens stolzen Kaukasischen Bevölkerung hervorzurufen, noch nicht für zeitgemäß erachtet, das Führen der Waffen durchweg zu verbieten. Nur in ganz beschränkten Bezirken, deren Bevölkerung sich durch ganz besondere Neigung zu Meutereien, Raubanfällen ꝛc. auszeichnet, ist dieses Verbot in Kraft getreten. Die Mehrzahl der Bergvölker, desgl. die Grusinier, trägt Waffen nach wie vor, und wenn es zum Aufstande kommt, ist jeder Mann ein Krieger. Während des letzten Krieges mit der Türkei hat eine keineswegs ungefährliche und nicht leicht zu unterdrückende Erhebung verschiedener Stämme stattgefunden, und selbst jetzt im Frieden kommen an der großen, über den Kaukasus führenden Heeresstraße häufig genug Raubanfälle auf Equipagen und Attentate gegen die den Sicherheitsdienst ausübenden Kasaken vor. Die schlimmsten dieser Räuber sind die westlich der Heerstraße wohnenden Inguschen und die Tschetschenzen. Im letzten Frühjahre noch haben Angehörige dieses Stammes einem von Tiflis nach Wladikawkas reisenden hohen Beamten bei der Nacht die Koffer mit sehr werthvollem Inhalt vom Wagen abgeschnitten und mehrere Kasaken erschossen. Infolge dessen wurden die Einwohner der kompromittirten Aule (Dörfer) entwaffnet und zwangsweise weiter im Norden angesiedelt.

Das ist nur ein Beispiel von Hunderten, welches beweist, daß die Bergvölker keineswegs ganz zuverlässig sind, vielmehr nur mit Waffengewalt in Ruhe gehalten werden können. Bei jedem Streit untereinander, zumal wenn sie betrunken sind, greifen die Kerle zum Kinshal, und Mord und Todtschlag sind an der Tagesordnung selbst unter der christlichen Bevölkerung in Mingrelien, Imeretien und Gurien. Einen drastischen Beweis für diese wohl dem starken Genuß des Kachetiner Weines mit zuzuschreibende Erregbarkeit der Kaukasischen Bevölkerung und den immerhin noch etwas wilden Zuschnitt des dortigen Lebens erhält man in Tiflis selbst. Die gute Gesellschaft findet sich dort im Sommer des Abends in dem sogenannten Krushok oder Zirkel

zuſammen, einem ſchönen Gartenlokal, in welchem Militärkonzerte ſtattfinden und die Beſucher, darunter ſehr viele Offiziere mit ihren Familien, meiſtens bis zum frühen Morgen zuſammenbleiben, um ſo die Kühle der Nacht zu genießen. Auch ich wurde durch den Deutſchen Konſul in Tiflis, Herrn v. Saldern, der ſich überhaupt meiner in der dankenswertheſten Weiſe annahm, in dieſen ariſtokratiſchen Zirkel eingeführt. Schon während unſeres Aufenthalts im Garten, wo es ſehr fröhlich herging und ſtark ſoupirt und getrunken wurde, wunderte ich mich, daß ſämmtliche Offiziere, einſchließlich der wahrhaft unzähligen Generale, ohne Säbel erſchienen und daß auch die in Tſcherkeſſiſcher Tracht erſcheinenden Herren vom Civil am Gürtel nur die Dolchſcheide, nicht aber auch die Klinge führten. Beim Verlaſſen des Lokals — es war bereits zwei Uhr des Morgens, und die einheimiſche Geſellſchaft dachte noch nicht an den Aufbruch — bemerkte ich im Garderobenzimmer eine Unmenge umherſtehender Offizierſäbel und von Kinſhals ohne Scheide. Auf mein Befragen wurde mir zur Antwort, das ſei hier ſo Sitte. Jeder Waffentragende, der den Garten beſucht, muß vor dem Eingang ſein Seitengewehr ablegen, um auf dieſe Weiſe Blutvergießen bei etwaigen Zwiſtigkeiten zu vermeiden. Ich mußte dabei an die ähnlichen Vorſichtsmaßregeln denken, die in unſeren von Soldaten beſuchten Tanzlokalen anbefohlen ſind, und theilte meine Beobachtung am nächſten Tage meinem Gönner, General Tutolmin, mit. Er erklärte mir lachend, die Sache ſei richtig, und er beſuche wegen dieſer ihm für einen Offizier unwürdig erſcheinenden, aber nicht zu beſeitigenden Maßregel den Kruſhok grundſätzlich nicht. „Schreiben Sie darüber", fügte der General hinzu, „bei ſich zu Hauſe, vielleicht hilft das."

Die Beſorgniß, den aufſtändiſchen Tendenzen ſpeziell der mohammedaniſchen Bevölkerung noch mehr Vorſchub zu leiſten, iſt auch der Grund, weshalb man ſie noch nicht mit zur allgemeinen Wehrpflicht heranzieht und auch die Formation von Milizen auf ein Minimum beſchränkt. Dagegen iſt die Ruſſiſche Regierung ſehr freigebig mit den Patenten zum Milizoffizier und mit Orden, um ſich dadurch den einheimiſchen Adel geneigt zu machen. Das jetzt beſtehende irreguläre Dhageſtaniſche Reiter-Regiment wurde zwar im letzten Kriege verdoppelt, bewährte ſich aber nicht und mußte von der Türkiſchen Grenze in das Innere zurückgenommen werden. An Material zur Aufſtellung weiterer Milizen zu Pferde fehlt es nicht, und die Bergvölker haben dazu die größte Luſt, da ſie das Waffenhandwerk und namentlich den Reiterdienſt lieben und als Soldaten immer noch beſſer leben würden, als ſie es bei ihrer großen Armuth zu Hauſe vermögen. Namentlich das von den Kaſaken geführte Berdangewehr, das ihren antediluvianiſchen Steinſchloßflinten ſo ſehr überlegen iſt, übt auf dieſe Halbwilden eine große Anziehungskraft aus, und ſie würden gern in Schaaren als Freiwillige eintreten, wenn man ſie nur nähme. Man hütet ſich aber wohlweislich vor dieſem unzuverläſſigen Zuwachs von Dſhigiten, und nur die zum Theil chriſtlichen, zum Theil noch

mohammedaniſchen Oſſetiner, welche in der Nähe der großen Militärſtraße ihre Aule haben und zahmerer Natur ſind, bilden jetzt eine nach Art der Kaſaken ausgerüſtete Diviſion zu zwei Schwadronen. Dieſe Truppe iſt aber auch mit Ruſſiſchen Unteroffizieren und Offizieren beſetzt und ſoll mit der Zeit auf ein ganzes Regiment gebracht werden. Als ſolches ſind die Oſſetiner beſtimmt, das vierte Regiment der Kaukaſiſchen Kavallerie-Diviſion zu werden, welche neuerdings eins ihrer vier Dragoner-Regimenter (das Regiment Perejaslaw Nr. 46) an die neu errichtete 15. Kavallerie-Diviſion (Stabsquartier Plotzk) abgegeben hat. Die ganze übrige Kavallerie ſowie die geſammte reitende Artillerie im Kaukaſus beſteht nur aus Kuban- und Terek-Kaſaken. Wie bereits erwähnt und allgemein bekannt, ſind dieſe Kaſaken ja eine außerordentlich brauchbare Reitertruppe, deren Unterhaltung noch dazu dem Staate faſt nichts koſtet. Die Kaſaken dürften auch der ihnen an der Kleinaſiatiſchen Grenze entgegenzuſtellenden Türkiſchen Kavallerie wohl gewachſen ſein, allein ſie ganz ohne eine Reſerve von regulärer Kavallerie auftreten zu laſſen, empfiehlt ſich ſelbſt den Türken gegenüber kaum. Im letzten Kriege war man deshalb auf die Auskunft verfallen, jeder Kaſaken-Diviſion ein Dragoner-Regiment als feſten Kern beizugeben, und es iſt bekannt, mit welcher Auszeichnung gerade die Kaukaſiſchen Dragoner-Regimenter in dem ſo ſchwierigen Gebirgsterrain gefochten haben.

Die Ruſſen müßten mithin der friedlichen Geſinnung ihrer ſüdlichen Nachbarn und der Ruhe im Kaukaſus ſehr ſicher ſein, wenn ſie es riskiren wollten, beim Ausbruch eines Krieges an ihrer Weſtgrenze die Kaukaſiſche Dragoner-Diviſion zur Verſtärkung heranzuziehen. Eher ſind dazu Kaukaſiſche Kaſaken-Regimenter bezw. -Diviſionen verfügbar.

Sehr hindernd für die Ausbildung der Kaſaken ſind jedoch die großen Entfernungen, welche die einzelnen Beſtandtheile der Diviſionen voneinander trennen. Es bleibt dadurch ſehr viel der Willkür der nächſten Vorgeſetzten überlaſſen, die nicht immer nur den Nutzen ihrer Untergebenen im Auge haben und ſich nicht gern auf die Finger ſehen laſſen. Namentlich mit der Ausgabe der Rationen wird viel Mißbrauch getrieben. Die Kaſaken laſſen ſich dieſelben gern in Geld auszahlen, wobei die Vorgeſetzten natürlich ein gutes Geſchäft machen. Der Kaſak nimmt das Geld, und das Pferd muß ſich im Winter mit Heu und im Sommer mit Gras begnügen, das es irgendwo am Wege findet. Von ordentlichen Stallungen iſt keine Rede, auch im Winter beſchränken ſich dieſelben auf Schuppen. Viele Pferde ſtehen Sommer und Winter ohne Dach. Die Pferde der Kaukaſiſchen Kaſaken ſind zum Theil ſehr mangelhaft, da die Pferdezucht im Lande zurückgeht und gute Pferde jetzt das Doppelte koſten gegen früher, anſtatt 40 bis 50, jetzt 80 bis 100 Rubel und mehr. Man ſieht daher ſogar Kaſakenoffiziere auf Thieren, die wenigſtens äußerlich nicht vielverſprechend ſind. Recht gut beritten und beſpannt iſt dagegen die reitende Kaſaken-Artillerie, die auch die beiden reitenden Batterien für die

Kaukaſiſche Kavallerie-Brigade ſtellt. Für die Kaſaken-Artillerie werden die Zugpferde von der Heereskaſſe angekauft, meiſtens aus der durch ihre Pferdezucht berühmten Kabarda. Zu den Bedienungsmannſchaften werden nur Leute mit ganz beſonders guten Pferden genommen. Ein Offizier der Grenadier-Artillerie-Brigade, der bei den reitenden Kaſaken-Batterien Dienſt gethan hatte, ſagte mir unverhohlen, die Kaſaken-Batterien leiſteten in dem gebirgigen Terrain mehr als die mit zwar ſtärkeren, aber auch ſchwereren Pferden beſpannten Feldbatterien, und es wäre ſtaunenswerth, mit welcher Leichtigkeit und Ausdauer die Kaſaken-Batterien überall manövrirten. Ich bemerke dabei, daß die die Artillerie der Grenadier-Diviſion bildende Grenadier-Artillerie-Brigade eine ganz hervorragende Truppe iſt und noch aus der Zeit der Statthalterſchaft des Großfürſten Michael Nikolajewitſch her als eine Art Garde gilt. Großfürſt Michael nahm in ſeiner Eigenſchaft als General-Feldzeugmeiſter an der Artillerie ein ganz beſonderes Intereſſe, und die Grenadier-Artillerie-Brigade trägt ſeinen Namenszug auf den Schulterklappen. Ueberhaupt haben die Kaukaſiſchen Truppen an dem Großfürſten, der noch jetzt oft und gern im Kaukaſus weilt, einen großen Gönner und eifrigen Förderer gehabt, ſo daß ſein Rücktritt vom Statthalterpoſten lebhaft beklagt wird. Seine Nachfolger im Oberkommando, Fürſt Dondukow-Korſſakow und nach ihm der jetzige Oberkommandirende Scheremetjew, haben ihn nicht zu erſetzen vermocht. Fürſt Dondukow iſt der Gründer einer Art von Kaukaſiſcher Ruhmeshalle auf einem Platz, der früher von einem ſchönen Garten eingenommen wurde und nach einem Machtwort des Großfürſten nicht zu anderen Zwecken benutzt werden ſollte. Fürſt Dondukow ließ dieſem Verbot entgegen das Muſeum bauen und erhielt dafür ſeine Entſetzung. Man nennt infolge deſſen jetzt in Tiflis das Gebäude nur „Dondukows Grab". Der Fürſt war überhaupt nicht beliebt. Graf Scheremetjew iſt bei aller militäriſchen Tüchtigkeit ein ſehr kränklicher Herr und kann ſich nicht um Alles bekümmern. Die noch an vielen ungünſtigen Verhältniſſen leidenden und namentlich zum Theil ſehr ſchlecht untergebrachten Truppen im Kaukaſusgebiet fühlen ſich daher einigermaßen verwaiſt, und auch das Leben in Tiflis ſelbſt iſt nach dem Fortgang des Großfürſtlichen Hoflagers ſehr zurückgegangen. Was man dort von Glanz etwa noch ſieht, ſind nur Reſte aus der früheren Zeit, und namentlich fehlt es der Geſelligkeit an einem Centrum, da General Scheremetjew die Repräſentation nicht liebt. So gehen die Kreiſe auseinander, der nie ganz entſchwundene Gegenſatz zwiſchen Gruſiniern und Ruſſen verſchärft ſich, und auch die Stellung der in Transkaukaſien zahlreich koloniſirten Deutſchen iſt eine weniger angenehme geworden. Sehr fühlbar iſt dieſer Umſtand für den dortigen Deutſchen Konſul, Herrn v. Saldern. So ſehr gerade ſeine Perſönlichkeit geeignet iſt, freundliche Beziehungen zu den maßgebenden Ruſſiſchen Kreiſen anzubahnen, gelingt es ihm doch nicht, Boden zu gewinnen. Man kommt ihm mit einem gewiſſen Mißtrauen entgegen, ſo daß er des längeren

Verbleibens auf diesem entfernten und nur mit Verkennung der wahren Sachlage als beneidenswerth betrachteten Posten herzlich satt ist. Sogar der berühmte Ethnologe und Naturforscher Excellenz Radde, dem das Kaukasische Landesmuseum seine Entstehung verdankt und der sich der höchsten Gunst des Großfürsten erfreute, hat jetzt als Nichtrusse mit Intriguen zu kämpfen.

Bei meiner Weiterreise nach dem Norden des Kaukasus, der für uns in militärischer Hinsicht wichtiger ist als der fern abliegende Süden, erwies sich wiederum General Tutolmin als mein rettender Engel. Mit meinen Wünschen bekannt und sogar über mein Interesse, speziell für die Kavallerie, erfreut, verschaffte er mir in Tiflis die Bekanntschaft mit dem Generallieutenant Fürsten Amilochwarow, damals Kommandeur der Kaukasischen Kavallerie-Division, jetzt Kommandirender des Kaukasischen Armeekorps. Dieser, ein alter Kaukasischer Soldat, Grusinier von Geburt und bewährter Reiterführer, der in dem zu seiner Division gehörigen Dragoner-Regiment Nishegorodsk alle Stufen vom Junker bis zum General durchgemacht hatte und sich bewußt war, daß ich bei seiner Truppe nur Gutes sehen würde, gab mir ein Empfehlungsschreiben an den in Piätigorsk seinen Wohnsitz habenden Brigadekommandeur, Generalmajor v. Ettern, desgleichen ein zweites für den stellvertretenden Kommandeur des in Wladikawkas stehenden Dragoner-Regiments Säwersk. Für Wladikawkas hatte ich überdies eine Privatempfehlung von dem jetzt in Berlin lebenden, ehemaligen Russischen Divisionsgeneral Excellenz v. Erkert*) an den dortigen Polizeimeister, Oberstlieutenant X. Für den Besuch der Kasakengebiete, so lebhaft ich auch danach strebte, konnte ich dagegen von meinen Gönnern keine Einführungen erhalten, und ich vermuthe sogar, daß bei ihnen hierbei eine gewisse Scheu vor Unannehmlichkeiten mit der höchsten Kommandoinstanz vorlag. So bat ich z. B. General Tutolmin auch um eine Empfehlung für den ihm persönlich bekannten Heeresataman der Don-Kasaken, Fürsten Swiatopolk-Mirsky. Der General entzog sich aber diesem Angriff mit der sehr diplomatischen Wendung: „Ein Preußischer Offizier, der bei uns so gut angeschrieben ist, wie Sie, bedarf gar keiner weiteren Empfehlung." „Nun gut", erwiderte ich, „dann werde ich mir wenigstens erlauben, dem Fürsten von Ihnen einen mündlichen Gruß auszurichten." Ich erwähne diesen Vorgang speziell deshalb, weil ich mir diese usurpirte Erlaubniß später zu Nutze machte. So hatte ich doch wenigstens einige Garantien für den Erfolg meiner weiteren Tour, die ich nach zehntägigem Verbleib in Tiflis in den letzten Tagen des Mai antrat. Sie führte mich mit der sogenannten Diligence (eine Art Post) auf der berühmten Grusinischen Heerstraße über das Hochgebirge hinweg, zunächst nach Wladikawkas, am Nordfuß des Kaukasus. Die großartigen Reize dieser zwei volle Tage dauernden und nur während

*) Excellenz v. Erkert ist der bekannte Verfasser eines nicht genug zu rühmenden und auch von mir benutzten Werkes: „Der Kaukasus und seine Bewohner."

der dazwiſchen liegenden Nacht in einer erbärmlichen Poſtſtation unterbrochenen Gebirgsfahrt hier zu ſchildern, muß ich mir verſagen und erinnere daher nur an Einiges von mehr militäriſchem Intereſſe. Die durch die Dariel-Schlucht führende Gruſiniſche Heerſtraße bildet vorläufig die einzige zur Truppenbeförderung geeignete Landverbindung zwiſchen Cis- und Transkaukaſien, iſt daher für den Kriegsfall von außerordentlicher Wichtigkeit. Letzteres um ſo mehr, da auch im Frieden viele der ſüdlich des Hauptgebirges dislozirten Truppentheile zu den Sommerübungen in das große Lager bei Wladikawkas rücken und von dort wieder nach ihren Winterquartieren zurückkehren müſſen. Auf dieſer mindeſtens zehn Tagemärſche mit zwölf Stationen erfordernden Straße bewegen ſich faſt ſämmtliche Rekruten- und Reſervetransporte, einſchließlich der Erſatzabtheilungen für die in Transkaukaſien im Dienſt befindlichen Kaſaken, ferner Remonten und Kriegsmaterial aller Art, außer dem ebenfalls ſehr ſtarken Poſt- und Privatverkehr. Während des Marſches auf dieſer Straße, wie überhaupt faſt durchweg im Kaukaſus, müſſen die Truppen ſtets in Zelten lagern, da es bewohnte, zu Quartieren geeignete, größere Ortſchaften nicht giebt. Ich habe mehrere ſolcher Biwaks geſehen und mich an dem kriegeriſchen Eindruck erfreut. In Zukunft, wenn die im Bau begriffene Eiſenbahnlinie von Wladikawkas nach Petrowsk, Derbent und Baku vollendet iſt, wird natürlich die Gruſiniſche Heeresſtraße entbehrlicher ſein. Dieſe das Gebirge im Oſten umgehende Eiſenbahnlinie längs des Kaſpiſchen Meeres, nimmt aber einen gewaltigen Umweg, und namentlich von Tiflis nach Wladikawkas wird eine direkte Verbindung immer wünſchenswerth bleiben. Längs des Ufers des Schwarzen Meeres geſtattet das Herantreten des Gebirges die Anlage einer Straße nur auf kurzen Strecken. Man hatte daher auch von Tiflis nach Wladikawkas die Anlage einer Eiſenbahn projektirt und bereits die Vorarbeiten begonnen. Der zu großen Koſten und Terrainſchwierigkeiten wegen — es galt z. B., zur Vermeidung der höchſten Erhebung des Paſſes (über 8000 Fuß) einen Tunnel von 20 Werſt und einen anderen von 7 Werſt Länge zu bauen — iſt jedoch der Plan neuerdings definitiv aufgegeben worden. Man will einen Theil der für die Bahnlinie veranſchlagten Summen zur Verbeſſerung der jetzigen Fahrſtraße verwenden, die trotz aller Genialität der Anlage dieſer Verbeſſerung ſehr benöthigt iſt. Es giebt Stellen, die wegen der überhängenden, verwitterten Felſenmaſſen, die jeden Augenblick mit dem Abſturz drohen, nur unter Lebensgefahr zu paſſiren ſind. Die im Frühling plötzlich aus den Schluchten hervorbrechenden Waſſermaſſen reißen ganze Strecken des Fahrdammes fort, deren Reparatur tagelang dauert. Wir ſelbſt mußten zur Umgehung eines ſolchen Durchbruchs einen Umweg von zwei Stunden durch das ſumpfige Flußthal der Aragwa (Nebenfluſſes des Kur) machen, wobei uns zwei, durch das Waſſer vorausreitende Bergbewohner als Führer dienten. Im Winter, ſo noch im letzten, iſt die Paſſage oft wochenlang durch die Schneemaſſen gehemmt. Auf der

Paßhöhe lag der Schnee noch Anfang Juni, und die Quellen des Terek waren zugefroren. Die sonstige Gefahrlosigkeit der Strecke ist durch die längs derselben etablirten Kasakenposten — eine Art von kleinen Forts mit Mauern, krenelirten Thürmen und Schießscharten — ziemlich sicher gestellt. Viele dieser Militäretappen, die früher zahlreicher waren, sind jetzt nach Einkehr friedlicherer Zustände nicht mehr besetzt und vermehren, da ganz leer stehend, den Eindruck der Oede. Häufig sieht man an der Straße noch alte, aus der Zeit der Grusinischen Unabhängigkeit stammende Ruinen von Schlössern und Befestigungen, namentlich in der Nähe der wildromantischen Dariel-Schlucht, durch die der Terek fließt. Spärlich kleben an den ganz kahlen Felsabhängen wie Schwalbennester die flachen Steinhütten der Bergbewohner, deren räuberische Gelüste durch die Tag und Nacht streifenden Kasakenpatrouillen gebändigt werden, aber mitunter noch von Erfolg begleitet sind. Den schönsten Blick auf die ungeheuere Gebirgswand, den Kasbek und seine Nebenberge, hat man erst von der Ebene aus.

Am Nordfuße des Kaukasus.

In Wladikawkas, das am Nordabhange des Gebirges, in dem vom Terek-Flusse gebildeten, breiten und niederungsartigen, sehr fruchtbaren Thale liegt und als Anfangsstation der nach Rostow am Don führenden Bahn sowie als Eingangsetappe zur Grusinischen Heeresstraße von Norden her sehr wichtig ist (daher der Name Wladikawkas), begannen auch meine militärtouristischen Pflichten aufs Neue. Obwohl nur dürftig befestigt und an Einwohnerzahl 30 000 nicht übersteigend, ist es eine der bedeutendsten Militärstationen von Ciskaukasien. Hier steht der Stab der 20. Infanterie-Division, aber nur mit einem Regiment derselben, Tenginsk Nr. 77, und die 20. Artillerie-Brigade, ferner das Dragoner-Regiment Ssäwersk der Kaukasischen Kavallerie-Division und eine Sotnie des 1. Ssunsha-Wladiwkawkas Kasaken-Regiments des Terek-Heeres. Außerdem ist aber Wladikawkas auch der Sitz des Nakasny-Atamans des Terek-Heeres und des Kommandeurs der selbstständigen Terek-Kasaken-Brigade. Also Behörden genug, die mir unter Umständen hätten gefällig sein können, die ich aber, um mich nicht wieder einer Ablehnung auszusetzen, eher zu vermeiden als für mich zu gewinnen strebte. Empfehlungen hatte ich, wie erwähnt, nur an den stellvertretenden Regimentskommandeur des Dragoner-Regiments und an den Polizeimeister. Letzterer war ein Deutscher Baron aus den Ostseeprovinzen und ehemaliger Gardehusar. In meinem Hotel lernte ich überdies den gleichfalls dort wohnenden Kommandeur der in Wladikawkas stehenden Kasaken-Sotnie, einen äußerst artigen Mann, kennen, der aber augenblicklich, weil infolge eines nächtlichen Streifzuges krank, keinen Dienst that und mir wenig nützen konnte. Von diesem Herrn erfuhr ich denn auch gleich, das Dragoner-Regiment sei in der Nähe der Eisenbahnstation Prochladnaja auf Grasfütterung, und auch der kommandirende Oberst-

lieutenant befinde sich gegenwärtig dort zur Inspektion. Wieder war ich um eine Hoffnung ärmer, und mir blieb nun als einziger Anhalt nur noch der Polizeimeister, seiner Charge nach Oberstlieutenant und immerhin eine einflußreiche Persönlichkeit, übrig. Er hatte auf meinen an ihn gerichteten Brief, dem ich das Empfehlungsschreiben von Excellenz v. Erkert beilegte, die Liebenswürdigkeit, sich bei mir einzufinden und sich mir zur Verfügung zu stellen, um so mehr, als er hörte, daß ich auch von Tiflis aus empfohlen sei. Seine Bereitwilligkeit, mir zu dienen, ging so weit, daß er mich einlud, mit ihm am nächsten Vormittag die in Wladikawkas stehende Kasaken-Sotnie in Augenschein zu nehmen, mit deren stellvertretendem Kommandeur er das Nöthige vereinbaren wollte. Da der Baron außerdem hörte, daß ich gern das ebenfalls in der Nähe der Eisenbahnstation Prochladnaja befindliche große Kasakenlager sehen wollte, in welchem gerade um diese Zeit ein dem Terek-Heere angehöriges, beurlaubtes Regiment zweiter Kategorie und die jungen Mannschaften der sogenannten Vorbereitungskategorie ihre vierwöchentlichen Uebungen abhielten, so versprach er mir ganz unaufgefordert, einen Empfehlungsbrief an den ihm bekannten General, der das Lager kommandirte — eine sehr erfreuliche Aussicht, aber es sollte anders kommen.

Wer am nächsten Vormittag zu der festgesetzten Stunde nicht erschien, war mein Freund Polizeimeister. Nachdem ich längere Zeit gewartet und bereits Unrath gemerkt hatte, erschien bei mir statt seiner der kranke Kommandeur der Kasaken-Sotnie mit etwas verlegenem Gesicht und brachte mir im Auftrage des Polizeimeisters die geahnte Hiobspost. Vor der Verantwortung zurückscheuend, mir ohne höhere Genehmigung etwas zu zeigen, hatte der gute Herr es für nöthig erachtet, seinem direkten Vorgesetzten, dem Nakasny-Ataman des Terek-Heeres, Generallieutenant Kochanow, von meiner Anwesenheit und von meinen Wünschen Meldung zu machen. Dieser hatte denn auch nichts Eiligeres zu thun gehabt als mir sowohl den Besuch der Kasaken-Sotnie in Wladikawkas wie auch den Aufenthalt im Lager bei Prochladnaja direkt zu verbieten.

Mich reizte diese Feindseligkeit so, daß ich beschloß, das mir nicht offiziell zugegangene Verbot nicht zu beachten. Ich löste mir, ohne mich weiter über meine Absichten zu äußern, ein Billet bis Prochladnaja; dort miethete ich mir einen Wagen und begab mich sofort nach dem unweit gelegenen Lager des Sſäwerskischen Dragoner-Regiments. Der Kommandeur, für den ich die bewußte Empfehlung hatte, empfing mich äußerst freundlich, und da er hörte, daß ich gern die Kasaken bei ihren Uebungen sehen wollte, so begleitete er mich, ohne erst lange nach einer Erlaubniß zu fragen, noch an demselben Nachmittag zu deren nur vier Werst entferntem Lager. Wir kamen dort gerade während des Nachmittagsdienstes an, und ich habe wohl nie ein eigenartigeres, bunteres Treiben gesehen. Das Lager hatte seinen Platz in einer von einem Arm des Terek

durchströmten, hier und da mit Laubgebüsch bestandenen, sonst aber nur Steppenboden zeigenden gewellten Ebene. An dem Flüßchen und in den Gebüschen zerstreut, stand eine große Anzahl von Holzbaracken und Zelten, in denen die Mannschaften und Offiziere wohnten, während die Pferde zum Theil unter Schuppen, zum größeren Theil aber an Pfählen im freien Felde kampirten. Einige Thiere liefen aber auch ganz frei umher. Eine Menge von Fuhrwerken aller Art bildeten eine Art Karavanserei. Daneben hielten Armenische und Tatarische Händler ihre Waaren feil. Eingeborene aus der Umgegend vermehrten die Staffage. Die nicht im Dienst befindlichen Mannschaften bewegten sich oder saßen, ihre wirthschaftlichen Arbeiten besorgend — die Meisten hatten etwas an ihren Kleidern zu flicken — in äußerst einfacher Toilette, in der Nähe der Baracken umher, kochten in Feldkesseln Wasser zum Thee ꝛc. Ein wahres Zigeunerlager, aber von riesiger Ausdehnung, und von militärischem Wesen keine Spur. Auf dem in der Nähe befindlichen Uebungsfelde exerzirten etwa 6 Sotnien zu Pferde. Zwei davon — es waren die jungen Kasaken der sogenannten Vorbereitungskategorie — übten einzeln, die vier anderen, zur zweiten und dritten Kategorie, also bereits älteren gedienten Jahrgängen gehörig, exerzirten im Regimentsverbande. Wieder andere Abtheilungen übten in einem Gebüsch das Gefecht zu Fuß, noch andere schossen nach der Scheibe. Wieviel Mannschaften gegenwärtig im Lager versammelt waren, vermochte ich nicht genau zu ermitteln. Die Angaben wechselten von 1500 bis 2000 Mann.

Daß die Kasaken ihre reglementarischen Evolutionen nicht mit derselben Geschlossenheit und Akkuratesse ausführen wie die reguläre Kavallerie, ist bekannt. Nichts desto weniger zeigten die Bewegungen, die ich im Lager bei Prochladnaja sah, eine genügende Ordnung und ein lebhaftes Tempo. Es ist das um so mehr anzuerkennen, als die in die Heimath entlassenen Kasaken jedes Jahr nur drei Wochen üben und auch ihre zu Hause vielfach zu Ackerzwecken benutzten Pferde nicht an den Dienst in der Front gewöhnt sind. Ebenso verlieren die ebenfalls dem Beurlaubtenstande angehörigen Offiziere während der langen Mußezeit zwischen den Uebungen die Praxis im Kommandiren. Trotzdem merkte ich keinen wesentlichen Unterschied gegenüber den Leistungen der im aktiven Dienst befindlichen Regimenter. Ich fand auch, daß die Pferde der zur Uebung eingezogenen Kasaken, wenn nicht besser, so doch sicher nicht schlechter aussahen als die Pferde der aktiven Regimenter. Es soll aber immer eine größere Zahl solcher Kasaken zu den Uebungen erscheinen, die armuthshalber den gesetzlichen Bestimmungen, dienstbrauchbare Pferde mitzubringen, nicht entsprechen und daher auf Kosten der Stanitzen beritten gemacht werden. Man fürchtet, daß zumal bei dem im Ganzen armen Terek-Heere diese Nothwendigkeit auch im Kriegsfalle eintreten wird, und daß die Regimenter des dritten Aufgebots gar nicht oder doch erst sehr spät werden mobilisirt werden können. Neuerdings macht man Anstalten, die Pferdezucht

auch im Terekgebiete innerhalb der Stanitzen zu heben und zwar durch Einrichtung von Beschälerstationen und Zuchtvereinen. Dazu sind Prämien ausgesetzt. Die Verschiedenfarbigkeit der Uniformen war hier im Lager noch viel auffälliger, als ich sie bei dem aktiven Regiment in Kutais gesehen hatte. Die Tscherkeßkas zeigten alle Farbentöne zwischen grau, braun und schwarz, sogar die Offiziere erschienen nicht gleichmäßig, auch was die Pferde-Ausrüstung betrifft. Höchst charakteristisch und wild erschienen mir die bärtigen Gesichter der Leute, zumal die Aelteren hätte man für echte Tscherkessen halten können, was durch die Mischung des Blutes mit Kabardinen und anderen eingeborenen Elementen erklärlich ist. Zum Schluß der Nachmittagsübung ließ der kommandirende Oberst, um mir eine Aufmerksamkeit zu erweisen, sämmtliche Sotnien im Marsch, Marsch mit dem üblichen wilden Geschrei vor mir vorbeidefiliren und nachher noch von einer Sotnie junger Kasaken die sogenannte Dshigitowka, das Niederlegen und Zusammenkoppeln der Pferde ꝛc., ausführen. Man kann in keinem Zirkus verwegenere Kunststücke sehen, die nur den Zweck haben, Kühnheit und Gewandtheit bei den Leuten zu entwickeln und den Pferden jede Scheu zu benehmen.

Nach Beendigung des Exerzirens lud mich der Oberst ein, in der Offizier-Speiseanstalt mit den Offizieren den Thee und einen Imbiß einzunehmen. Die Einrichtung der in einer großen Holzbaracke untergebrachten Anstalt war eine ganz komfortable, und auch die Offiziere selbst zeigten sich als zuvorkommende Wirthe, obwohl von etwas derben Manieren. Es wurde außer Thee sehr viel Branntwein und Kaukasischer Wein getrunken, und die durch die ganz leidliche Lagermusik beförderte Fröhlichkeit wurde bald sehr laut. Schließlich bildeten auch noch die Sängerchöre verschiedener Sotnien vor der Veranda, auf der wir saßen, einen Kreis und gaben ihre originellen, an die Zigeunerweisen erinnernden Lieder, zum Theil unter Tanzbewegungen, zum Besten.

Man lud mich freundlich zu längerem Bleiben ein, ich dankte aber wohlweislich und fuhr noch an demselben Abend, sehr befriedigt über die empfangenen Eindrücke, nach der Station Prochladnaja zurück, blieb dort zur Nacht und reiste am nächsten Vormittag nach Piätigorsk weiter.

Bereits von Wladikawkas ab führt die Eisenbahnstrecke durch die von dem Terek durchströmte steppenartige und nur an den Grenzen von Vorbergen des Kaukasus eingeschlossene Ebene der sogenannten Kabarda, die weiter nördlich in die Kubanische Ebene übergeht und nur bei Piätigorsk eine Gruppe von fünf ganz gesonderten Bergen, Beschtau genannt, enthält. Es sind das gewissermaßen die letzten Ausläufer oder auch die ersten Vorboten des Kaukasus, und sie überraschen in dem sie umgebenden gewellten Flachlande durch ihre ganz unvermittelte Erhebung. Das Hauptgebirge sieht man nur am fernen Horizont. In dieser, im Ganzen fruchtbaren Kabarda, zum Theil auch in den angrenzenden Gebirgsabhängen, wohnen als nächste Nachbarn der Ossetiner die

einen Hauptſtamm der eigentlichen Tſcherkeſſen oder Adighé repräſentirenden Kabardiner. Um ſie beſſer im Zaume halten zu können, iſt ein Theil ihrer Ländereien längs des Terek-Fluſſes den früheren Linien-, jetzigen Terek-Kaſaken überwieſen worden, deren Stanitzen man untermiſcht mit den Aulen der Kabardiner an der Eiſenbahn liegen ſieht. Die Kabardiner, ein ſehr ſchöner Menſchenſchlag, ſind noch Mohammedaner und treiben namentlich Pferdezucht. Die Stadt Piätigorsk liegt noch im Gebiet der Terek-Kaſaken und iſt, obwohl in ihrem neueren Theil modern gebaut, eigentlich eine Stanitze, die erſt jetzt durch eine Zweigbahn mit der Haupt-Eiſenbahnſtrecke Wladikawkas—Roſtow verbunden wird. Es iſt der Centralpunkt für eine ganze Gruppe von berühmten Mineralbädern und hat als Kurort eine große Bedeutung. Hier haben überdies der Ataman eines Bezirks der Terek-Kaſaken und ein Brigadekommando der Kaukaſiſchen Kavallerie-Diviſion ihren Sitz, während die Garniſon nur aus dem Niſhegorodskiſchen Dragoner-Regiment und einem Reſerve-Infanterie-Regiment beſteht. Die Bevölkerung zeigt noch ganz das vielgeſtaltige kaukaſiſche Gepräge. Hier in Piätigorsk wurde ich zum erſten Male in einer Weiſe empfangen, wie ich mir ſie gewünſcht hatte, und ich darf ſagen, daß von nun ab auch mein ganzer fernerer Weg von unerwartetem, herzerfreuendem Erfolge begleitet wurde.

Gleich am Tage nach meiner Ankunft machte ich dem Brigadekommandeur, Generalmajor v. Ettern, dem ich bereits meine Einführungsſchreiben von Fürſt Amilochwarow und General Tutolmin vorher überſandt hatte, meinen Beſuch und wurde in der herzlichſten, kameradſchaftlichſten Weiſe aufgenommen.

Leider befand ſich das Niſhegorodskiſche Dragoner-Regiment, dem mein hieſiger Beſuch hauptſächlich galt, ebenfalls ſeit einigen Tagen in der Nähe auf Grasfütterung, aber der größte Theil des Offizierkorps war in der Stadt anweſend, und auch die Kaſernen und ſonſtigen Garniſonseinrichtungen des Regiments kennen zu lernen, war für mich von großem Werth.

Um die Genehmigung dazu zu erhalten, fuhr ich auf den Rath des Generals, der mich für den nächſten Tag zum Eſſen einlud, nach Beendigung unſerer Unterredung bei dem Regimentskommandeur, Oberſt Bibikow, vor, fand ihn aber nicht zu Hauſe. Kaum in meinem Hotel angelangt, erſchien bei mir zum Gegenbeſuch Exzellenz v. Ettern und gleich darauf auch Oberſt Bibikow. Letzterer, ein noch ganz junger, auffallend ſchöner und vornehm ausſehender Herr, hatte mit General v. Ettern zuſammen bei der Garde zu Pferde geſtanden und trug die Abzeichen eines Flügeladjutanten Sr. Majeſtät des Kaiſers. Ich fühlte ſofort, daß ich einen Freund an ihm hatte.

Da mein Aufenthalt in Piätigorsk nur ein knapp bemeſſener war und ich am nächſten Tage noch die nahegelegenen, mir ihrer ſchönen Lage wegen gerühmten Badeorte Eſſen-Tuki und Kißlowodsk beſuchen wollte, ſo beriethen die beiden Herren mit mir, auf welche Weiſe ich meine Zeit am beſten verwerthen könnte. Oberſt Bibikow wollte mich gern mit ſeinem Offizierkorps

gelegentlich eines Liebesmahls bekannt machen, und der Abend des zweitfolgenden Tages war dazu auserſehen. Am Vormittag deſſelben Tages ſollte ich die Kaſerne ſehen, zu Mittag bei General v. Ettern ſpeiſen, abends bei dem Offizierkorps ſein, alſo ein ſehr ausgedehntes Programm und um ſo mehr anſtrengend, als ich behufs des vorher zu unternehmenden Beſuchs der Bäder, während des dieſen Feſtlichkeiten voraufgehenden Tages volle zwölf Stunden unterwegs ſein mußte. Nichts deſto weniger wurde dieſer Plan ausgeführt. Am Morgen des betreffenden Tages holte mich Oberſt Bibikow in ſeiner Equipage ab, und wir fuhren nach dem außerhalb der Stadt gelegenen Kaſernement, wo bereits Alles zum Empfange vorbereitet war. Die als Typ der neueren Ruſſiſchen Kaſernenbauten hier ausführlicher geſchilderte Kaſerne, vorläufig nur für vier Schwadronen, ſtand erſt ſeit wenigen Jahren und entſprach in jeder Hinſicht allen modernen Anforderungen der Unterbringung für Leute und Pferde. Je ein Gebäude diente zur Aufnahme von zwei Schwadronen. In jedem der großen, geräumigen Zimmer hatte eine halbe Schwadron Platz, die ſauberen Betten ſtanden mit den Kopfenden aneinander in der Mitte des Raumes. Ebenſo geräumig und luftig waren die Stallungen. Die Mehrzahl der Mannſchaften und Pferde befand ſich, wie erwähnt, auf Grasfütterung; es waren aber das Trompeterkorps, das Handwerkerkommando und auch das ſogenannte Schulkommando, zur Vorbildung von Unteroffizieren beſtimmt, zurückgeblieben. Die Kaſernen ſtanden alſo nicht ganz leer, und ich ſah die verſchiedenen Bekleidungswerkſtätten, in denen fleißig gearbeitet wurde, und hatte Gelegenheit, mich in einer der mit Dampfbetrieb verſehenen Schwadronsküchen von der Güte des den Soldaten gereichten Mittagseſſens, beſtehend aus ſaurer Kohlſuppe, Buchweizengrütze mit Fett und einem Stückchen Rindfleiſch, zu überzeugen. Das Brot zum Zubeißen, hölzerne Löffel und Teller nehmen die Soldaten nach den Speiſeſälen mit. Vor dem Eſſen wird ſtets geſungen und gebetet, wie überall in Rußland. Ueberraſchend war mir die gute Luft in den Latrinen, die durch eine beſondere Art von Heizvorrichtung gereinigt wird und, wie die Offiziere verſicherten, auch dann ebenſo gut ſein ſoll, wenn die Kaſernen ganz belegt ſind. Ein beſonders feierlicher Moment war es, als wir den Uebungsſaal des Trompeterkorps betraten, in welchem die vollzählig verſammelte Muſik mich mit dem alten Regimentsmarſch empfing. Die Ruſſiſchen Muſikkorps ſind auch bei der Kavallerie ſehr ſtark, meiſtens, die Muſikſchüler mit eingerechnet, über 40 Mann, und erſetzen das, was ihnen vielleicht an Kunſt abgeht, durch die Maſſe. Die meiſten dieſer Leute ſind direkt vom Pfluge genommen und ohne alle muſikaliſchen Vorkenntniſſe. Bei der großen Beanlagung des Ruſſen für die Muſik ſind aber die neu in das Korps Eintretenden meiſt ſchon nach einem halben Jahre im Stande, in der Kapelle mitzuwirken. Die Kapellmeiſter ſind meiſtens Deutſche oder Czechen und werden gut bezahlt, ohne daß die Offiziere viel zur Muſikkaſſe beizutragen hätten. Die Inſtrumente er-

ſchienen mir vorzüglich, und es wurden mir auch die ſilbernen St. Georgstrompeten gezeigt, die das Regiment, eines der älteſten und berühmteſten der Armee, ſich verdient hat. Die Muſik des Niſhegorodskiſchen Regiments iſt deshalb ganz beſonders gut, weil ſie im Sommer faſt täglich auf den Plätzen und Promenaden der vielbeſuchten Badeſtadt zu konzertiren und dadurch Nebeneinnahmen hat. Bei vielen anderen Muſikkorps, die ich hörte, ſogar in Tiflis, konnte ich mich oft eines Lächelns nicht erwehren, ſo haarſcharf blieſen die Leute an den richtigen Noten vorbei, namentlich bei den ſchwierigeren Piecen. Märſche und Tänze gehen immer gut. Mit beſonderem Stolz wurden mir die Montirungs- und Pferde-Ausrüſtungskammern des Regiments und der einzelnen Schwadronen gezeigt. In der Regimentskammer liegt die ganze erſte Garnitur, die außer für den Kriegsfall und ganz beſondere Anläſſe nicht benutzt wird. Die Schwadronskammern enthalten die zweite Garnitur, die meiſtens nur bei Beſichtigungen, Paraden und Feſttagen in Gebrauch tritt. Die dritten Anzüge haben die Leute bei ſich, und ſie ſind meiſtens ſchon recht abgetragen. Eine vierte Garnitur exiſtirt nur ausnahmsweiſe und kann ihrer ſchlechten Verfaſſung halber nur im engſten Bereich der Kaſernen getragen werden. Wenn Erſparniſſe bei der Bekleidung gemacht werden, ſo fließt der Ueberſchuß in die Taſchen der Vorgeſetzten, was als ganz legal betrachtet wird. Die Mannſchaften machen auf eigene Hand Geſchäfte und verkaufen Stiefel, Wäſche und ſogar Röcke. Uebrigens werden die Uniformen dadurch ſehr geſchont, daß während der ganzen wärmeren Jahreszeit Mannſchaften wie Offiziere faſt ausſchließlich in den grauen Turnhemden (bezw. weißen Kitteln) erſcheinen, auch im Dienſt zu Pferde. Wer es von den Mannſchaften irgend vermag, läßt ſich überdies eigene Uniformſtücke machen, namentlich Stiefel, da die gelieferte Fußbekleidung dem Geſchmack der Träger nicht entſpricht und das Material nicht immer das beſte ſein ſoll. Von hervorragender, bei uns unerreichter Güte fand ich das Leder an den neu eingeführten Sätteln und der ganzen Pferde-Ausrüſtung. Auch die Waffen, Gewehre, Säbel und Revolver, befanden ſich in muſterhaftem Zuſtande. Nach Beſichtigung der Baulichkeiten und ihres Inhalts wurden die in der Nähe der Kaſernen liegenden Reitplätze oder Manegen, Springgärten ꝛc. in Augenſchein genommen. Bedeckte Reitbahnen wie bei uns hat das Regiment, wie überhaupt die ganze Ruſſiſche Armee, gar nicht; es wird auch im Winter nur im Freien geritten. Die Plätze für die einzelnen Schwadronen ſind eingehegt, mit einem Erdwalle umgeben und ſo groß, daß zwei Züge darin gleichzeitig reiten können. Außerdem giebt es noch kleine, ebenfalls eingehegte Karrees, in denen die Vorübungen zur Oſhigitowka und die Dreſſur beſonders ſchwieriger Pferde ſtattfinden. Da bei der Ruſſiſchen Kavallerie die jungen Pferde ſchon während ihres einjährigen Verbleibs in den Remontedepots rittig gemacht werden, ſo iſt die Ausbildung der Remonten bei den Regimentern ſelbſt weniger ſchwierig, und man kann daher gedeckte Reitbahnen eher entbehren.

Um 1 Uhr desselben Tages speiste ich bei dem Brigadekommandeur v. Ettern mit den Stabsoffizieren und Schwadronschefs des Regimentes. Vielleicht interessirt es, etwas über die Lebensweise dieser Herren zu hören. Die meisten der unverheiratheten höheren Offiziere führen ihre eigene Wirthschaft, die fast nur von männlichen Dienstboten oder Soldaten besorgt wird und dementsprechend einfach ist. So hatte z. B. das Mittagsessen, das ich bei Excellenz Tutolmin in Tiflis einnahm und zu dem mehrere Generale eingeladen waren, folgende Zusammensetzung. Zuerst eine besonders servirte, sehr frugale Sakußka (Imbiß von pikanten Sachen) mit verschiedenen Schnäpsen, wie sie in ganz Rußland vor allen Mahlzeiten üblich sind. Dann gab es die unvermeidliche saure Kohlsuppe (Schtschi) mit einem Stück Rindfleisch, das in demselben Teller gegessen wird, und die ebenfalls bei jeder Suppe obligaten kleinen Pasteten (auf Russisch Piroggen) dazu. Das Hauptgericht bestand aus Koteletts von gehacktem Fleisch mit Kartoffeln und Gemüse. Zum Nachtisch gab es Früchte, Käse, Rosinen und Mandeln, nachher Kaffee und wieder Liköre. Das war das ganze Menu, bei dem man zwar sehr gut satt werden kann, das aber doch unseren Begriffen von einem Generalsdiner nicht ganz entspricht. Der Grund für diese Einfachheit liegt aber, wie gesagt, darin, daß die Köche meistens Soldaten sind und überhaupt nur wenige Gerichte zu kochen verstehen.

Ebenso wenig opulent geht es in der Regel mit den Getränken her. Im ganzen Kaukasusgebiet trinkt man fast nur den sehr billigen, aber guten und nicht schweren Kachetischen Wein, weiß und roth, den man schon für 60 Pfennige bis 1 Mark nach unserem Gelde in den besseren Qualitäten haben kann. Es wird auch nicht viel, oft sogar kein Wein getrunken, da die spirituosen Bedürfnisse durch die vor und nach dem Essen eingenommenen Schnäpse und Liköre befriedigt werden. Bei General v. Ettern aßen wir, wenn auch einfach, so doch sehr viel besser, das heißt so, wie man es sich bei uns in wohlhabenderen Familien etwa des Sonntags leistet, Sakußka mit Schnaps, Suppe mit Fleisch und Piroggen, ein Fisch, ein Braten, Eis, Dessert, Kaffee und Liköre, dazu Kachetischer Wein, aber kein Champagner. Mir war das Mittagsessen weniger wegen der kulinarischen Genüsse als wegen der dabei geführten belebten Unterhaltung interessant. Man kann dabei sehr Vieles lernen, was man zwar auch in den Russischen Handbüchern findet, was aber doch, von Ohr zu Ohr vernommen, viel eindringlicher und haftender wirkt. Das Gespräch drehte sich meistens um dienstliche Verhältnisse, und auch ich mußte viel von der Deutschen Armee erzählen. So überraschte es mich, zu hören, daß das zu der Brigade des Generals gehörende andere Regiment, nämlich das Twersche Dragoner-Regiment, nicht auch im Norden des Kaukasusgebietes, sondern im Süden des Gebirges im Gouvernement Tiflis, also 10—14 Tagereisen entfernt, steht. Der General, welcher sein Stabsquartier in Piätigorsk hat, sieht daher dieses so weit entfernte Regiment

fast nur bei Gelegenheit der Divisionskonzentration bei Wladikawkas. Wiederum der Divisionskommandeur, Fürst Amilochwarow hat seinen Sitz in Tiflis, während drei Regimenter seiner Division im Norden des Gebirges im Terekgebiet dislozirt sind. Also eine sehr schwierige Kommandoführung und Kontrole, wie überhaupt im ganzen Kaukasus.

Den Glanzpunkt des sehr anstrengenden Tages bildete das am Abend mir zu Ehren veranstaltete Liebesmahl des Offizierkorps. Dasselbe besitzt vor vielen anderen Offizierkorps der Russischen Armee den Vorzug, in der Stadt ein vortrefflich eingerichtetes Regimentshaus sein zu nennen, in welchem zu Mittag und zu Abend gespeist wird und die Offiziere auch sonstige Unterhaltung finden, so daß sie sich dort viel aufhalten und nicht genöthigt sind, andere Lokale aufzusuchen. Derartige Kasinos haben nur wenige Regimenter. Die anderen miethen meistens Räume, die nur zur Abhaltung der militärischen Vorträge und taktischen Winterbeschäftigungen dienen. Gespeist wird dort aber in der Regel nicht, sondern in verschiedenen Restaurationen oder zu Hause. Nur bei den Regimentsfesten versammelt sich das ganze Regiment zum Essen.

Wieder holte mich Oberst Bibikow persönlich zu dem Fest ab, und wieder wurden wir beim Eintritt in das Vorzimmer mit einer schmetternden Fanfare begrüßt. Ich wurde den im Billardraum versammelten Offizieren vorgestellt und empfing von ihnen sofort den allergünstigsten Eindruck. Die Nishegorodskischen Dragoner sind ein durchaus aristokratisches Regiment, und man kann selbst bei den Russischen Garde-Kavallerie-Regimentern kaum eine größere Fülle von vornehmen und bekannten Namen finden. Der Grund für diese Erscheinung liegt darin, daß der Dienst bei der an kriegerischen Traditionen reichen Kaukasischen Kavallerie-Division überhaupt sehr beliebt ist und die jungen Leute aus der Kavallerie-Kriegsschule, speziell die aus dem Kaukasus gebürtigen, bei Weitem lieber im Kaukasus als bei den an der Europäischen Westgrenze garnisonirenden Dragoner-Regimentern eintreten. Das Nishegorodskische Dragoner-Regiment der Division gilt dabei als das erste Regiment und ist auch wegen seiner guten, einen gewissen Lebensgenuß ermöglichenden Garnison und des vortrefflichen kameradschaftlichen Tons gesucht. Neuerdings ist dem Nishegorodsk-Dragoner-Regiment, dessen Uniform auch Se. Majestät der Kaiser trägt, die Auszeichnung widerfahren, den Großfürsten-Thronfolger zum Chef zu erhalten. Die Eliteſtellung der Nishegorodsker spricht sich auch in dem Aeußeren und in den Umgangsformen der Offiziere aus, und ich hatte durchaus dasselbe angenehme Gefühl, als ob ich mich im Kreise Deutscher Kameraden befände. Die Herren waren sämmtlich gut, die jüngeren sogar mit einer entschiedenen Eleganz, angezogen, und die schneeweißen, knapp geschnittenen Kittel, in denen die Mehrzahl erschien, dazu die engen blauen Reitbeinkleider und hohen lackirten Stiefel, standen ihnen vortrefflich. Ich bemerke dazu, daß das Tragen der weißen

Kittel keineswegs billig ist. Aus bestem Stoff und von guten Schneidern gearbeitet, kosten sie 20 Rubel und mehr. Einige der Offiziere sprachen Deutsch; Französisch die Meisten, und Alle waren bemüht, mich in die Unterhaltung zu ziehen und mir alle erdenklichen Aufmerksamkeiten zu erweisen.

Als auch der Brigadekommandeur erschienen war, begaben wir uns in ein anderes Zimmer, in welchem eine große Tafel mit kalten und auch warmen Speisen sowie Getränken aller Art förmlich überladen war.

Ich glaubte, das sei bereits das Souper und langte von all den guten Sachen, darunter köstlicher frischer Kaviar in ganzen Bergen, Hummermayonnaise, riesige Krebse, gebratene Nieren, geräucherte und marinirte Fische, Rauchfleisch, Salami ꝛc. tüchtig zu. Die Gläschen mit Otschischtschenny (dem vortrefflichen Russischen Branntwein), Kognak ꝛc., die ich mit den mich stehend umringenden Offizieren leeren mußte, bleiben besser ungezählt. Ich bekam fast einen Schreck, als, nachdem der erste Appetit gestillt war, die Flügelthüren zu einem anderen Saal sich öffneten und zum Abendessen gebeten wurde.

Was wir bereits zu uns genommen hatten, war nämlich nur die sogenannte Sakußka, das Voressen, gewesen; die Hauptsache sollte noch kommen. Es folgte nun ein Souper in aller Form, bei welchem ich den Ehrenplatz zwischen dem General und dem Regimentskommandeur hatte und welches in seiner Beschaffenheit der Sakußka entsprach. Unter den die Tafel schmückenden Aufsätzen und Trinkgefäßen befand sich auch eine große silberne Kasserole von Orientalischer Form mit langem Griff, auf der in getriebener, reich vergoldeter Arbeit die Thaten und Auszeichnungen des Regiments in Bild und Schrift verherrlicht waren und aus der nur bei feierlichen Anlässen getrunken wird. Es ist das eine alte Kaukasische Sitte, die auch an diesem Abend wieder geübt wurde. Der Brigadekommandeur erwies mir die Auszeichnung, mein Wohl als das erste auszubringen, dazu Tusch der Musik und allgemeines Anstoßen mit den Gläsern. Dann wurde die Kasserole — der Kaukasische Name dieses Gefäßes heißt asarpesch — mit einer Flasche weißen Kachetiner Weines fast bis an den Rand gefüllt und mir überreicht.

Der Landessitte unkundig, glaubte ich zum Dank für die mir gewordene Auszeichnung ein große That thun zu müssen. Nach wenigen warm empfundenen Russischen Worten zur Ehre des berühmten Regiments setzte ich die schwere Schale mit beiden Händen an den Mund und trank sie ohne Pause bis auf den letzten Tropfen leer. Ein unbeschreiblicher Jubel folgte auf diese offenbar unerwartete Leistung; die Musik spielte den Regimentsmarsch, und wenn die Stimmung schon vorher eine fröhliche gewesen war, so wurde sie jetzt eine noch animirtere, ohne jedoch jemals die Grenzen der guten Sitte zu überschreiten. Wie mir übrigens mitgetheilt wurde, hatte ich den Komment mit der bewußten Kasserole nicht ganz richtig verstanden. Es galt für mich als Gast eigentlich nur den ersten Trunk daraus zu thun und sie dann weiter

zu reichen. Daß ich sie allein austrank, war ja sehr anerkennenswerth, aber durchaus nicht obligatorisch, und Oberst Bibikow glaubte mir noch ganz besonders sagen zu müssen, daß bei seinem Regiment im Gegensatz zu manchem anderen kein Gast zum Trinken über den Durst gezwungen würde.

Bei den weiteren Libationen war ich selbstverständlich vorsichtiger, und es spricht für die Güte des Kachetiner Weines, daß ich noch mehrere Stunden mit ungeschwächten Geisteskräften in der Gesellschaft zu bleiben und weiter zu trinken vermochte. Was dann weiter im Hotel mit mir geschah, bedeckten gnädig die Schleier der Nacht. Nach Aufhebung der Tafel und während wir Kaffee und Liköre nahmen, tanzten die jungen Offiziere verschiedene Nationaltänze, darunter die so charakteristische, bei den Bergbewohnern übliche Lesginka, den Trepak, Kasak und eine Art Schwerttanz. Zwei Säbelklingen werden kreuzweise auf den Fußboden gelegt, und der Tänzer darf sie bei seinen springenden, schnellen, aber stets zwischen den Schwertern bleibenden Bewegungen nicht berühren. Im Ganzen ein für mich unvergeßlicher, nicht durch den leisesten Mißklang getrübter Abend, und ich kam wieder einmal zu dem Bewußtsein, daß wahrhaft vornehme Leute, mögen sie einer Nationalität angehören, welcher sie wollen, überall dieselben sind. Die drei anderen Kaukasischen Dragoner-Regimenter sollen einen fast ebenso guten Offiziersersatz haben, sind aber weniger bemittelt. Einige Offiziere haben gar keine Zulage, was auch bei den Kavallerie-Regimentern im Europäischen Rußland häufig der Fall ist.

Ein fast noch größeres Vergnügen erwartete mich für den folgenden Tag, den letzten meiner Anwesenheit in dem gastlichen Piätigorsk.

Ich hatte dem Obersten den Wunsch ausgesprochen, die auf Grasfütterung befindlichen Pferde und die Mannschaften des Regiments in dem etwa vier Stunden von der Stadt, in der Steppe befindlichen Lager sehen zu dürfen. Er war sofort bereit, mich dorthin zu begleiten und bei dieser Gelegenheit die erste Besichtigung des Lagers abzuhalten. Das Lager lag unweit einer Eisenbahnstation der von mir für die Weiterreise einzuschlagenden Route nach Rostow am Don, und so brauchte ich nach dem Besuch des Lagers nicht erst wieder nach Piätigorsk zurückzukehren, sondern konnte mit den Pferden des Obersten gleich nach der Eisenbahnstation weiter fahren.

Bei dieser Gelegenheit erhielt ich zum ersten Male den vollen Eindruck der Nordkaukasischen Steppen, den man, wenn man nur mit der Eisenbahn durch das Land fährt, nicht aus solcher unmittelbaren Nähe zu gewinnen vermag. Die Steppe stand jetzt, zu Anfang Juni, noch in ihrem größten Flor, obwohl der vorausgegangene kalte und lang anhaltende Winter und die mit der Frühlingszeit eingetretene ungewöhnliche Dürre der Entwickelung der Vegetation nicht günstig gewesen war. Wir fuhren fast beständig durch endlose, wellige, mit den schönsten Blumen besäete Grasebenen, auf denen der einzuschlagende Weg kaum zu erkennen war, und da der Oberst selbst nicht genau

wußte, wo sich in dieser, keine Merkzeichen darbietenden Einförmigkeit das Lager befand, konnten wir nur eine ungefähre Richtung einschlagen. Schließlich gelangten wir zu einem der auch im Norden des Kaukasus häufig anzutreffenden und vorzüglich gedeihenden Deutschen Kolonistendörfer, das mich in dieser Umgebung ganz besonders anheimelte und seinen Germanischen Charakter ganz und gar bewahrt hatte. Diese Kolonisten gelten auch bei den sie nicht gerade liebenden Russen als sehr ordentliche, fleißige Leute und haben in dieser Gegend sogar den Weinbau eingeführt, aus dem sie große Erträge ziehen.

Erst um die Mittagsstunde — die Hitze war geradezu unerträglich geworden — kamen wir in dem schon von Weitem durch seine weißen Zeltreihen kenntlichen Lager an, das sich in der Nähe eines tief eingeschnittenen kleinen Flußthals auf einer Wiesenfläche befand. Die im Lager befindlichen Offiziere, für jede Schwadron ein Lieutenant und dazu als Aeltester ein Rittmeister, kamen uns entgegen, und wir fuhren zunächst durch die Reihen der ganz unbedeckt unter freiem Himmel angekoppelten Pferde. Die in Zelten untergebrachten Mannschaften waren zugweise dahinter aufgestellt, und das mit den Woylachs eingedeckte Sattelzeug — nur älterer Konstruktion — lag ebenfalls unweit der Pferde auf aufgeworfenen Erdwällen. So kampirt das Regiment während der ganzen, vier Wochen dauernden Lagerzeit, was ohne das in der Steppe um diese Zeit fast beständig gute Wetter kaum möglich wäre. Die Pferde, meistens der veredelten Donischen Rasse angehörig und eher groß als klein, sämmtlich Braune oder Dunkelfüchse, sahen sehr gut aus, rund und blank im Haar. Ich hörte aber, sie seien jetzt, nachdem sie schon fast acht Tage nur noch Gras gefressen hätten, nicht mehr so gut in Kondition, als sie es bei Beendigung des Schwadronsexerzirens in der Garnison gewesen wären. Der laxirende Einfluß des frischen Grases bewirkt es, daß die Körper in der ersten Zeit etwas abfallen, was später wieder schwindet, um so mehr, da sie in der letzten Zeit des Lagers neben dem Gras wieder Hafer erhalten. Das geschieht, um sie zu den nach der Grasfütterung wieder beginnenden Exerzitien nicht zu sehr außer Kraft kommen zu lassen. Zur Beschaffung des Grasfutters miethen die Regimenter auf Staatskosten in der Nähe des Lagers große Steppenflächen. Hiermit ist eine besondere Kommission betraut. Das Gras wird von den Mannschaften selbst gemäht und den Pferden viermal des Tages vorgeworfen; sie können fressen, soviel sie wollen, und was von dem jedesmaligen Futter übrig bleibt, wird, ehe das neue vorgeworfen wird, fortgenommen und zu Heu gemacht. Das Wasser zum Tränken liefert das nahe gelegene Flüßchen, in dessen Nähe sich auch die Küchen der Mannschaften befinden. So ist es in den meisten dieser Grasfütterungslager auch in Europa. Alle Offiziere bestätigten mir, daß die Grasfütterung den Pferden sehr zuträglich sei, und daß sie sich dabei sichtlich wohl befänden, sind sie doch alle in der Steppe aufgewachsen. Es ist dabei aber auch für den Staat und das Regiment selbst eine Ersparniß verbunden. Der Staat

liefert den Armeeregimentern nur für elf Monate im Jahr trockene Fourage bezw. zahlt dafür den von der Intendantur festgestellten Durchschnittspreis und giebt für den zwölften Monat nur das Geld zur Miethung der Wiesen. Dieser Preis ist in der Regel erheblich geringer als der Preis für Hafer, Heu und Stroh während der gleichen Zeit. Wiederum ist das Gras auf den gemietheten Flächen meistens so reichlich, daß es von den Pferden nicht aufgefressen wird. Was übrig bleibt, wird zu Heu gemacht und kommt dann den Pferden im Winter zu gute, bezw. ermöglicht es den Schwadronschefs, am Hafer Ersparnisse zu machen, ohne daß man es dem Leibe der Thiere zu sehr anmerkt. Bei den Besichtigungen durch die höheren Vorgesetzten kommt es auch jetzt noch hauptsächlich darauf an, daß die Pferde Fleisch haben, und vor und während der Hauptexerzirzeit wird ihnen Zulage aus dem im Winter ersparten Hafer gegeben. Um das Nähere der Berechnung und wie viel von den Ersparnissen in die Tasche der Vorgesetzten fließt, bekümmert sich Niemand. Je höher von der Intendantur die Marktpreise für Fourage angesetzt werden, desto vortheilhafter ist es für die Oekonomie, da die Truppen die Einkäufe selbst besorgen; kurz, man arbeitet sich gegenseitig in die Hand. Auch die Mannschaften haben die Grasfütterungszeit gern, da während derselben außer Appells, fast gar kein Dienst stattfindet. Das Mähen des Grases, zu dem sie fast im Adamskostüm ausziehen, macht ihnen Vergnügen, um so mehr, da dabei häufig Branntwein verabfolgt wird. So betrachten sie diese Periode als eine reine Ferienzeit, bei der sie sich ebenso wie die Pferde in der balsamischen Steppenluft merklich erholen und ihre freien Stunden mit Krebsfang, Baden, verschiedenen Spielen und Singen ausfüllen. Gegessen wird meistens in der Nähe des Flüßchens, wo die Küchen stehen. Alles das erinnert den Soldaten an seine ländliche Heimath, und nur die Mädchen fehlen, um das Glück vollständig zu machen. Der Dienst gewinnt durch die Grasfütterung nicht.

Ich fand die Leute des Regiments durchschnittlich sehr groß, fast zu groß und stattlich. Sie kommen alle aus dem Europäischen Rußland oder aus dem Gouvernement Stawropol, und die Kleinrussen sind die beliebtesten, weil sie, obwohl in der Heimath wenig an das Reiten gewöhnt, sich ihrer Statur nach für die Kavallerie eignen, willig sind, die Pferde lieben und bald gute Reiter werden. Es kommen ihnen dabei ihre langen Beine zu statten, worauf bisher bei der Aushebung zur Kavallerie ein großes Gewicht gelegt wurde, nicht nur, weil es das Aufsitzen und das Reiten selbst erleichtert, sondern auch, weil die Truppe dann zu Fuß stattlicher aussieht. In neuester Zeit ist man aber hiervon vernünftigerweise zurückgekommen, und der Befehl ist ergangen, daß zu den Dragonern nur solche Leute genommen werden dürfen, deren Gewicht 4 Pud 20 Pfund nicht überschreitet.

Nachdem die Pferde und Mannschaften besichtigt und Letztere zum Essen entlassen worden waren, begaben wir uns zu der mitten auf freiem Felde in

einem luſtigen Zelt untergebrachten Offizier-Speiſeanſtalt, um ebenfalls unſeren Appetit und noch mehr den Durſt zu ſtillen. Das nur von Soldaten zubereitete Mittagsmahl war gut, aber frugal: Kohlſuppe mit Fleiſch und gebratene Hühner, dazu Kachetiner Wein, Bier und Spirituoſen ad infinitum. Mir hat ſelten eine Mahlzeit ſo gemundet, und die ganze, durch Beſuch von Kameraden aus der Stadt noch vergrößerte Geſellſchaft war wiederum ſehr vergnügt. Ich lernte hier verſchiedene Herren kennen, die ich in der Stadt noch nicht geſehen hatte, da die ins Lager kommandirten Offiziere eine ganze Woche in demſelben verbleiben müſſen, ehe ſie von anderen aus der Garniſon abgelöſt werden. Natürlich iſt dieſe Zeit für die Betreffenden ſehr langweilig, und ſie freuen ſich jeder Abwechſelung. Meine beſondere Aufmerkſamkeit erregten ein Perſiſcher Prinz und ein Lieutenant Fürſt Melikow, ſeiner Nationalität nach ein Gruſinier und nicht wie ſein berühmter Namensvetter, General Loris-Melikow, aus Armenien ſtammend. Er erzählte mir ganz offen, daß ſeine Familie bis vor 300 Jahren eine jüdiſche geweſen wäre, was unter den Georgiern und Armeniern ſehr häufig vorkommen ſoll und ſich auch in dem Typus dieſer Völkerſchaften, wenn auch in veredelter Form, geltend macht. Als Ahnenprobe wies er auf ſeine ausgiebige Naſe und auf den von ihm getragenen ungeheuren Säbel (Schaſchka), auf deſſen Klinge ſich eine alte Inſchrift in Hebräiſchen Schriftzeichen befand. Zum Beweiſe der Güte und Feinheit des Stahls fuhr dieſer Abkömmling der Makkabäer, ein Hüne von Geſtalt, mit einem Streichholz längs der unteren Fläche der wagrecht gehaltenen Klinge hin und her, und, ſo unglaublich es erſcheinen mag, man konnte auf der oberen Fläche der Klinge ganz deutlich den Weg des Streichholzes an der leiſen Hebung des feinen Stahls verfolgen. Ueberhaupt ſchienen die Herren eine Freude daran zu haben, mir ihre Waffen, darunter ſehr alte und koſtbare, zu zeigen, und dieſe Vorliebe für Waffen findet man im ganzen Kaukaſus wieder. Auf die Pferde ſchienen die Herren wunderbarerweiſe weniger Gewicht zu legen, obwohl unter den von mir geſehenen Offiziers-pferden mehrere ſehr ſchöne Thiere von Engliſchem und Arabiſchem Blute waren. Der Verſicherung des Oberſten, wie leid es ihm thue, mir ſein ſchönes Regiment nicht beim Exerziren zu Pferde zeigen zu können, glaubte ich nach dem, was ich von dem Material geſehen, gern, und ich hörte auch im weiteren Verlauf meiner Reiſe überall, daß die ganze Kaukaſiſche Kavallerie-Diviſion ſowohl im Kriege als im Frieden eine Muſtertruppe ſei.

Da keine Muſik im Lager war, ſo wurden nach dem Mittagseſſen der Mannſchaften zur allgemeinen Unterhaltung die Sängerchöre von vier Schwadronen vor das Offizierszelt beordert, ein Befehl, dem ſtets mit beſonderem Vergnügen Folge geleiſtet wird, einerſeits der Ehre wegen, vor den Herren Offizieren ſingen zu dürfen, andererſeits wegen des dabei ſtets reichlich geſpendeten Branntweins.

Es war ein besonders hübsches Bild, wie von verschiedenen Seiten her die Sänger unter dem lauten Klang ihrer aus Tambourins, Trommeln, Becken, Klarinetten und Schellenbäumen bestehenden und stets den Gesang begleitenden Instrumente heranmarschirten und im Halbkreis vor dem Zelt Aufstellung nahmen. Der Dirigent und Vorsänger, in diesem Falle ein älterer, martialisch aussehender Wachtmeister, vertheilt die Leute nach den Stimmen, die Schellenbäume mit den herabhängenden Roßschweifen gruppiren sich in der Mitte, und auf ein energisches Zeichen des Vorsängers hebt der Gesang an. In der Regel übernimmt ein Instrument, Klarinette, Violine oder auch eine Ziehharmonika, die Einleitung und zwar stets in langsamer, melancholischer, fast klagender Weise. Allmählich fallen die Solostimmen ein, aber immer noch in demselben gehaltenen Rhythmus und in Molltonarten, bis auf einmal der Chor einen Refrain von gänzlich verändertem, d. h. lebhaftem Charakter aufnimmt und dabei von dem ganzen Dschingderassassa der Instrumente und schrillen Pfiffen begleitet wird. Dieses Tohuwabohu von Singstimmen, Holzinstrumenten, Trommeln, Becken, Triangeln und Schellen schwillt zum Schlusse jedes Verses immer stärker an und wird häufig noch durch Händeklatschen und tanzartige Körperbewegungen unterstützt. Das Repertoir dieser häufig nicht besonders dezenten Gesänge ist endlos, und häufig sind damit auch mimische Darstellungen verbunden. Am erheiterndsten wirkt dabei immer das mit einer wahren Virtuosität ausgeführte und bei den pikantesten Stellen einfallende laute Pfeifen und ein Talambaß genanntes Saiteninstrument, das, mit einem Bogen gestrichen, grunzende und brummende Töne hervorbringt wie etwa ein riesiger Waldteufel oder Brummtopf. Inmitten des Sängerkreises steht dabei ein von dem Regimentskommandeur oder den Offizieren gespendeter hölzerner Eimer mit Branntwein, aus dem in den Zwischenpausen fleißig mit kleinen Gläsern geschöpft wird. Dabei läßt es sich der Vorsänger nicht nehmen, Hurrahs auf das Regiment, den Herrn Obersten, die Offiziere und auch auf den geehrten Gast auszubringen, was stets von den Gefeierten und so auch von mir mit dankenden Worten und natürlich ebenfalls mit Trinken erwidert wurde. Je mehr die Künstler dem Branntwein zusprachen, desto wilder und bacchantischer wurde der Gesang, er blieb aber stets im Takt, ein Zeichen, daß gründliche Uebung vorhanden war.

Mir machte, aufrichtig gesagt, diese Art von Naturmusik in der uns umgebenden Steppen- und Lagerscenerie mehr Vergnügen, als wenn ich die geschulteste Kapelle gehört hätte, und mir kam der Gedanke, daß sich derartige, von einfachen und leicht zu beschaffenden Musikinstrumenten unterstützte Sängerchöre auch bei unserer Armee empfehlen würden. Wir haben ja unsere Regiments-, zum Theil auch Bataillonsmusiken und unsere Spielleute, wir haben auch unsere Sänger bei den einzelnen Kompagnien, Schwadronen ꝛc., die mitunter recht Gutes leisten und zur Belebung auf dem Marsche, im Lager ꝛc. beitragen. Die Russischen Sängerchöre, wie ich sie so oft gehört

Digitized by Google

habe, ſind aber etwas ganz Anderes, Typiſcheres und ſind durchaus im Stande, die fehlende Muſik zu erſetzen, namentlich wenn einzelne Schwadronen und Kompagnieen allein marſchiren oder lagern. Es findet dabei ein wahrer Wetteifer zwiſchen den einzelnen Truppentheilen ſtatt. Wenn auf dem Marſche die Sänger vorgenommen werden, ſchwindet ſofort jede Ermüdung, und wenn man des Abends in einem größeren Lager weilt, ſo ſieht und hört man vor jedem Kompagnierevier die unermüdlichen Sänger um den Schellenbaum gruppirt bei der Arbeit. Das Charakteriſtiſche und Belebende dabei ſind die einfachen, leicht mitzunehmenden und zu erlernenden Inſtrumente, die mitunter nur aus Blechtellern, Löffeln, Triangeln und einer Harmonika beſtehen, aber, wenn mit der nöthigen Energie gebraucht, nie ihre, ich möchte ſagen drollige, Wirkung verfehlen. Sogar wenn Se. Majeſtät der Kaiſer das erſte Mal im Jahre das Lager von Kraßnoe-Selo beſucht, wird er von den im Spalier aufgeſtellten Truppen auf dieſe nationale Weiſe begrüßt.

Die Stunde für meine Abfahrt nach der Eiſenbahnſtation und für den Abſchied aus dem kameradſchaftlichen Kreiſe hatte geſchlagen. Mir war bei der Liebenswürdigkeit, die man mir erwieſen hatte, ordentlich das Herz ſchwer. Noch einmal leerte ich mein Glas zu Ehren des ſchönen Regiments, die Sänger fielen mit Tuſch und dreimaligem Hurrah ein, ich beſtieg den bereit gehaltenen Wagen und fuhr, noch lange von dem Tücherwinken und den Lebewohlrufen der Offiziere begleitet, in die blühende, endloſe Steppe hinein.

Mich hatten die drei bei den Niſchegorodskern verlebten Tage reichlich für die mannigfachen Enttäuſchungen entſchädigt, die mir bei meiner Reiſe begegnet waren, und wenn, wie ich hoffe, dieſe Aufzeichnungen ihren Weg auch nach Piätigorsk finden, ſo mögen meine dortigen Freunde daraus erkennen, daß ich auch jetzt noch dankbaren Sinnes ihrer gedenke. Während der darauf folgenden Nacht reiſte ich mit der Eiſenbahn durch das Kubangebiet nach dem Donlande, meiner nächſten Hauptetappe.

Am ſtillen Don.

Die ſüdlichſte Stadt des Dongebiets iſt auf dieſer Strecke Roſtow, das ich etwa um acht Uhr des nächſten Morgens erreichte. Es liegt hoch am rechten Ufer des Don unweit von deſſen Ausfluß in das Aſowſche Meer. Die Gegend hat hier auf dem linken Ufer bereits einen Niederungscharakter, der die Nähe der Mündung ahnen läßt, und die kleineren Seeſchiffe vermögen bei günſtigem Waſſerſtand bis Roſtow zu gelangen. Die größeren müſſen bei Aſow ankern und dort umladen. Für flachgehende Dampfer und Flußkähne iſt der Don auch weiter hinauf ſchiffbar. Roſtow iſt daher ein ſehr bedeutender Handels- und Induſtrieplatz, und auch die Umgegend iſt im Gegenſatz zu den von mir durchreiſten ſüdlicheren Strecken reich angeſiedelt, aber wie ganz Südrußland außerordentlich arm an Bäumen. Militäriſch Intereſſantes giebt es in Roſtow, wo damals nur eine Sotnie zu Polizei-

dienſten ſtand, nichts zu ſehen. Die Stadt gehörte ebenſo wie Taganrog früher zum Gouvernement Jekaterinoslaw und entbehrt daher des Kaſakiſchen Charakters.

Mein eigentliches Ziel war die nur zwei Stunden entfernte Hauptſtadt des Dongebietes, Nowo-Tſcherkaſk, und es galt für mich, der ich keinerlei Empfehlungen für die dortigen Militärbehörden beſaß, zunächſt zu überlegen, ob ich mich überhaupt auf den mir ganz fremden Boden, den wohl vor mir noch nie ein Deutſcher Reiſender mit ähnlichen Zwecken betreten hat, wagen ſollte. Mehr als abweiſen konnte man mich aber dort nicht.

Ich beſchloß daher, mein Stück durchzuſetzen, und reiſte am nächſten Morgen auf gut Glück mit der Bahn ab. Dieſelbe begleitet zuerſt eine kurze Strecke lang den ſtattlichen Donſtrom auf ſeinem rechten, hohen Ufer, von dem aus man über den ſich ſtark ſchlängelnden Fluß hinweg in eine Niederungsfläche ſieht, die in ihrer Ausdehnung einem Meere gleicht und nur vom Horizont begrenzt wird. Aus dieſer ſogenannten Transdoniſchen Steppe, die nur wenig angebaut und in großen Parzellen an die Pferdezüchter verpachtet iſt, erhält die Ruſſiſche Kavallerie faſt alle ihre Remonten. Die Thiere bleiben in den ſogenannten Simowniki (Winterquartieren) Sommer und Winter im Freien oder in offenen Schuppen und kratzen ſich, wenn Heumangel eintritt, das verdorrte Gras mit den Hufen unter dem Schnee hervor. Die Zuchthengſte ſtellt das Heer. Die Bahn wendet ſich aber bald vom Don ab und verfolgt, nordwärts gerichtet, das rechte, ebenfalls erhöhte und kahle Ufer eines Aksai genannten Nebenfluſſes, an dem auf ziemlich bedeutender Höhe Nowo-Tſcherkaſk liegt. Ehemals, d. h. bis zu Anfang dieſes Jahrhunderts, lag der Hauptſitz des Don-Kaſakengebiets am Don ſelbſt. Wie es heißt, iſt die aus Verwaltungsrückſichten nothwendig gewordene Verlegung der Hauptſtadt weiter ins Land hinein nur mit Anwendung von Gewalt durchgeſetzt worden, da die Kaſaken ſich von ihrer Piratenzüge und ſonſtige Räubereien begünſtigenden Verbindung mit dem Aſowſchen Meere nicht trennen wollten. Seither heißt der Don bei den Kaſaken „der ſtille". Dieſer Zwangsanlage und ſeiner nur künſtlichen Lebensfähigkeit entſprechend iſt Nowo-Tſcherkaſk mit ſeinen 40 000 Einwohnern der ausgeſprochenſte Typus einer ſogenannten Kommißſtadt (Ruſſ. kasjonni gorod). Alles, was man ſieht, Gebäude, Plätze, Menſchen, hat, ohne gerade häßlich zu ſein, einen offiziellen Charakter, der noch dadurch verſtärkt wird, daß auch die zahlreichen Beamten, Studenten, Schüler ꝛc., eine Kaſakiſche Uniform tragen und auch die Männer niederen Standes ihre Zugehörigkeit zu dem Heere wenigſtens durch eine Militärmütze bekunden. Daſſelbe Bild hat man im ganzen Dongebiet, auch in den hier ebenfalls Stanitzen genannten Dörfern. Der ſchönſte Platz, an welchem ſich das Palais des Hetmans, umgeben von Gartenanlagen, befindet, liegt in der Mitte der Stadt. Daran ſchließt ſich der ſogenannte, in keiner Ruſſiſchen Stadt fehlende Boulevard oder öffentliche

Garten mit Restauration, Theater und Klubhaus für die Offiziere, der einzige Ort, wo man bei der hier herrschenden Hitze Schatten und Kühlung zu finden vermag, und der daher namentlich in den Abend- und Nachtstunden die Bevölkerung aller Kreise bei der recht guten Kasakenmusik vereinigt. Für derartige Promenadenkonzerte wird in Rußland kein Entree erhoben. Gerade diesem Garten gegenüber, nur durch eine Straße von ihm getrennt, lag mein Hotel, ein Asyl von sehr mittelmäßiger Beschaffenheit, da bei den wenigen Nowo-Tscherkaßk besuchenden Reisenden die Konkurrenz fehlt und die Wohlhabenheit der keinerlei Handel oder Industrie betreibenden Einwohner unverkennbar zurückgeht. Früher, als der Kasakenadel noch reicher war, soll es lebhafter zugegangen sein, jetzt aber haben nicht einmal die Droschkenfuhrleute ihr Brot, Alles athmet den Verfall, und die breiten, geraden, sich rechtwinklig kreuzenden Straßen, welche allmählich in die nur vom niederen Volke bewohnten dorfartigen Vorstädte übergehen, überraschen durch ihre Einförmigkeit.

Für mich galt es zunächst, Fühlung mit den Behörden zu gewinnen. Ich setzte daher, gleich nachdem ich mich in meinem Hotel einigermaßen erfrischt hatte, ein Schreiben an den Hetman, Fürsten Swiatopolk-Mirski, auf, in welchem ich ihm meine Wünsche auseinandersetzte und auch meiner Bekanntschaft mit General Tutolmin ꝛc. Erwähnung that. Noch an demselben Nachmittag fuhr ich unter Mitnahme dieses Schreibens bei dem Fürsten vor. Ich fühlte mich dabei, offen gestanden, etwas beklommen, denn nicht Jeder bittet gern, und diese mehr moralischen Empfindungen waren eigentlich das einzige Unangenehme, das ich auf meiner Reise zu überwinden hatte. Mein Muth sollte über Erwarten belohnt werden, und ich war gerade noch zu rechter Zeit gekommen. Der Fürst war eben im Begriff, eine Reise nach seinen Gütern anzutreten, aber noch zu Hause. Ich schickte durch die mir an den Wagen entgegenkommende Ordonnanz meine Karte und den Brief hinauf, mußte aber ziemlich lange warten, ehe ich Bescheid erhielt. Ich hatte derweilen Gelegenheit, die beiden vor dem Palais als Posten stehenden Kasaken zu mustern. Hübsche, junge, aber etwas schmierig aussehende Kerle, die mit aufgenommenem Seitengewehr, die Flinte über dem Rücken, wie Bildsäulen einander gegenüberstanden. Umhergehen dürfen diese Doppelposten nicht. Endlich sah ich oben eine Gardine fortziehen, und das Gesicht des Fürsten erschien für einen Moment am Fenster. Vermuthlich wollte er mich zunächst in Augenschein nehmen, um sein Verhalten danach einzurichten. Gleich darauf trat ein junger, sehr nett aussehender Mensch in Kasakentracht aus dem Portal, der sich mir als Sohn Sr. Erlaucht vorstellte und mir mittheilte, sein Vater wolle mich nicht erst hinaufbemühen, sondern bäte mich, da er selbst verreisen müsse, mich bei seinem Stabschef, Generallieutenant Martynow, zu melden, der den Auftrag erhalten würde, meinen Wünschen zu willfahren. Durch meine Erfahrungen im Kaukasus gewitzigt, bat ich den

jungen Mann, der, wie ich später von ihm hörte, die Universität in Nowo-Tscherkaßk besuchte und äußerst artig war, mich sogleich zum General Martynow zu begleiten und mich bei ihm einzuführen. Er ging darauf sehr bereitwillig ein, und ich hatte nun gewonnenes Spiel. Sonst hätte es mir wie in Tiflis gehen können. Nach einer ziemlich langen Privatunterredung mit dem jungen Hetmanssohn ließ mich der General zu sich in sein Kabinet bitten, woselbst mir sofort — als erfreuliches Zeichen wohlwollender Gesinnung — Thee und Cigaretten vorgesetzt wurden und ich Gelegenheit hatte, mein Anliegen nochmals vorzutragen. Es wurde sogleich eine Art von Programm festgestellt.

Das in Nowo-Tscherkaßk befindliche Kasaken-Regiment Nr. 12, jetzt zur 11. Kavallerie-Division an die Westgrenze versetzt, war — natürlich auf Grasfütterung, ich konnte es also nicht sehen. Dagegen sollte mir die größte Sehenswürdigkeit des Ortes, die sogenannten Heeresregalien, gezeigt werden. Ferner wollte mich General Martynow an den Chef der gesammten Kasaken-Artillerie, Generallieutenant Kanischtschew, empfehlen, der mich nach dem unweit von Tscherkaßk befindlichen Artillerielager mitnehmen würde.

Die mich sehr angenehm berührende freundliche Gesinnung des Herrn Stabschefs — wie ich später hörte, der Haupttriebfeder der ganzen Heeresmaschine — bethätigte sich auch dadurch, daß er mich beim Schluß unserer Unterredung einlud, während der Tage meiner Anwesenheit in Nowo-Tscherkaßk bei ihm zu diniren. Es dokumentirte sich dadurch eine echt Russische Gastfreundlichkeit, und doch vermag ich mich, um meinem Bilde die richtigen Ortsfarben zu geben, der Bemerkung nicht zu enthalten, daß mir das Benehmen des Generals einen sonderbaren Eindruck machte, den ich als einen Kasakischen, das heißt mit unseren Europäischen Sitten nicht ganz im Einklang stehenden, bezeichnen möchte. Die Ungezwungenheit des Herrn Stabschefs in der Haltung ging nach unseren Begriffen etwas zu weit. So genirte er sich zum Beispiel, wenn ich bei ihm war und die übrigen Gäste auf sich warten ließen, gar nicht, eine Zeitung zur Hand zu nehmen und mit aufgestützten Ellenbogen und übereinander geschlagenen Beinen in einer entfernten Ecke zu lesen, während ich schweigend eine Papyrosse nach der anderen rauchte. Hierin lag aber keineswegs eine beabsichtigte Unhöflichkeit, sondern nur ein gewisses hinterwäldlerisches, durch die momentane Abwesenheit der auf einer Reise befindlichen Hausfrau verstärktes Sichgehenlassen. Der General hätte sich sicher nicht im Geringsten gewundert, wenn ich mir bei seinem Diener auf eigene Hand ein Glas Thee oder einen Schnaps bestellt und mich auf einer Ottomane ausgestreckt hätte. Das ist so Landesbrauch, und Europas übertünchte Höflichkeit ebenso wie äußerlich militärisches Wesen ist in das immer noch einen Staat im Staate bildende Don-Kasakengebiet noch nicht gedrungen. Auch bei den übrigens sehr guten und hübsch servirten Mittagsmahlzeiten, bei denen ich mehrere andere höhere Kasakenoffiziere kennen lernte, herrschte

dieſelbe Ungezwungenheit. Die verſchiedenen Weinflaſchen, darunter ganz trinkbarer Don-Champagner, ſtanden auf dem Tiſche umher. Jeder ſchenkte ſich ſelbſt nach Belieben, weiß und roth durcheinander, in daſſelbe Glas ein, und ſchon gleich nach der Suppe holten einige der Gäſte ihre Cigarettenetuis vor und rauchten. Nach Tiſche wurden zum Kaffee mindeſtens ein halbes Dutzend verſchiedener Kognaks und Liköre durchprobirt. Ströme von Selterswaſſer ſchwächten die Wirkung wieder ab.

Am nächſten Vormittage machte ich gelegentlich der Verauktionirung der zur Ausrangirung kommenden Artilleriepferde die Bekanntſchaft des Generals Kaniſchtſchew, mit dem ich mich hinſichtlich des projektirten Beſuchs des Artillerielagers verabredete.

Ich lernte in dieſem würdigen Herrn einen vollendeten Kavalier von der liebenswürdigſten Art kennen, der von ſeinen vielen Reiſen auch unſere Preußiſchen Verhältniſſe kannte und ſich mit beſonderem Vergnügen der ihm in Berlin bei unſerer Garde-Artillerie gewordenen Aufnahme erinnerte. Seine weltmänniſchen, durch eine gewiſſe Behaglichkeit noch angenehmer gemachten Formen erklärten ſich dadurch, daß er, obwohl jetzt ein Angehöriger des Kaſakenheeres, den größten Theil ſeiner Dienſtzeit bei der reitenden Garde-Artillerie durchgemacht hatte. Es gilt nämlich die Beſtimmung, daß der Chef der ſonſt nur mit Kaſakenoffizieren beſetzten Don-Kaſaken-Artillerie aus der regulären Artillerie hervorgegangen ſein muß, vermuthlich um dadurch gewiſſe Unterſchiede in der Ausbildung der regulären und der Kaſaken-Batterien auszugleichen und mehr Disziplin in die Sache zu bringen. Eine derartige Nothwendigkeit tritt auch bei den anderen Kaſakentruppen ein. Eine Anzahl der Kommandeure der Kaſaken-Regimenter hat urſprünglich bei der regulären Kavallerie geſtanden, und auch der jetzige Heeresataman, Fürſt Swiatopolk-Mirski, iſt, ſoviel ich weiß, nicht von Geburt Kaſak, ſondern kommandirte im letzten Kriege eine Diviſion bezw. ein gemiſchtes Detachement. Er iſt derſelbe General, deſſen militäriſcher Befähigung Graf Pfeil in ſeinem Werke über ſeine Kriegserlebniſſe 1877/78 ein ſo wenig vortheilhaftes Zeugniß ausſtellt. Ich durfte froh ſein, daß dieſes in Rußland ſehr gemißbilligte Buch damals noch nicht bekannt war. Der Fürſt, der mir als ein ſehr liebenswürdiger, vornehm denkender Mann geſchildert wurde, hätte mich ſonſt wohl weniger vertrauensvoll empfangen.

Intereſſant war es mir, die zum Verkauf geſtellten ausrangirten Artilleriepferde zu ſehen, die mir, obwohl klein, noch ganz wohl konſervirt erſchienen und den ganz anſehnlichen Durchſchnittspreis von 45 Rubeln erzielten.

Unter den Käufern befanden ſich außer Juden und Armeniern, die in einer großen, Nachitſchewan genannten Vorſtadt von Roſtow ihren Hauptſitz haben und den Haupthandel treiben, viele Kaſakenväter, die die ausrangirten Pferde für ihre zum Dienſt beſtimmten Söhne erſtanden. Die beſten Thiere nahmen aber die Generale für ihre Equipagen.

Zunächst zu dem Besuch der Heeresregalien. Sie bestehen aus einer in einem großen Saale des Justizgebäudes untergebrachten Sammlung von Trophäen und anderen historischen Erinnerungen. Also eine Art Ruhmeshalle. Verschiedene Glasschränke enthalten die Uniformen und Säbel der Kaiser Alexander I., Nikolaus I., Alexander II., welche sie in ihrer Eigenschaft als Chefs des Don-Heeres getragen und demselben vermacht haben. Desgleichen sieht man in dem eine große Zahl eroberter Fahnen, Feldherrenstäbe, Waffen ꝛc. beherbergenden Saale die Bilder der genannten Monarchen und des jetzigen Großfürsten-Thronfolgers in Kasakenuniform und bekleidet mit den Zeichen ihrer Hetmanswürde. Den werthvollsten Theil der Sammlung bilden aber die den Kasaken von den verschiedenen Herrschern von Peter dem Großen an verliehenen Privilegien (auf Russisch gramota), die in prachtvollen Einbänden und mit der eigenhändigen Unterschrift der Monarchen versehen, in kostbaren Behältern ruhen und nur mit besonderer Erlaubniß und mit einer gewissen Feierlichkeit gezeigt werden. Mir machte dabei ein uralter Kasakengeneral die Honneurs. In diesen Schriftstücken werden den Kasaken ihre Rechte hinsichtlich ihrer Selbstverwaltung, des Umfangs und der Vertheilung der Heeresländereien, der Art ihrer Ableistung des Kriegsdienstes, die Anerkennung ihrer Verdienste um den Gesammtstaat bei jedem Herrscherwechsel erneut gewährleistet. Diese Dokumente sind also gewissermaßen die magna charta der Kasaken. Da aber im Laufe der Zeit auch viele Reformen nothwendig wurden, die das vor Peter dem Großen mehr bundesgenossenschaftliche Verhältniß der Kasaken zu Rußland immer mehr in eine Unterthanenstellung verwandelten sowie das Kriegswesen regelten und dadurch dem Lande neue Lasten auferlegten, so wurden auch diese Bestimmungen — wenn auch stets unter der Form eines besonderen Gnadenbeweises — in die Gramotas mit aufgenommen. Man kann daher behaupten, daß jedes dieser von den Kasaken wie eine Art Heiligthum verehrten Dokumente im Grunde ein neues Glied der Kette bildet, welche das ehemals unabhängige, ja oft genug den Zaren feindliche Volk an Rußland bindet und seine Eigenthümlichkeiten mehr und mehr zum Schwinden bringt. Ein Schein der früheren Selbständigkeit bezw. Sonderstellung, besteht allerdings noch in den sogenannten Heeresversammlungen (woisskowoi-krug) fort, die regelmäßig mehrere Male im Jahre und auch sonst noch bei besonderen Gelegenheiten in Nowo-Tscherkaßk sowie in den Hauptstädten der sonstigen Kasakengebiete abgehalten werden. Bei dieser Gelegenheit werden die Regalien in feierlichem Zuge nach der Kathedrale und dann nach dem Palaisplatz gebracht. Um sie gruppiren sich die Truppen und die übrigen, mit den Zeichen ihrer Würde geschmückten Repräsentanten des Kasakenthums, doch nicht mehr, um wie früher über Krieg und Frieden zu berathen und ihre Führer zu wählen, sondern etwa wie zu einem Paroleempfang, der mit einer Parade schließt. Die letzte größere Feier dieser Art fand in Nowo-Tscherkaßk im Jahre 1887 statt, und zwar gelegentlich der Ernennung

des jetzigen Zarewitsch zum Ataman sämmtlicher Kasakenheere. Noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts wählten sich die verschiedenen Kasakenheere ihre Atamane selbst. Seither giebt es nur noch vom Kaiser eingesetzte, sogenannte Nakasny-Atamane.

Der mir die Regalien zeigende General, ein ganz alter, verbrauchter, aber trotzdem noch bei der Verwaltung im Dienst befindlicher Mann, drang darauf, daß ich auch das erst in Entstehung begriffene Museum mit Donischen Antiquitäten und eine damit verbundene geologische Sammlung sehen sollte, und begleitete mich selbst dorthin. Die Sache war aber noch so sehr in den Anfängen und so wenig geordnet, daß ich mir die mit dem Besuch des Museums verbundenen Anstrengungen gern geschenkt hätte und nur aus Artigkeit ein gewisses Interesse für die alten Ausgrabungen aus der Scythen-, Hunnen- und Chazarenzeit zeigte. Am sehenswerthesten waren noch die Abbildungen alter Kasakenbefestigungen und das Kriegsgeräth.

Leider konnte der Besuch des Artillerielagers erst am vierten Tage meiner Anwesenheit in Nowo-Tscherkaßk stattfinden, wo es sonst absolut nichts zu sehen gab. Dazu kam die furchtbare Hitze, die mich in ganz Südrußland verfolgte. Nur des Abends begab ich mich zur Musik auf den Boulevard und sah mir dort das Volkstreiben an, welches mir namentlich in den späteren Nachtstunden einen sehr freien Charakter anzunehmen schien. Junge, meistens gar nicht üble Frauenzimmer aus den mittleren Klassen in halb städtischer, halb ländlicher Tracht trieben sich in ganzen Rudeln in den dunklen Gängen umher, gefolgt und begleitet von Offizieren, Kasaken und anderen jungen Leuten. In dem Park befand sich auch ein offenes Sommertheater, in welchem gerade eine Kleinrussische Truppe ihre nationalen Stücke mit Gesang und Tanz aufführte. Da die Don-Kasaken vielfach Kleinrussischen Ursprungs sind, so bildeten diese Aufführungen meist komischen Inhalts für die mit Kunstgenüssen nicht übersättigten Bewohner der Stadt eine große Anziehung. Der größere Theil des Publikums zahlte aber nichts, sondern sah, wie das in Rußland allgemein üblich, von außen zu. Dabei wird geraucht und geplaudert. Die Herren Offiziere waren im Innern zahlreich vertreten, und ich konnte dort sowie in der Restauration meine Studien machen. Sehr vortheilhaft sahen die Offiziere nicht aus, besonders die älteren Chargen zeigten wenig Militärisches, was schon durch den im Sommer stets getragenen weißen Kittel von oft allzu bequemem Schnitt bedingt wird. Dazu tragen die älteren Offiziere außer Dienst stets sehr weite lange Beinkleider mit der allen Kasaken, auch den Gemeinen, eigenen breiten rothen Lampasse an der Außennaht, dazu aber keine Stege, und an den Füßen Halbstiefel oder Schuhe ohne Sporen, die ja überhaupt bei den Kasaken fehlen. Es mag das sehr praktisch sein, aber adrett ist es nicht, und auch die Schaschka (der an einem Bandolier zu tragende Säbel) wird meistens zu Hause gelassen und auf der Straße durch einen Handstock ersetzt. Die jüngeren Offiziere und Junker, ja sogar dieser und

jener Kasakurjadnik (Unteroffizier) und Gemeine machen eine viel bessere Figur und zeigen sogar gewisse dandyhafte Bestrebungen.

Der mit Knöpfen versehene weiße Kittel ist bei ihnen knapp geschnitten, in der Taille eng und hat mehr die Form eines Schoßjäckchens. Bei der bisherigen, nur mit Haken geschlossenen, waffenrockartigen Dienstuniform von dunkelblauer Farbe ist die Brust vorn eigenthümlich spitz zulaufend gepolstert. Am Rücken sind ein Paar Falten eingenäht, und um die Taille kommt ein farbiger Gürtel, der sogenannte Kuschak. Die weit überfallenden, ebenfalls dunkelblauen Hosen, bei denen sich die rothe Lampasse im Gegensatz zu der sonst dunklen, nur dürftig roth passepoilirten Uniform besonders bemerkbar macht, werden in die Kniestiefel gesteckt, auf deren Sitz die jungen Leute augenscheinlich viel Sorgfalt verwenden. Den Kopf bedeckt für gewöhnlich eine blaue Schirmmütze mit rothem Rande. Diese im Ganzen sehr einfache, aber nicht häßliche Uniform, bei der alle Knöpfe und sonstiges Blanke fehlen, ist seit 1893 durch eine neue von mehr Russischem, d. h. vorn schräg geschlossenem Schnitt ersetzt worden, womit jedoch die sehr konservativ gesinnten Kasaken nicht einverstanden sind. Die neue Uniform hat längere Schöße als die alte und sieht aus wie ein Schlafrock, der nur dann eine Figur macht, wenn er in der Taille von einem Gurt umschlossen wird. Ich finde sie sehr unschön. Ein wesentliches Unterscheidungszeichen der Don-Kasaken den in Tscherkessischer Tracht gekleideten Kaukasischen Kasaken gegenüber besteht darin, daß Letztere kurz geschorene Haare und Vollbärte tragen, während man bei den Don-Kasaken meistens nur Schnurrbärte sieht und die Haare im Genick lang getragen werden, was im Verein mit der sehr schief und weit nach hinten geschobenen Mütze nachlässig aussieht. Sonst sind die Don-Kasaken im Allgemeinen hübsche, ansehnliche Leute mit vorwiegend brünettem Typ, namentlich in den von den Urkasaken bewohnten südlichen Theilen des Dongebiets. Hier im Süden ist die Bevölkerung auch reicher und liefert seit jeher die besseren Soldaten und Offiziere. Im Norden hat sich die Kasakenbevölkerung dagegen so sehr mit eingewanderten Russischen Bauern und anderen Elementen vermischt, daß sie sich von den Großrussen kaum noch unterscheidet. Die im Donlande wohnenden Nichtkasaken unterliegen der Wehrpflicht nach den für die reguläre Armee gültigen Gesetzen.

Gelegenheit, mich näher über die Kasakenverhältnisse zu informiren, erhielt ich bei dem Besuch des Artillerielagers. Man fährt dorthin mit der von Nowo-Tscherkask nach Woronesch führenden Eisenbahn, hat nur zwei Stationen zurückzulegen, und das Lager befindet sich mitten in der Steppe, unmittelbar an der Bahn. General Kanischtschew begleitete mich und hatte vorsorglich einen Wagen an die Station bestellt, der mich zunächst nach seinem Absteigequartier brachte. Die ganze, von dem General während seiner zwanzigjährigen Wirksamkeit neu geschaffene Anlage des Lagers erfreut durch den dabei entwickelten Geschmack und praktischen Sinn. Ein wahres Soldatenidyll, eine

Oase in der es rings umgebenden Steppenöde. Von der Eisenbahnlinie ist das Lager nur durch ein mit unsäglicher Mühe geschaffenes, noch junges Laubwäldchen getrennt, in dem Nachtigallen und andere Vögel singen. Ebenso sind auch die Wohnungen der Offiziere und die in einer langen Linie längs des Uebungsfeldes sich ausbreitenden Mannschaftszelte durch Baumpflanzungen beschattet. Das Logirhaus des Generals, eine Art kleiner Villa aus Holz mit sehr komfortabler Einrichtung, und das ganz nahe dabei liegende Offizierkasino sind sogar mit Gartenanlagen umgeben.

Mir wurde in dem Generalsquartier ein hübsches Zimmer angewiesen, und ich kam mir bei der um die Mittagszeit herrschenden Stille vor wie bei einem nahe befreundeten Gutsbesitzer oder Oberförster. Hier inmitten seiner eigenen Schöpfung lebt der alte Herr im Sommer während der ganzen fast drei Monate währenden Uebungszeit und fährt nur von Zeit zu Zeit in die Stadt, um seine Familie zu besuchen. Bald nach unserer Ankunft ging es zum Mittagessen in das fast elegant zu nennende Offizierkasino, in welchem die ins Lager kommandirten Offiziere ihre Mahlzeiten einnehmen und auch sonst ihre freie Zeit mit Kartenspielen ꝛc. zubringen. Da die Herren bereits gespeist hatten, nahmen wir unser Diner nur in Gesellschaft eines Adjutanten und seiner jungen aus Nowo-Tscherkaßk zum Besuch gekommenen Frau ein. Gleich nach dem Kaffee bestiegen wir einen Wagen, um eine Besichtigung vorzunehmen. Im Lager bei X. haben alljährlich während des Monats Mai die nicht im aktiven Dienst stehenden Batterien des Don-Heeres ihre Schieß- und Manöverübungen, welche aber bei meiner Anwesenheit schon beendigt waren. Die zur Uebung eingezogen gewesenen Kasaken befanden sich bereits wieder in ihren Stanitzen. Dagegen übten noch, und zwar seit etwa 14 Tagen, etwa 400 junge Artilleristen der sogenannten Vorbereitungskategorie. Man hat hierunter diejenigen Mannschaften, wir würden sagen Rekruten, zu verstehen, welche dazu bestimmt sind, das Personal der im aktiven Dienst außerhalb des Heeresgebiets befindlichen acht Don-Kasaken-Batterien zu ergänzen und den im Herbst in die Heimath zurückkehrenden ältesten Jahrgang (unsere Reservisten) abzulösen. Ebenso wie es mit der Vorbereitungskategorie der Reiter-Regimenter, den sogenannten Maloljätki, d. h. nicht Volljährigen, geschieht, wird auch die Vorbereitungskategorie der Artillerie schon im Dongebiet so weit ausgebildet, daß die jungen Soldaten, wenn sie zu den aktiven Batterien kommen, dort eingestellt werden können, also keine weitere Rekrutenzeit durchmachen dürfen. Eigentlich sollen die betreffenden Vorübungen der Artilleristen im Heimathslande während der beiden letzten Jahre des Verbleibs bei der drei Jahrgänge umfassenden Vorbereitungskategorie, und zwar jedes Jahr vier Wochen lang, im Lager vorgenommen werden. General Kanischtschew hat es aber zur Erzielung eines besseren Resultats durchgesetzt, daß die Uebungen der Artilleristen nur während des letzten Jahres des Verbleibs bei der Vorbereitungskategorie stattfinden, dafür aber zwei Monate

hintereinander dauern. Während dieſer zwei Monate lernen die jungen Leute den ganzen Dienſt der reitenden Artillerie vom Geſchützexerziren zu Fuß an bis zum Fahren, Exerziren, Manövriren und Schießen mit ſcharfer Munition. Es wäre das natürlich ſelbſt bei den beſcheidenſten Anſprüchen unmöglich, wenn dieſe Rekruten nicht bereits vorher in ihren Stanitzen im Reiten und in den Pflichten des Soldaten ſo weit ausgebildet wären, wie es für einen Kaſaken verlangt wird. Außerdem werden zu den reitenden Artilleriſten die beſten Mannſchaften mit den beſten Pferden ausgeſucht. Der angehende Artilleriſt hat alſo im Lager nur noch die mehr techniſchen Seiten ſeines künftigen Berufs zu erlernen, und die die Uebungen leitenden Offiziere verſicherten mir, die jungen Mannſchaften würden thatſächlich in den zwei Monaten ſo weit gebracht, daß, wenn ſie im Herbſt zu den aktiven Batterien kämen, dort mindeſtens nichts mehr verdürben und ſogar im Kriegsfalle ſofort ihre Obliegenheiten gleich den älteren Mannſchaften ausführen könnten. Wenn es an irgend etwas fehlt, ſo iſt es nur die Theorie, die im Winter bei den Truppen ergänzt wird.

Zum Zweck der Ausbildung im Lager werden die jungen Kaſaken, entſprechend der Zahl der aktiven Batterien (ſieben Armee- und eine Garde-Batterie), in acht Abtheilungen getheilt, deren jede einem der Batteriekommandeure der beurlaubten Batterien und einem Kadresperſonal an Offizieren und Unteroffizieren zur Ausbildung überwieſen iſt. Die Inſtrukteure erhalten dafür beſondere Entſchädigungen. Der Dienſt dauert täglich, in eine Vor- und eine Nachmittagsreprise eingetheilt, acht bis zehn Stunden. Wir fanden die Leute zu Fuß an etwa 16 Geſchützen exerziren, und es machte mir den Eindruck, als ob es für die Kürze der Zeit ſchon ganz leidlich ginge. Am nächſten Vormittag ſah ich auch das Fahren, das aber noch ſehr in den Anfängen war.

Die Mannſchaften waren in der bereits geſchilderten Sommeruniform, lauter ſchlanke, junge Burſchen — bei der Garde-Abtheilung natürlich die beſten —, ſahen aber etwas ungewaſchen aus, was ſich auch auf die von ihnen getragenen Kittel oder Hemden bezieht. Die Haltung ließ nach unſeren Begriffen ebenfalls zu wünſchen übrig, zeigte aber nicht die ſonſt bei Rekruten bemerkbare Eckigkeit. Der General fuhr dann mit mir nach dem ſogenannten Wirthſchaftshof, auf dem ſich die Remiſen, Pferdeſchuppen, Küchen, Bureaus ꝛc., natürlich Alles im Barackenſtil, befanden. In der Nähe dieſes Hofes ſtand eine ganze Wagenburg, beſtehend aus den Fuhrwerken, in denen die Kaſaken mit ihrem Gepäck — die Reitpferde meiſtens hinten angebunden, aus ihren zum Theil ſehr entfernten Heimathsbezirken ins Lager gekommen waren und in denen ſie auch wieder nach Hauſe zurückkehren. Der ganze Fuhrpark ſah aus, als ob er einer Zigeunerkolonie gehörte. Demnächſt fuhren wir nach dem unweit belegenen, aus einigen Holzſchuppen beſtehenden Bazar, in welchem die Kaſaken von beſonders dazu privilegirten und eine feſte Taxe habenden

Händlern ihre kleinen Bedürfnisse an Material und Utensilien, Lebensmitteln und Getränken einkaufen. Letzteren Bedürfnissen dient auch ein kleiner Traktir (Kneipe), der aber meist nur von den Unteroffizieren besucht wird. In einem besonderen Gebäude wurden fertige Uniformstücke aller Art und auch Sattelzeug, Decken ꝛc. verkauft. Die Kasaken müssen das Alles selbst beschaffen und schon mitbringen. Es bedarf aber noch Vieles der Vervollständigung, und das mitgebrachte Material ist oft sehr schlecht, weil die Leute es zu Hause so billig wie möglich zu beschaffen suchen. Der General hat daher die Einrichtung getroffen, Uniformstücke, Sattelzeug ꝛc. aus nur besten Rohprodukten und genau nach Vorschrift von Unternehmern anfertigen zu lassen, welche Gegenstände dann nach einer festen Taxe an die Kasaken abgegeben werden. Ein Uniformrock kostet 7 bis 8 Rubel. Die Maßregel begegnete anfangs großem Mißtrauen, da die Leute und namentlich die die Kosten tragenden Väter des Glaubens waren, man wollte sie übervortheilen. Die Erfahrung lehrte aber, daß die auf diesem Wege eingekauften Sachen, wenn auch vielleicht bei der ersten Beschaffung etwas theurer als die in den Stanitzen beschafften, viel länger vorhielten. So hat sich denn diese Einrichtung, die auch bei den Reiter-Regimentern als eine Nothwendigkeit erscheint und zum Theil nachgeahmt wird, mit der Zeit eingebürgert. Die Händler und Lieferanten sind meistens Tataren oder Armenier, die hier die Juden vertreten.

Nun ging es hinaus in die Steppe zu den Pferden, und das war für mich der Hauptmoment des Lagerbesuchs. Ich bemerke dabei, daß es sich um zwei verschiedene Herden handelte. Zu der einen gehörten sämmtliche von den eingezogenen Kasaken ins Lager mitgebrachten Last- (Fahr-) und Reitpferde, zu der anderen die Zugpferde für die immobilen 15 Batterien, deren Geschütze, Material und geringe Mannschaftskadres in Nowo-Tscherkaßk stehen. Die erste Herde mochte wohl an 600 Pferde betragen und zeigte natürlich, da viele Arbeits- oder Zugthiere dabei waren, einen sehr gemischten Bestand. Meistens kleines, ponyartiges Zeug oder im besten Falle Klepper, von denen sich die eigentlichen Reitpferde immerhin vortheilhaft abhoben. Der General machte mich auf mehrere, recht ansehnliche Exemplare aufmerksam, die von der dazu eingesetzten Kommission für die Garde angenommen waren. Ich erfuhr dabei, daß die jungen Kasaken sämmtlich gern zu der Garde-Batterie nach Petersburg wollen, schon deshalb, weil sie dort Parade-Uniform und Ausrüstung vom Staat und auch größere Remontirungsgelder empfangen. Es werden aber nur die besten Pferde bei der Garde angenommen, und da die hübschesten Leute nicht auch immer die wohlhabendsten sind, so treten bei der Beschaffung der Pferde für die Garde oft Schwierigkeiten ein, die Ausgleiche nöthig machen, und bei denen die Stanitzengemeinde oder die Heereskasse mitunter aushelfen müssen. Auch bei der Truppe selbst finden noch Austausche statt, in der Art, daß ein junger Kasak, der

kein für die Garde passendes Pferd mitbringt, ein besseres Thier von einem in die Heimath zurückkehrenden Landsmann übernimmt und dafür Letzterem das Seinige überläßt. Auch hierbei legen sich die Kommandobehörden, was die Preisausgleichung betrifft, nach bestimmten Prinzipien ins Mittel. Es wird aber auf diesem Wege natürlich dem Lande gutes Material entzogen, das so schon mangelt. Demgemäß wird die Pferdebeschaffung für die Kasaken immer kostspieliger. Früher konnte ein brauchbares Pferd schon für 40, 60 Rubel erworben werden, jetzt kostet es das Doppelte, und bei einem Kriegsfall werden große Ausgaben nöthig sein, um alle allein vom Don-Heere aufzustellenden 50 und mehr Regimenter auch nur leidlich beritten zu machen. Bei den Terek-Kasaken ist der Pferdemangel noch größer. Die Regimenter der zweiten Kategorie müssen freilich schon im Frieden brauchbare Pferde präsent haben, die der dritten und der Reserve- oder Ersatzkategorie aber nicht. Es werden daher neuerdings — ein Zeichen der Zeit — Erhebungen darüber angestellt, inwieweit die Kasaken der dritten Kategorie in der Lage sind, sich bei einer Mobilmachung die Pferde selbständig zu beschaffen und wieviel etwa auf Heeresunkosten gekauft werden müssen. Die andere Herde, welche die zur Bespannung der immobilen Batterien gehörigen, also auf Staatskosten beschafften und erhaltenen Pferde enthielt, war ausgeglichener und besser als die zuerst gesehene. Unseren Begriffen von Artillerie-Zugpferden entsprach sie aber, was die Größe und Stärke anbetrifft, keineswegs.. Leistungsfähig sollen sie aber trotzdem sein wie eben alle hart erzogenen Steppenpferde, und die Kasaken-Batterien sind anerkannt gut. Ueberrascht wurde ich durch die Mittheilung, daß diese ärarischen Zugpferde nur während der drei bis vier Wochen Körnerfutter erhalten, während deren sie bei den übenden Batterien gebraucht werden. Die übrige Zeit weiden sie im Sommer unter Aufsicht berittener Hirten in den dazu gemietheten Steppen, und im Winter erhalten sie nur Heu. Auch die von den jungen Kasaken ins Lager mitgebrachten Pferde nähren sich nur auf der Weide; Stallungen für sie giebt es nicht. Das Tränken geschieht zweimal täglich in weit entfernten Teichen, zu denen die Pferde getrieben werden. Zum Dienst müssen sie jedesmal eingefangen werden, was aber, da die Thiere sich alle auf einem Haufen halten und sehr zahm sind, keine Schwierigkeiten hat. Zu den Hirten nimmt man mit Vorliebe im Dongebiet angesiedelte Kalmücken, die jetzt gleich den Kasaken der Dienstpflicht unterliegen und von denen ich mehrere sah, sogar einen Junker. Es ist erstaunlich, in welchem guten Futterstande sich die meisten Pferde befanden, obwohl um diese Zeit, Mitte Juni, das Gras auf der Steppe der herrschenden Trockenheit wegen fast ganz geschwunden war. Auf dem ausgebrannten, schwarzgrauen Boden sah man eigentlich nur vereinzelte Stauden von Wermuth und anderem Unkraut, nur hier und da mit mageren, kaum von den Zähnen zu fassenden Grashälmchen untermischt, aber die Pferde sahen deshalb nicht dürftig aus und schienen ganz munter. Freilich war es abends.

Bei Tage ſollen ſie von der Hitze und den Fliegen fürchterlich leiden; einige hatten ganz wunde Stellen. Ich wunderte mich bei den Reitpferden über die vielen Hengſte, und man ſagte mir, Stuten würden von den Kaſaken nicht geritten. Auch die reguläre Kavallerie benutzt faſt nur Wallache.

Den Abend dieſes Tages verbrachte ich im Offizierskaſino bezw. im Garten in Geſellſchaft der dort verſammelten Herren ſehr angenehm und für mich lehrreich. Die Kaſaken-Artillerie hat, im Gegenſatz zu den Reiter-Regimentern, ein recht gutes Offizierkorps, da ſämmtliche Mitglieder deſſelben die Artillerie-Kriegsſchule in Petersburg beſucht haben müſſen, alſo denſelben Bildungsgang durchgemacht haben wie die Offiziere der Feld-Artillerie. Sämmtliche anweſenden Offiziere — die Batteriechefs haben bekanntlich Oberſtlieutenants-Rang — hatten ſchon bei den im aktiven Dienſt befindlichen Kaſaken-Batterien (erſte Kategorie) gedient und ſtanden jetzt im Dienſt bei den inaktiven Batterien, bei denen ſich ihre Thätigkeit hauptſächlich auf die Sommerübungen und die Kontrole über das Material beſchränkt. Die aktiven und inaktiven Dienſtperioden ſind derartig eingetheilt, daß ein Batteriechef während der erſten drei oder vier Jahre ſeines Verbleibs in dieſer Charge eine aktive Batterie, z. B. die erſte, kommandirt. Nach Ablauf dieſer Zeit wird er Kommandeur einer inaktiven Batterie (mit etwas geringeren Kompetenzen), dann kommt er wieder auf drei Jahre zu einer aktiven Batterie ꝛc. Es herrſcht dabei ein gewiſſes alternirendes Verhältniß inſofern, daß immer je drei Batterien, z. B. die erſte aktive Batterie mit der Batterie Nr. 8 (erſte der zweiten Kategorie) und mit Nr. 15 (erſte der dritten Kategorie) und dem entſprechend die übrigen Batterien, Glieder einer Kette, auf Ruſſiſch Swenja, bilden, ſo daß alſo das Perſonal, welches zuvor in einer der aktiven Batterien gedient hat, ſpäter zu den entſprechenden Batterien der zweiten bezw. dritten Kategorie kommt, wobei nur ſelten Ausnahmen ſtattfinden. Die Leute der drei zu einer Kette gehörigen Batterien ſtammen in der Regel aus ein und demſelben Bezirk. Die Mannſchaften der Artillerie dienen im Allgemeinen nur drei Jahre bei den aktiven Batterien und werden während ihrer weiteren neunjährigen Zugehörigkeit zur Frontkategorie in der Regel nicht wieder zu dieſen eingezogen.

Bei den Offizieren aber finden Rückverſetzungen zu den aktiven Batterien grundſätzlich ſtatt, um ſie dem praktiſchen Dienſt nicht zu ſehr zu entfremden. Das gleiche Syſtem waltet bei den Reiter-Regimentern, aber mit vierjährigen Perioden, ob, und auch hier iſt es nur ein Nothbehelf, der den permanenten Dienſt bei den aktiven Truppen nicht zu erſetzen vermag. Mir kamen die Batteriechefs etwas alt und unelaſtiſch vor. Als ein Mangel bei der Organiſation der Kaſaken-Artillerie iſt es auch zu bezeichnen, daß bei Ausbruch eines Krieges ſämmtliche 15 inaktiven Batterien in Nowo-Tſcherkaſk mobil gemacht werden, weil ſich nur dort das Material befindet. Die Mannſchaften mit den Reitpferden müſſen ſich daher erſt in den verſchiedenen Sammel-

punkten zusammenfinden und von dort nach Nowo-Tscherkaßk marschiren, um die Batterien zu bilden, was natürlich viel Zeit erfordert. Die Reiter-Regimenter zweiter und dritter Kategorie dagegen rücken sofort von den bereits im Frieden für die einzelnen Sotnien ꝛc. bestimmten Sammelpunkten zur Armee ab. Früher sollte dieses Abrücken zu einem bestimmten Termin erfolgen, jetzt aber richtet sich die Bereitstellung zum Ausmarsch nach der zum Theil sehr beträchtlichen Entfernung, welche die Leute von ihren Stanitzen zu den Sammelpunkten zurückzulegen haben.

Die von mir gesprochenen Offiziere verbargen mir nicht, daß ihre materielle Existenz keine günstige sei. Die Soldgebührnisse sind gleich denen bei der regulären Armee. Die Offiziere bekommen aber bei den Kasaken keine Chargenpferde und auch nur Futter für ein Pferd, so daß sie meistens auch nur eins besitzen. Außer dem Sold ꝛc. hat freilich jeder Kasakenoffizier, welchen Grad er auch bekleide, einen Landantheil (Pai) in der Stanitze, zu der er gehört. Dieser Antheil ist aber nur ebenso groß wie der der gewöhnlichen Kasaken, wird in der Regel verpachtet und bringt, wenn es hoch kommt, jährlich 25 Rubel.

Die meisten der nicht im aktiven Dienst befindlichen Offiziere wohnen in ihren Heimathsstanitzen und versehen dort den Instruktions- und Aufsichtsdienst. Einige sind bei den Stäben und Verwaltungen kommandirt. In früherer Zeit erhielten die Kasakenoffiziere nach einer gewissen Dienstzeit anstatt Pension als freies Eigenthum Land, dessen Größe sich nach der erlangten Charge richtete und ihnen einen gewissen Wohlstand sicherte und das sie auch verkaufen durften. Es kamen dabei aber zu große Ungleichmäßigkeiten vor, und da außerdem das noch nicht vertheilte Land bei der zunehmenden Bevölkerung immer knapper wird, so erhalten die Offiziere jetzt Pension nach denselben Grundsätzen, wie bei der stehenden Armee; daß dieselbe sehr gering ist, ist bekannt. Die Kasakenoffiziere sind daher fast alle arm, und die wenigen Söhne noch vermögender Grundbesitzer gehen zu den beiden Garde-Kasaken-Regimentern und der Garde-Batterie nach Petersburg. Neuerdings ist es übrigens den qualifizirten Kasaken auch gestattet, ihrer Dienstpflicht als Offizier bei der regulären Kavallerie nachzukommen, und umgekehrt, wovon auch viel Gebrauch gemacht wird.

Die Lage der gewöhnlichen Kasaken wurde mir ebenfalls nicht in den rosigsten Farben geschildert. Die Bevölkerung wird größer, die Landantheile werden dem entsprechend kleiner, die Lasten des Kriegsdienstes bleiben dieselben. Besonders fleißig und wirthschaftlich war der Kasak nie, er trinkt auch gern, liebt die bequemere Fischerei und die Jagd. Die sogenannten Südländer zeichnen sich durch Arbeitsunlust aus. Der Steppenboden muß aber, um die Menschen zu ernähren, mehr beackert werden, die Pferdezucht geht daher bei den kleinen Leuten zurück und wird nur noch im Großen von einigen adligen Gestütsbesitzern und von Pächtern betrieben, die weite Terrains von der

Heeresverwaltung gewiſſermaßen in Erbpacht haben und ihre jungen Pferde meiſtens in Bauſch und Bogen an die Remonteure der regulären Kavallerie verkaufen. Aber auch von dieſen Ländereien wird unerlaubterweiſe viel beackert. So werden die beſſeren Pferde für die Kaſaken faſt unbezahlbar, es wird vielfach mit Ochſen gewirthſchaftet, und das Reiten der jungen Leute in den Stanitzen wird nur noch auf Antrieb ſeitens der Behörden geübt. Der Kaſak iſt mit einem Wort ein Bauer, und zwar ein ſchlechter Bauer geworden. Damit ſchwinden auch die militäriſchen Traditionen trotz aller Mühe, die man ſich damit giebt, ſie zu pflegen. Die ganze, halb militäriſche, halb büreaukratiſche Verwaltung des Landes iſt ſelbſt beim beſten Willen nicht im Stande, den ökonomiſchen Bedürfniſſen der eigentlichen, an die Scholle gebundenen und in ihrer freien Regung gehemmten Kaſakenbevölkerung Rechnung zu tragen, und ſorgt nur dafür, daß die Kriegspflichten geleiſtet werden. Nach ſind große Schätze im Lande zu heben, ſo namentlich Steinkohlen, Salz ꝛc. Auch der Weinbau entwickelt ſich mächtig. Alle dieſe Induſtrien ſind aber in den Händen von Nichtkaſaken oder von ſogenannten Handelskaſaken, die für das Privilegium der Dienſtbefreiung eine Abgabe zahlen. In den Dörfern herrſchen die ſogenannten Kulaki, Ruſſiſch Fäuſte, beſſer mit Macher oder Wucherer zu überſetzen.

Da nun auch das Bedürfniß, das Dongebiet als eine Art Militärgrenze gegen feindliche Einfälle zu konſerviren, längſt nicht mehr vorliegt, ſo dürfte die nächſte, den Don-Kaſaken zu gewährende Gramota vielleicht den Inhalt haben, daß das Gebiet ein Gouvernement wie jedes andere wird und die Kaſaken das — Privilegium — erhalten, bei der regulären Kavallerie zu dienen.

Ein Hinderungsgrund für die Einführung dieſer auch für den Erſatz der Dragoner als ſehr zweckmäßig zu erachtenden Maßregel liegt nur darin, daß einerſeits das jetzige Kaſakenſyſtem der Geſammtarmee eine Maſſe von, wenn auch minderwerthiger, Reiterei bei verhältnißmäßig geringen Koſten für die Staatskaſſe liefert und andererſeits die Kaſaken ſelbſt eiferſüchtig an ihren ſogenannten Privilegien feſthalten und mit einer gewiſſen Vorſicht behandelt werden müſſen, ſelbſt dann, wenn die Aenderungen ihnen zum Nutzen gereichen.

Am Abend fand ſich bei unſerer Geſellſchaft der Kommandeur der unweit des Artillerielagers ebenfalls kampirenden Nowo-Tſcherkaßker Kaſaken-Junkerſchule ein und forderte mich auf, ſeinem Lager am nächſten Vormittag einen Beſuch abzuſtatten, der denn auch in Begleitung des Generals ausgeführt wurde.

Dieſe Kaſakenjunkerſchule, aus der die meiſten Offiziere der Doniſchen Reiter-Regimenter hervorgehen, bringt nach Beendigung der zwei Jahre dauernden Winterkurſe die Sommermonate gleich allen anderen Truppentheilen im Lager zu und beſchäftigt ſich dort, in eine ſtarke Sotnie formirt, mit dem praktiſchen Dienſt, Exerziren, Schießen, Felddienſt, Aufnehmen ꝛc. Leider fiel mein Beſuch gerade in die Aufnahmeperiode, und ſo konnte ich von dem Exerziren,

bei dem die Junker die Stelle der Gemeinen und Unteroffiziere ꝛc. einnehmen, aber von Offizieren befehligt werden, nichts ſehen.

Wohl aber überzeugte ich mich, daß die jungen Leute und die Pferde, Erſtere in Baracken, Letztere in offenen Schuppen, gut und bequem untergebracht waren und ſich gleichſam in einer das Nützliche mit dem Angenehmen vereinigenden Sommerfriſche befanden. Freilich eine Sommerfriſche in der Steppe. Auch die mir gezeigten Meßtiſchaufnahmen und Krokis befriedigten durchaus. Aus beſonderer Aufmerkſamkeit wurden mir nach Beſichtigung der ſonſtigen Einrichtungen ſämmtliche Pferde der Sotnie, wohl an 120 Stück, einzeln vorgeführt und auch zum Theil geritten.

Für das Putzen, Füttern und andere gröbere Arbeiten ſind zu der Schule, ebenſo wie bei den anderen Junker- und Kriegsſchulen, Mannſchaften kommandirt; das Satteln, Packen ꝛc. beſorgen aber die Kaſakenjunker ſelber, und Jeder von ihnen führte auch das Pferd vor, das er beim Exerziren ritt. Meine bisherigen Ideen und Erfahrungen über das Ausſehen von Kaſakenpferden wurden bei dieſer Gelegenheit vollſtändig über den Haufen geworfen, und ich ſah unter den vorgeſtellten Thieren eine größere Zahl ſolcher, die bei uns jeder Kavallerieoffizier zur Parade hätte reiten können. Hübſche, mittelgroße, zum Theil etwas hochbeinige Körper mit meiſt gut angeſetzten Hälſen und edlen Köpfen, guten Rücken und langen Kruppen elaſtiſchem Gange — offenbar Kreuzungen der einheimiſchen Raſſe mit Engliſchem oder Orientaliſchem Blut; der Steppencharakter zeigt ſich nur hier und da an der Ramsnaſe und langen, loſen Ohren. Schlecht war der Putz- und Futterzuſtand, und fürchterlich ſahen die vorn und hinten unbeſchlagenen, vernachläſſigten Hufe aus. Die von den gewöhnlichen Kaſakenpferden ſehr abweichende Beſchaffenheit des Materials für die Schule erklärt ſich dadurch, daß dieſe Pferde von dem Kommandeur der Anſtalt freihändig angekauft werden, und zwar zu dem Preiſe von etwa 130 Rubel pro Stück, wie ihn auch die reguläre Kavallerie für ihre Remonten zahlt, was aber die gewöhnlichen Kaſaken nicht anzulegen vermögen. Die Schule hat daher ebenſo gute oder noch beſſere Remonten als die reguläre Kavallerie, die ja auch meiſtens mit ſogenannten veredelten Steppenpferden beritten iſt. Nur die Garde bezieht die meiſten Remonten aus den Ruſſiſchen Halbblutsgeſtüten.

Was die Junker (darunter Gemeine, Urjadniks und Wachtmeiſter, Letztere der älteren Klaſſe angehörig) betrifft, ſo machten ſie mir einen ſehr Kaſakiſchen, das heißt etwas unkultivirten Eindruck, wozu wohl auch der Umſtand beitrug, daß ſie in den nicht ſehr ſauberen Lageranzügen und eben erſt von den Aufnahmeübungen zurückgekehrt waren. So wie ſie ſich zeigten, erhitzt, beſtaubt, mit ſchmutzigen Stiefeln, konnte man ſie von gewöhnlichen Soldaten kaum unterſcheiden. Auch die Geſichter dokumentirten keine beſondere Intelligenz. Ein Wunder iſt das nicht, denn die wiſſenſchaftlichen Anforderungen, denen die Kaſakenjunker (gleich denen der regulären Armee), um in die Schule eintreten

zu dürfen, genügen müssen, entsprechen kaum dem Lehrgang unserer besseren Elementarschulen, und die ökonomischen Verhältnisse der Väter (meistens Offiziere und Beamte) gestatten es ihnen nicht, den Söhnen eine ausreichendere Erziehung zu geben. Erst vor einigen Jahren ist in Nowo-Tscherkaßk ein Donisches Kadettenkorps (etwa mit dem Lehrgang der Realgymnasien) errichtet worden, dessen Abiturienten ebenso wie die der übrigen Kadettenkorps die Berechtigung haben, die höher als die Junkerschulen stehenden Kriegsschulen zu besuchen, und meistens in die mit der Kavallerie-Kriegsschule in Petersburg verbundene Kasakenjunker-Sotnie übertreten, um dann nach zweijährigem Verbleib in derselben Offizier zu werden. Ich sah auch das in der Nähe des Artillerie-Schießplatzes befindliche Lager der Kadetten und fand die Einrichtung sehr gut und gesundheitsfördernd. So wird mit der Zeit auch für die Kasaken ein vorgeschritteneres Offizierkorps geschaffen werden. Vorläufig steht es eher niedriger als höher als das der regulären Kavallerie, und die Kasakenoffiziere wie die ganze Truppe überhaupt werden bei Letzterer noch immer nicht recht für ebenbürtig angesehen.

Damit wären meine militärischen Wahrnehmungen im Dongebiet erschöpft. Gern hätte ich auch hier eine Uebung der Regimenter zweiter Kategorie bezw. der Vorbereitungskategorie in Augenschein genommen. Allein diese, an verschiedenen Stellen des Heeresgebiets stattfindenden Uebungen hatten jetzt, Mitte Juni, bereits ihr Ende erreicht, außerdem aber waren sie 1892, der vorjährigen Mißernte wegen, zum Theil ganz ausgefallen. Ich konnte indessen diese Lücke in meinen Beobachtungen um so eher verschmerzen, als ich nicht nur im Terekgebiet eine solche Konzentration gesehen, sondern mich auch bei meiner ersten Russischen Reise von den Leistungen verschiedener Don-Kasaken-Regimenter erster Kategorie überzeugt hatte. Ich sah überdies Kasaken in Kiew. Im Allgemeinen konnte ich von dem Erfolg meines Aufenthalts im Donlande sehr befriedigt sein und habe dafür dem sehr freundlichen Entgegenkommen der höheren Vorgesetzten meinen aufrichtigen Dank zu sagen.

Bei General Dragomirow in Kiew.

Meine Weiterreise vom Dongebiet erfolgte von der unweit des Artillerielagers befindlichen Station Zwjerewo der Linie Rostow—Moskau auf einer entsetzlichen Bummelbahn, die nur durch die sonst öden Kohlendistrikte des Donetzbeckens und die Neurussischen Steppen führt, nach Jekaterinoslaw am Dniepr. Ich wählte diesen fast dreißig Stunden Fahrt erfordernden Weg deshalb, weil er mir auf der Karte der geradeste zu sein schien und weil ich gern die mir als sehr schön geschilderte Tour auf dem Dniepr von Jekaterinoslaw nach Kiew machen wollte. Das einzig Interessante auf dieser Strecke sind die in Neurußland, namentlich im Gouvernement Jekaterinoslaw, häufigen Deutschen Kolonien, die bisher leidlich prosperirten, neuerdings aber auch mit Russifizirungsbestrebungen und Beamtenwillkür zu kämpfen haben.

Die Reise auf dem Dniepr dauerte des sehr niedrigen Wasserstandes halber fast 48 Stunden, war aber wirklich fast so großartig, wie ich sie vor Jahren auf der Wolga genossen hatte. Einen herrlichen Blick hat man namentlich vom Flusse auf das hoch am rechten Ufer gelegene Kiew, eine Stadt, die für Westrußland dieselbe Bedeutung hat wie Moskau für das Centrum und sich an Schönheit der Plätze und Straßen, Pracht und Zahl der Kirchen, Handel und Wandel Moskau an die Seite stellen läßt. Hierbei spielt die Nähe des großen Stromes mit, der allerdings dringend der Regulirung bedarf.

Man wird in Kiew eigentlich nur durch die vielen Griechisch-katholischen Gotteshäuser und Klöster daran erinnert, daß man sich im Zarenreiche befindet; der ganze Typus der Bevölkerung, die Trachten, die Lebensweise haben eher etwas Westeuropäisches oder, wenn man will, Polnisches, was sich dadurch erklärt, daß Kleinrußland ebenso wie das benachbarte Podolien und Wolhynien lange Zeit zu Polen gehört haben, und daß sich noch viele Polnische Elemente in der Bevölkerung befinden, dem entsprechend natürlich Juden. Mit aus diesem Grunde hat wohl das auch viele Deutsche Elemente in sich schließende Kleinrussische Gebiet einen ganz besonders thatkräftigen, das Großrussenthum fördernden Generalgouverneur in der Person des Generals Ignatjew erhalten.

Was die militärische Wichtigkeit anbetrifft, so ist Kiew seiner Rivalin Moskau sehr überlegen und nimmt als Centrum eines Grenzbezirks in strategischer Hinsicht fast denselben Rang wie Warschau ein. Zwar ist die nicht von Forts umgebene Festung, eigentlich nur eine Citadelle, unbedeutend, aber sie enthält riesige Arsenale für den Kriegsbedarf, und auch die Garnison ist sehr zahlreich, darunter ein neu errichtetes Belagerungsartillerie-Bataillon. So bildet Kiew zwar keinen wesentlichen Stützpunkt zur Vertheidigung des Landes wie etwa Warschau, wohl aber eine wohlversorgte Basis für den Angriff gegen Oesterreich.

Hier in Kiew begannen auch meine militärischen Privatstudien nach einer viertägigen, mir sehr wohlthuenden Pause aufs Neue, und sie hatten, unterstützt durch die mir von General Dragomirow gegebene Erlaubniß, den denkbar besten Erfolg. Bei meiner Ankunft in Kiew fand ich General Dragomirow nicht am Orte, da er auf einer Inspektionsreise begriffen war. Er hatte aber diesen Fall bereits in dem an mich nach Berlin gerichteten Schreiben vorgesehen und mich an seinen ersten Adjutanten, Generalstabsoberst Schymanowski, verwiesen. In Begleitung dieses mir von Krasnoe-Selo her bekannten Herrn durfte ich zunächst das in der Nähe der Festung befindliche große Sappeurlager in Augenschein nehmen. Der Kommandant des Lagers und gleichzeitig Kommandeur der 3. Sappeur-Brigade, Generalmajor Preßkot, war von unserem Besuch vorher benachrichtigt worden und hatte in der vorsorglichsten Weise Alles zum Empfange des Preußischen Gastes in Bereit-

schaft gesetzt. Die erst seit acht Tagen im Lager versammelten Bestandtheile der Sappeur-Brigade, darunter 3 Sappeur-, 2 Pontonnier-Bataillone, 3 Telegraphen-Parks, Heliographen-Abtheilungen ꝛc., befanden sich erst in den Anfangsstadien der Sommerausbildung; die Hauptarbeiten auf dem enorm großen und zu den umfassendsten Uebungen geeigneten Platze waren noch nicht im Gange. Trotzdem aber hatte man für mich — ich fand es über die Maßen aufmerksam — verschiedentliche Schaustellungen, ich möchte fast sagen Paraden, arrangirt. So zeigte mir der General, der mit mir im Wagen Platz genommen hatte und bei unserer Rundfahrt von einer ganzen Suite berittener Offiziere umgeben war, den durch eine kriegsstarke Sappeur-Kompagnie ausgeführten Sturm gegen die Face eines permanenten Bastions mit trockenem Graben vermittelst Sturmleitern. Selbstverständlich wurde der Angriff durch Gewehrfeuer eingeleitet, dann sprangen die Leute in den Graben, setzten die Leitern an der Eskarpe an, kletterten hinauf und warfen sich dann nach kurzem Aufenthalt auf der Brustwehrböschung gemeinsam mit Hurrah auf den durch Flaggen markirten Vertheidiger, den sie dann bis ins Innere des Werkes verfolgten. Es war ein ganz hübsches, wenn auch natürlich nicht besonders kriegsmäßiges Bild, da das Ganze sich innerhalb zehn Minuten abspielte, aber man sah doch den guten Willen und vortreffliche Ausbildung. An einer anderen Stelle des Uebungsplatzes ließ man zu meiner Belustigung durch Mannschaften des galvanischen Kommandos eine Reihe von Fladderminen und Camouflets vermittelst galvanischer Leitung springen. Wie gewöhnlich bei solchen Schaustellungen funktionirten die Leitungen nicht immer, was zu der obligaten Verlegenheit führte. Ich tröstete aber den General mit der Versicherung, das käme auch bei uns vor, und wir schritten dann zur Zündwurst. Eine weitere Vorführung waren die, wie es mir schien, sehr guten Leistungen des Heliographen-Kommandos mit verschiedenen älteren und neueren Apparaten, von denen einer, eine Art Lampe mit Glühlicht, auch bei bedecktem Himmel und bei Nacht funktionirt. Die an den Instrumenten befindlichen Leute lasen die gegebenen Lichtzeichen, ohne sie erst zu notiren, sehr schnell ab, was ich gebührend bewunderte. Eine Telegraphen-Abtheilung legte ein Feldkabel ohne Anwendung von Stangen ebenfalls in sehr kurzer Zeit trotz des sehr durchschnittenen Geländes. Den Beschluß der Besichtigungen machte eine Uebung der Sappeure und Pontonniere im Brückenschlag vermittelst Böcke verschiedener Konstruktion, Fässer und anderen Materials und Pontons.

Wir mußten zu diesem Zweck von der Höhe, auf der sich das Lager und der große Uebungsplatz befinden, nach dem Dnieprufer hinunterfahren und bestiegen hier ein im Kriege von 1877/78 stark verwundetes Ponton, um von demselben aus die Arbeiten am Ufer zu betrachten. Es war aber nicht der eigentliche Dniepr, sondern nur ein ziemlich breiter, sogenannter todter Arm desselben, dessen ruhiges Wasser die Vornahme der Anfangsübungen

einerseits begünstigt, andererseits aber auch beim Schlagen und Abfahren der Pontonbrücken die treibende Mitwirkung der Strömung vermissen läßt. Die Hauptübungen im Brückenschlag werden in großem Umfange im Hauptstrom des Dniepr ausgeführt. Da ich mir meine Kenntnisse in den Pontonnierarbeiten nur auf der Pfuelschen Schwimmanstalt erworben habe, in deren Nähe unsere Gardepioniere im Sommer ihren Sport betreiben, so will ich mir über die Russischen Leistungen in diesem Fach eine Ansicht nicht erlauben. Mir schien es aber, daß auf Kosten der Solidität etwas eilig gearbeitet wurde und daß die Sache nicht so systematisch klappte wie bei uns.

Vielleicht war die Ausbildung der jungen Mannschaften noch nicht weit genug vorgeschritten, oder man behandelt die Arbeit überhaupt zwangloser. Als Schlußeffekt wurde von einer Kompagnie aus vorhandenen Tonnen, Rahmen und anderem überall zu findenden Material binnen sehr kurzer Zeit am Ufer ein Floß hergestellt und ins Wasser gelassen. Sämmtliche Mannschaften entkleideten sich dann, legten Sachen und Armatur auf das Floß, das vermittelst eines Seils von Schwimmern nach dem jenseitigen Ufer gezogen wurde. Die sämmtlichen übrigen Leute folgten schwimmend dem Floß, kleideten sich, drüben angelangt, wieder an und standen bald mit Gewehr in Reih und Glied. Der Uebergang war auf diese Weise schnell bewerkstelligt und das Experiment überhaupt wohlgelungen. Den Mannschaften war das Baden bei der starken Hitze offenbar sehr erwünscht, und sie baten, auch zurück auf dieselbe Weise gelangen zu dürfen. Höchst originell fand ich das wohl in ganz Rußland bei dem niedrigen Volk übliche Schwimmen, das aber besser Paddeln zu nennen ist, ähnlich wie wir es bei unseren Dorfjungen sehen. Die Leute wälzen sich dabei mit vorgestreckten Armen von einer Seite nach der anderen, es sieht schwerfällig aus, aber sie kommen vorwärts. Das Schwimmen wie bei uns à la Frosch wird nur wenig gelernt. Die auffallend braunen Körper der Leute zeigten im Allgemeinen einen starken Knochenbau und gut entwickelte Muskulatur, aber ängstlich wenig Fleisch. Man konnte wirklich jede Rippe zählen, ohne daß ich damit der Menage der betreffenden Kompagnie ein Mißtrauensvotum aussprechen will. Das von mir probirte Essen war vielmehr entschieden gut. Ich bemerke dabei, daß die Mannschaften für die Genie-Truppentheile in ähnlicher Weise ausgesucht werden wie bei uns, d. h. kräftige, mittelgroße Leute mit mechanischen Kenntnissen. Die Veranlagung aller Russen für Handarbeiten und auch ihre Vertrautheit mit dem Wasser ersetzt die wünschenswerthe Schulbildung. Auch als Feldtruppe sind die Sappeure, Pontonniere ꝛc. der Infanterie mindestens gleichzustellen. Von der Infanterie und Kavallerie werden alljährlich Mannschaften und Offiziere zu den Genietruppen kommandirt, und ich sah auch ihre Uebungen.

Nach der mehrere Stunden in Anspruch nehmenden Besichtigung fand in dem Offizierkasino des einer wahren Barackenstadt gleichenden Lagers ein

solennes Mittagsessen statt, bei dem die Brigademusik spielte. Der General, der als Kommandeur einer aus so mannigfachen Bestandtheilen zusammengesetzten Brigade eine sehr verantwortliche Stellung und den Rang eines Divisionskommandeurs hat, erwies sich als vollendeter Wirth, und auch die anwesenden Stabsoffiziere — die Bataillonskommandeure sind sämmtlich Obersten — beeiferten sich, mir den Aufenthalt in ihrem Kreise angenehm zu machen, wofür ich mich mit einer schönen Rede bedankte. Der Chef verfehlte auch nicht, mich darauf aufmerksam zu machen, daß seine Offiziere wie überhaupt die der Genie-Truppentheile, desgleichen der Artillerie, ganz besonders gut wären und weit über dem allgemeinen Niveau der Armeeoffiziere ständen. Es ist in der That so, weil die Sappeuroffiziere, ehe sie zu dieser Charge gelangen, sämmtlich die Ingenieur-Kriegsschule in Petersburg drei Jahre lang besucht haben müssen, also in ihrer Bildung mindestens mit den Gardeoffizieren rangiren. Die höheren technischen Kenntnisse erwerben sich die dazu befähigten Offiziere später auf der Ingenieurakademie, die mit der Generalstabsakademie auf einer Stufe steht und aus der erst die eigentlichen, d. h. nicht im Truppenverband stehenden Kriegsingenieure hervorgehen.

Am Nachmittage dieses Tages erhielt ich in meinem Hotel eine telephonische Benachrichtigung durch General Dragomirow, er wäre zurückgekehrt und bäte gleich um meinen Besuch. Eine mir hoch erwünschte Botschaft, denn es mußte mir natürlich sehr daran liegen, die Bekanntschaft mit diesem so bedeutenden und in der Russischen Armee einen so mächtigen Einfluß habenden Manne zu erneuern. Er empfing mich in seiner freundlich ruhigen Weise, die den in ihm wohnenden Feuergeist so wenig ahnen läßt, und bewilligte mir wie etwas ganz Selbstverständliches alle meine Wünsche. Ich sollte zuerst am nächsten Tage ein Infanterieexerziren sehen und den General Tags darauf zu einer großen Schießbesichtigung der Artillerie begleiten. Er ging in seinem Entgegenkommen sogar so weit, zwei Uralische Kasaken-Sotnien aus dem 30 km entfernten Grassütterungs-Lager expreß nach Kiew für einen Tag zu beordern, um mir auf diese Weise wenigstens etwas von seiner Kavallerie zu zeigen, von der sonst nichts in der Nähe lag. Ich habe in Rußland oft an übergroßem Mißtrauen und Kleinlichkeit zu leiden gehabt, deren Ursache ich nicht begriff, denn was kann man im Grunde zu verbergen haben? Hier mußte ich mich aber doch fragen, ob man bei uns mit einem zugereisten neugierigen Russen ähnliche Umstände gemacht hätte. Ich glaube, nein, und gestehe, daß mich eine solche Aufmerksamkeit fast beschämte.

Von hohem Interesse war für mich das Gespräch, das ich mit dem General über verschiedene, sich auf die Russische Armee im Allgemeinen und auf seine besondere Stellung beziehende Angelegenheiten führen durfte.

So unterhielten wir uns auch über das Schießen der Kavallerie vom Pferde, für das bekanntlich Generalmajor Ssuchotin eifrig, wenn auch erfolglos, Propaganda gemacht und das namentlich Dragomirow als Hauptkämpe der

rücksichtslosen Offensive und Befürworter der Anwendung der blanken Waffe, ad absurdum geführt hat. Seine Ansicht wird von fast allen Russischen Kavalleristen durchaus getheilt, und der General ließ durchblicken, die Hartnäckigkeit des Generals Ssuchotin bei der Anempfehlung des Schießens vom Pferde sei lediglich darauf zurückzuführen, daß General Obrutschew, der Chef des Hauptstabes, ein für Neuerungen begeisterter Herr, diese Kampfesform befürworte und sich davon Erfolge verspräche. In Wirklichkeit wird jetzt sogar das Fußgefecht der Kavallerie viel weniger geübt und angewendet als bisher. Nur die Kasaken schießen einzeln vom Pferde. Wir sprachen auch von der allgemeinen Einführung der Lanzen bei der Preußischen Kavallerie, welche Waffe General Dragomirow bekanntlich auch als eine Ausgeburt des Selbsterhaltungstriebes verwirft. Er äußerte, er begriffe nicht, daß wir uns mit diesem doch so schwer zu behandelnden und höchstens für den ersten Zusammenstoß anwendbaren Ballast beschweren könnten. Ich erwiderte bescheidentlich, wir hofften, der erste Zusammenstoß würde zur Entscheidung dieser Frage genügen. Die Möglichkeit eines Krieges zwischen den beiden Nachbarvölkern wurde dabei nur leicht und in durchaus akademischer Form gestreift, wie ich überhaupt bei allen Russischen Offizieren in dieser Hinsicht nur dem vollendetsten Takte begegnet bin; bei der Civilbevölkerung viel weniger. Es belustigte den General und war offenbar von mir ganz in seinem Sinne gesprochen, als ich bei der Unterhaltung erwähnte, die Russische Armee müßte uns eigentlich als ihre besten Freunde ansehen, da ihre ganze Entwickelung und augenscheinliche Vervollkommnung doch nur durch den Wetteifer mit uns, den lieben Nachbarn, herbeigeführt worden sei. Wie die Sachen lägen, ständen wir gewissermaßen mit der Russischen Armee auf dem Paukkomment, und ehe wir die Waffen kreuzten, müßten wir uns als Kameraden und Brüder betrachten ꝛc.

Ueber seine Stellung als Höchstkommandirender in Kiew schien General Dragomirow nicht ganz befriedigt und zwar deshalb, weil er nicht gleichzeitig wie General Gurko in Warschau Generalgouverneur ist, also in seinem Gebiete nur die militärische, nicht aber auch die administrative Gewalt hat. Als Generalgouverneur in Kiew fungirt der bekannte General Ignatiew, und diese Trennung der höchsten militärischen und der höchsten administrativen Machtbefugnisse kann leicht zu gegenseitigen Hemmungen Veranlassung geben, wie es wohl bereits geschehen ist. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß die Höchstkommandirenden der drei westlichen Militärbezirke Wilna, Warschau und Kiew nicht allein im Frieden die in ihren Bezirken dislozirten Truppen befehligen, sondern auch dazu berufen sind, die daraus zu bildenden großen Armeen im Kriege zu kommandiren. Da sich nun thatsächlich die Russischen Streitkräfte an der Westgrenze schon im Frieden in einem latenten Kriegszustande befinden, der sich sogar auf die Zusammenstellung von Operationsarmeen mit vollständigen Kriegsstäben erstreckt, so muß es dem betreffenden

Armeekommandanten daran liegen, schon vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten auf seinem Kriegstheater bezw. seiner Operationsbasis möglichst unumschränkt walten zu könnnen, wie es z. B. bei General Gurko der Fall ist. Andererseits würde aber auch eine derartige Vereinigung der militärischen und civilen Gewalt schon im Frieden zu fast unüberwindlichen Schwierigkeiten und Mißständen führen, von denen man sich eine ungefähre Vorstellung machen kann, wenn man sich die Thätigkeit eines unserer kommandirenden Generale mit der des Oberpräsidenten der betreffenden Provinz vereinigt denkt. Nun hat aber General Dragomirow, und die anderen Höchstkommandirenden in Wilna und Warschau nicht minder, schlecht gerechnet wenigstens sechsmal so viel Truppen und militärische Anstalten unter seinem Kommando als einer unserer Korpskommandeure, und er inspizirt sie jährlich mindestens einmal bis auf die geringsten Details. Seine klassisch gewordenen Tagesbefehle liefern dafür den Beweis, und man muß über seine Leistungen, die ja auch noch viele andere Dienstzweige umfassen, wahrhaft staunen. Man sollte also meinen, daß eine gleichzeitige Uebernahme auch der Civilverwaltung selbst für seine Kräfte zu viel sein bezw. seiner Satrapie nicht zum Segen gereichen würde.

General Gurko leistet freilich auch dieses, aber was für ein riesiger Apparat ist dazu auch erforderlich, und Eins oder das Andere, wo nicht Beides, muß nothwendig dabei leiden.

Aufrichtig erfreut war ich durch die Wahrnehmung, daß Excellenz Dragomirow sich von einer großen Lebensfrische zeigte. Als ich die Ehre hatte, ihn im Jahre 1884 in Petersburg zu sehen, machte er mir einen viel älteren und hinfälligeren Eindruck — wohl deshalb, weil er damals noch mehr an seiner im Jahre 1877 erhaltenen Verwundung im linken Bein litt. Jetzt führt er den Stock fast gar nicht mehr, sieht blühend aus und sitzt Stunden lang ohne Mühe zu Pferde. Ueber Dragomirows Thätigkeit als Truppenführer und Erzieher komme ich noch weiter zu sprechen. Zunächst zu dem Infanterieexerziren.

Es fand im Lager der 33. Infanterie-Division statt, und zwar, obwohl ausschließlich für mich angeordnet, unter Anwesenheit des Divisionskommandeurs Generallieutenant v. Saß, eines charmanten Herrn, der als Kurländer sehr gut Deutsch sprach und mir die nöthigen Aufklärungen gab.

General Dragomirow selbst spricht nur Russisch.

Von dem 132. Benderschen Infanterie-Regiment standen zwei Kompagnien, jede à 40 Rotten, bereit, die zuerst Elementarbewegungen, Wendungen, Griffe, Reihen- und Frontmarsch, kurz die Kompagnieschule zeigten. Die Haltung und das Aussehen der Leute waren, nach Russischem Maßstab gemessen, gut und stramm, Marsch und Griffe desgleichen, kein Unterschied in den Leistungen der Rekruten und der älteren Leute. Man sah, daß das Kompagnieexerziren beendigt war. Das Bataillonsexerziren hatte jetzt — Mitte Juni — noch gar nicht begonnen. Die nächste Produktion, die ich besonders zu sehen

gewünscht hatte, war eine sogenannte durchdringende Attacke. Zwei auf etwa 300 Schritt in Front einander gegenübergestellte Kompagnien marschirten unter Gesang und Trommelschlag, Gewehr rechts, in lebhaftem Schritt aufeinander los und lockerten dabei die Rotten, so daß Zwischenräume entstanden. Auf etwa 100 Schritt Abstand wurde das Gewehr gefällt, und die beiden Kompagnien durchbrachen sich gegenseitig mit Hurrah! War das geschehen, so sandte jede der beiden Kompagnien dem als fliehend angenommenen Gegner eine oder mehrere Salven nach.

Bei dieser Gelegenheit klappten die Salven fast so schlecht wie bei uns bei Leichenparaden im strengen Winter. Der an rundere Salven gewöhnte Braune des Divisionskommandeurs machte Miene, das Weite zu suchen. Auch der anwesende Regimentskommandeur wurde ärgerlich und ließ das Manöver wiederholen; es wurde aber nicht besser, und ich erhielt die Erklärung, die Platzpatronen hätten schon zu lange gelegen und taugten nichts. Bekanntlich sind diese sogenannten durchdringenden Attacken schon von Suworow bei der Ausbildung seiner Soldaten angewendet worden; er wollte sie dadurch gewissermaßen scharf machen und auch die Pferde daran gewöhnen, sich vor den Schüssen der anzugreifenden Infanterie und Artillerie nicht zu fürchten. General Dragomirow, der überhaupt Suworow zu kopiren liebt, hat dieses Erziehungsmittel wieder aufgenommen und vollständig in ein auf alle Waffengattungen anwendbares System gebracht, derart, daß z. B. mehrere Schwadronen hintereinander ganze feuernde Infanteriekolonnen und dahinterstehende Artillerie im Trabe und Galopp durchbrechen, wie ich es bei Kraßnoe-Selo thatsächlich ausführen sah. Trotz vielen Widerstandes ist es dem General gelungen, diese Beruhigungs- oder Abhärtungsmethode zur allgemeinen Einführung zu bringen, namentlich bei seinen eigenen Truppen. Den Leuten macht die Uebung augenscheinlich Spaß, den für das Material verantwortlichen Offizieren weniger, und wenn kein Vorgesetzter zusieht, drücken sie sich davor gern. Viel Nutzen vermag ich in der Sache nicht zu sehen. Das Mittel wird vielfach zum Zweck.

Den Schluß des Vorexerzirens bildete der Angriff einer kriegsstarken Kompagnie, zusammengestellt aus zwei Friedenskompagnien, auf eine Schanze provisorischen Profils, also ein Exerziren mit taktischem Zweck, bei dem auch der Feind markirt war. Die Bewegung der anfänglich in einem Dorf gedeckt stehenden Kompagnie begann schon etwa von 3000 Schritt Entfernung ab und wurde schon sehr früh durch Vorsendung von Patrouillen in der Flanke und in der Front eingeleitet; zu diesen Patrouillen wurden nur die sogenannten Ochotniki verwendet, von denen ich später rede. Das Avanciren in der Front geschah von 2000 Schritt ab unter Vornahme einer starken Schützenkette, die in sehr großen Gruppen sprungweise bis auf ungefähr 600 Schritt an das Bastion vorging und, dort niedergelegt, Schnell- und auch Salvenfeuer abgab. Unterdessen hatte eine andere Halb-Kompagnie

eine die rechte Flanke des Baſtions umfaſſende Bewegung ausgeführt. Die Reſerven näherten ſich inzwiſchen der Kette. Als auch ſie bis auf 600 Schritt herangekommen waren, begann gemeinſam der eigentliche Angriff im Schnellſchritt mit Einzelfeuer, aber ohne Niederlegen. Etwa 300 Schritt vom Feinde hörte auch das Schießen auf. Dagegen begannen die Leute beim Vorgehen zu ſingen und beſchleunigten das Tempo. Dann allgemeine Bajonettattacke im Marſch-Marſch mit Hurrah und Abgabe von Salven auf den fliehenden Feind.

Im Allgemeinen vermochte ich einen großen Unterſchied mit unſeren Angriffsbewegungen nicht zu entdecken, das Reglement iſt ja auch ziemlich daſſelbe wie bei uns. Es wurde aber ſchon auf das rauchfreie Pulver Rückſicht genommen. Von Benutzung des Geländes war nicht viel zu merken, die Feuerdisziplin gut. Der Diviſionskommandeur machte mich noch beſonders darauf aufmerkſam, General Dragomirow habe befohlen, daß ſich die Schützenkette von 600 Schritt vom Feinde ab beim Avanciren nicht mehr niederlegen, ſondern ohne Aufenthalt vorwärts gehen ſollte, weil es im Ernſtfalle ſchwer ſei, die Leute aus den Deckungen vorzubekommen und der Feind in den letzten Momenten gar nicht mehr zur Beſinnung kommen dürfe. Nur auf Befehl der Offiziere legt ſich die Kette.

Der Feind war, wie geſagt, nur ſchwach markirt, auch die Artillerie fehlte, ſo daß das Geſammtbild dem Ernſtfalle wenig entſprach und den Gegenſtoß des Vertheidigers vermiſſen ließ. Ich bemerke, daß die Anwendung des markirten Feindes bei den Exerzitien der Ruſſiſchen Armee bis zur Uebertreibung ausgeartet iſt, und zwar als Reaktion zu dem früher allein üblichen Exerziren nach der Schablone oder, wie die Ruſſen ſagen, „im Kaſten". Es nützt aber auch die jetzige Art des Markirens des Feindes nicht viel, da es ſchwer wird, die Bedeutung der vielen verſchiedenen Flaggen zu unterſcheiden und die dadurch markirten Abtheilungen ſich meiſtens ſehr unwahrſcheinlich, d. h. zu kühn und behende oder ganz paſſiv, verhalten. So iſt auch der markirte Feind zu einer bloßen Formalität geworden, und es wäre nach Anſicht Ruſſiſcher Sachverſtändiger viel vortheilhafter und für die auszubildenden Truppentheile viel verſtändlicher, wenn man die Uebungen wirklich zweiſeitig machte, d. h. eine Kompagnie der anderen, ein Bataillon dem anderen ꝛc. gegenüber ſtellte.

Die gleichzeitige Anweſenheit ſo vieler Bataillone und Regimenter in einem und demſelben Lager würde dieſe vermeintlich praktiſchere Methode erleichtern, und man würde Zeit gewinnen. Bei der jetzigen Zeiteintheilung, die die ganze Ausbildung von der Kompagnie ab einſchließlich Schießen bis zu den zweiſeitigen Detachementsübungen auf drei bis vier Monate zuſammendrängt, kann in den meiſten Lagern nur dreimal im Regiment, zweimal in der Brigade und einmal in der ganzen Diviſion exerzirt werden, was offenbar für eine gründliche Ausbildung viel zu wenig iſt. Es fehlt eben die Zeit,

und ich muß, so sehr ich auch geneigt bin zu loben, gestehen, daß mir das ganze Exerziren der Russischen Infanterie schleppend vorkommt. Ich mußte dabei immer an unsere früheren Landwehrübungen denken. Es kommt hinzu, daß die Kompagniechefs nicht beritten sind und sich daher schwerer im Gelände bewegen und zurechtfinden können. Man stellt daher die manövrirenden Abtheilungen zu nahe einander gegenüber, und das Manöver spielt sich verhältnißmäßig viel zu schnell ab.

Auch mit dem Reglement kann man sich nicht ganz befreunden. Namentlich vermag ich den Nutzen der sogenannten verdoppelten Rotten nicht einzusehen; die Kommandos dazu sind endlos. Bei uns gehen die Aufmärsche und Kolonnenformationen viel schneller vor sich. Es ist, als ob die Leute Pech an den Beinen haben, und doch können sie unter Umständen recht gut laufen und Hindernisse nehmen.

Zu einem wahrhaft großartigen Schauspiel für mich gestaltete sich das tags darauf stattfindende Besichtigungsschießen der Artillerie.

Das sogenannte Polygon, auf dem sich die Artillerie-Brigaden und Regimenter des Militärbezirks Kiew serienweise zu den Schießübungen zusammenfinden, liegt ungefähr eine Stunde von der Stadt entfernt, auf dem linken Ufer des Dniepr und nimmt ein sehr ausgedehntes, hügeliges, hier und da mit Kieferngebüsch bestandenes, Sandfeld ein. Bei meiner Ankunft im Lager fand ich die gesammte, zum Schießen ausgerückte, Artillerie, vier leichte und zwei schwere Batterien, auf Kriegsstärke zu acht Geschützen in Kolonnenformation aufgestellt und des Erscheinens des Generals gewärtig. Eine Menge von Generalen, anderen hohen Offizieren, Adjutanten ꝛc., sämmtlich zu Pferd, hatte sich am rechten Flügel, neben der Musik gruppirt. Es war ein außerordentlich schöner, imponirender Anblick, um so mehr, da alle Mannschaften und auch sämmtliche anwesenden Offiziere in den weißen, und bei dieser Gelegenheit natürlich tadellos sauberen Sommeranzügen prangten. Ueberhaupt ein vortreffliches Material, auch was die Geschütze, Pferde und die Bedienung anbetrifft.

Für mich war ein kleiner, bequemer Wagen in Bereitschaft gestellt, mit einem Artilleristen als Kutscher, so daß ich dem Manöver ebenso gut zu folgen vermochte wie die berittenen Zuschauer. Nicht lange dauerte es, so traf auch Generaladjutant Dragomirow mit seiner Suite, und zwar zu Pferde, ein, sprengte an den rechten Flügel der Aufstellung und hielt dann unter dem Klange der Musik seinen Umritt. Gleich darauf erfolgte im Trabe der Abmarsch sämmtlicher sechs Batterien in langen Kolonnen, zunächst zu der sogenannten Vorbereitungsposition. Hier erst erhielten die Gruppenführer und Batteriechefs, von dem die kombinirte Brigade kommandirenden General, der zur Rekognoszirung voran geritten war, ihre Aufträge, hinsichtlich der endgültigen Stellungsnahme und der Schußarten. Dann wurden die eigentlichen Stellungen eingenommen, wie mir schien, nicht besonders schnell, woran

vermuthlich der sehr tiefe Sand Schuld war. Der durch Bollwerke und Scheibengruppen markirte Feind befand sich zuerst in der Entfernung von etwa 3 km, in einer durch eine Hügelreihe bezeichneten, aber sonst schwer sichtbaren Stellung, mit vorgebogenem rechten Flügel. Die schießenden Batterien nahmen in zwei verschiedenen Gruppen, ganz ungedeckt, dagegen Aufstellung. Die erste Gruppe, vier Batterien, in der Front, die zweite Gruppe, zwei Batterien, stand zu der ersten ziemlich im rechten Winkel, auf diese Weise den rechten vorgebogenen Flügel des Feindes ins Feuer nehmend. Die Batterien eröffneten das Feuer nicht nacheinander, je nach ihrem Eintreffen in der Stellung, sondern ziemlich gleichzeitig, und das Einschießen mit Granaten dauerte daher verhältnißmäßig lange. Da der Feind angenommenermaßen aus seiner ersten, in eine der diesseitigen Aufstellung nähere überging und auch auf seinem rechten Flügel mit Infanterie avancirte, so mußten die schießenden Batterien, ohne ihre Position zu wechseln, nach ungefähr 10 Minuten langem Feuern ihr Ziel verändern, d. h. den Feind aus größerer Nähe beschießen. Ich bin ganz Laie, aber ich fand, daß auch dieses zweite Einschießen früher hätte beendigt sein müssen, um so mehr, da die zweite Stellung des Feindes schon lange vorher beobachtet werden konnte und näher lag als die erste. Man konnte deutlich sehen, wo die Granaten einschlugen, und selbst nach dem Einschießen verfehlten viele Schrapnels das Ziel. Die Situation hatte etwas geradezu Peinliches, doch ist es bekannt, daß die Russische Artillerie im Allgemeinen sehr Gutes leistet. In kaum einer halben Stunde war das Schießen beendigt, und die Batterien kehrten nach dem Lager zurück. Eine Kritik wurde nicht abgegeben, da erst eine Kommission die Schießresultate prüfen mußte. Wie ich später hörte, hatten dieselben viel zu wünschen übrig gelassen, und General Dragomirow hat in einem ziemlich scharfen Tagesbefehl sowohl die Gesammtführung als zu schablonenhaft und zu sehr an der Routine haftend als auch die Schießfertigkeit der Batterien getadelt. Letzteres schrieb er einer mangelhaften Winterausbildung zu. Was die Mängel der Führung anbetrifft, so haben die höheren Chargen der Artillerie allerdings nur sehr selten Gelegenheit, sich in dem Kommando größerer Massen zu üben. Der Brigadeverband von sechs Batterien, zu acht Geschützen ohne Zwischengliederung, ist ein zu schwerfälliger. — Man denkt daher daran, die Brigaden in zwei Regimenter, jedes zu vier Batterien zu sechs Geschützen zu theilen. Dadurch würden handlichere Gruppen gebildet, und die jetzige allzu große Selbständigkeit der Batteriechefs würde beschränkt werden.

Die ältesten Batteriechefs sind Obersten und stehen im Range eines Regimentskommandeurs. Die nächste Stufe ist dann gleich der Brigadier. Man wird also in Rußland vom Batteriechef gleich Excellenz. Die Reform ist bisher an der Geldfrage gescheitert. Nur die Neuformationen beschränken sich schon auf Regimenter, so z. B. die Mörser-Regimenter, das Finnische Artillerie-Regiment ꝛc.

Nach dem Schießen fand im Offizierkasino des Lagers ein großartiges Frühstück zu Ehren des Besichtigenden statt, bei dem ich meinen Platz neben demselben erhielt und Gelegenheit hatte, mich von der großen Beliebtheit zu überzeugen, die Dragomirow zumal bei den jüngeren Offizieren genießt. Seine etwas kriegerisch pointirten, dabei aber jovialen Reden wurden mit wahrem Jubel begrüßt. Er ließ aber auch mich, den Preußischen Kameraden, mit freundlichen Worten leben, und ich durfte mit einem Toast auf sein Wohl danken. Die Herren Offiziere zeigten mir sämmtlich ein sehr herzliches Entgegenkommen, aber im Trinken hatte ich einen schweren Stand, um so mehr, als Dragomirow auch hierin seine „breit angelegte Russische Natur" nicht verleugnet. Ich hielt mich zunächst ganz wacker im Gefecht und ahnte nichts Böses. Als ich aber mit Excellenz nach Tische in seinem Wagen nach Kiew zurückfuhr, begleiteten uns die jungen Offiziere zu Pferde bis zur Lagergrenze, und hier wurde erst noch ein Abschiedstrunk mit Kognak gehalten. Dieses Attentat bekam mir nach den bereits vorausgegangenen starken Libationen sehr schlecht. Ich verlor auf der Stelle das Bewußtsein und wurde als Leiche in meinem Hotel abgeliefert. Der General selbst hatte, wie ich später hörte, zu Hause angelangt, seinen Durst noch mit einer bedeutenden Quantität Schwedischen Punsches gestillt und sich danach sehr wohl befunden. Seine Konstitution muß also noch eine sehr kräftige sein, und in so guter, kampfgeübter Gesellschaft war selbst eine Niederlage immer noch ehrenvoll. So wenigstens trösteten mich verschiedene Herren, die sich am Tage darauf zum Beileidsbesuch bei mir einfanden. Der Gerechtigkeit halber muß ich aber hinzufügen, daß die Russischen Offiziere im Allgemeinen nicht den sechsten Theil der geistigen Getränke zu sich nehmen wie unsere an den Wein- und Biergenuß gewöhnten Herren. In Rußland hält man sich an den viel billigeren Thee.

Nicht zu leugnen ist es, daß General Dragomirow es wie kein Anderer versteht, den Russischen Soldaten zu behandeln und ihm den Geist der Selbstverleugnung und des Draufgehens einzuimpfen. Als großer Stratege sich zu zeigen, hat er keine Gelegenheit gehabt, und auch ob seine taktischen Grundsätze, die sich bei der ganzen Armee eingebürgert haben, die Probe des Krieges bestehen werden, ist abzuwarten. Es fehlt ihm denn auch nicht an Gegnern unter seinen eigenen Landsleuten. Eine gewisse Schroffheit und Derbheit bei Aeußerung seiner Ansichten, speziell bei den Tagesbefehlen, soll sogar, wie es heißt, zu Mißhelligkeiten mit den höchsten Autoritäten geführt haben. Man scheint den General aber nicht entbehren zu können, und bei der Rolle, die er bisher gespielt hat, würde seine Abberufung von seiner jetzigen Stellung einem vollkommenen Systemwechsel gleichbedeutend sein. Die Russische Armee würde eine große, schwer zu ersetzende Triebkraft verlieren. Wäre der verstorbene Skobelew noch am Leben, so würde vermuthlich ihm die Nachfolge Dragomirows zugefallen sein. Ich muß jedoch bestätigen, daß die ruhiger

denkenden Ruſſiſchen Militärs, und deren giebt es glücklicherweiſe ſehr viele, froh darüber ſind, daß die Zahl derartiger Säbelraſſeler, wie Skobelew es war, in der Armee in der Minderheit iſt.

Den Schluß meiner militäriſchen Beobachtungen in Kiew bildete die bereits erwähnte Beſichtigung zweier Sotnien des erſten Uraliſchen Kaſaken-Regiments, einer Truppe, die ich noch nicht kannte und die mich daher beſonders intereſſirte. Bei meiner Ankunft auf dem Platze fand ich die ſoeben direkt aus dem Grasfütterungsgebiet eingetroffenen beiden Sotnien in Paradeformation mit der Muſik und faſt ſämmtlichen Offizieren am rechten Flügel bereit ſtehen. Der Oberſt, ein eleganter, blonder Mann, ehemaliger Gardiſt, empfing mich und fragte, ob ich etwas Beſonderes zu ſehen wünſche. Ich erwiderte, ich würde für alles mir Gezeigte dankbar ſein. Es wurde zuerſt ein Vorbeimarſch im Trabe ausgeführt, dem ein Exerziren in der Diviſion folgte. Der Eindruck, den mir die Ural-Kaſaken machten, wich nicht weſentlich von dem Bilde ab, das ich bereits früher von den ganz ebenſo organiſirten und ausgerüſteten Don-Kaſaken erhalten hatte. Dieſelben groß gewachſenen, verwegen ausſehenden Leute im Sommerkittel und ſchief nach hinten geſetzter Mütze, dieſelben kleinen, unausgeglichenen, ſchlecht gehaltenen Pferde, die mir aber doch ſtärker erſchienen als die von den Don-Kaſaken gerittenen. Die Ural-Kaſaken ſind im Allgemeinen wohlhabender als ihre Doniſchen Vettern, und die Pferdezucht iſt bei ihnen ſo im Aufblühen begriffen, daß jetzt auch die reguläre Kavallerie einen Theil ihrer Remonten aus dem Uralgebiet bezieht. Der Steppencharakter, ſchwere Köpfe, ſchlecht angeſetzte meiſt kurze Hälſe, zu geringe Größe bei unverhältnißmäßiger Länge des ganzen Rumpfes, macht ſich aber auch bei dieſen ausgeſuchteren Thieren bemerkbar, und es wird noch fortgeſetzter Kreuzungen mit edlerem Blute bedürfen, ehe ſie wirklich für den Gebrauch der regulären Kavallerie geeignet ſind. Noch ponyartiger ſehen die Pferde der Orenburgſchen Kaſaken aus, die reinen Pudel. Bis jetzt haben dieſe Steppenarten nur die größere Billigkeit, Ausdauer und Genügſamkeit für ſich. Für den Gebrauch der Kandare eignet ſich die Form des Halſes und der Ganaſchenbildung gar nicht. Es wird daher nur mit Trenſe geritten, aber mit einer Hand, da die rechte die Lanze hält. Die Zügelführung iſt bei allen Kaſaken roh, und die Pferde ſind in beſtändiger Angſt vor der Peitſche, welche ſehr ausgiebig die Sporen vertritt. Von einer Zuſammenſtellung und einem verſammelten Galopp iſt bei den Kaſakenpferden gar nicht die Rede; ſie können nur Trab und eine Art von Bauernkarriere gehen, und an einen Zuſammenhalt in der Front beim Chok iſt nicht zu denken. Die Bewegungen, die ich bei den Ural- und den Don-Kaſaken ſah, genügen aber vollſtändig, um ſie ſchnell in geordneter Formation an ihren Beſtimmungsort zu bringen. Auch das Exerzirreglement iſt ganz daſſelbe wie das der regulären Kavallerie, nur daß an Stelle der geſchloſſenen Attacke die ſogenannte Lawa oder Schwärmattacke tritt. Von unſerer Schwärmattacke unterſcheidet ſich die Lawa dadurch, daß auf das

Avertissement dazu zunächst die beiden Flügelunteroffiziere der Sotnie seitwärts vorwärts reiten und dadurch die neue, viel ausgedehntere Front markiren. Dann reiten auch die beiden Glieder im Trabe vor und bilden dabei durch Eindoublirung in die Zwischenräume nur eine in sich gelockerte Reihe, deren Flügelpunkte durch die vorgerittenen Unteroffiziere bezeichnet werden. Hinter der Mitte bleibt ein kleiner geschlossener Soutien (majak genannt) zurück. Erst dann, wenn das Auseinanderziehen beendigt ist, erfolgt das Kommando (Signal) Marsch-Marsch, und nun stürzt sich die ganze Front mit wildem Geschrei vorwärts dem Feinde entgegen. Diese Art der Schwärmattacke entbehrt für den in der Nähe befindlichen Zuschauer und wohl auch für den Feind der Plötzlichkeit, da man die Vorbereitungen sieht.

Es soll aber ursprünglich die Lawa nicht nur die Bedeutung eines überraschenden, kurze Momente währenden Angriffs in einem Gliede haben, sondern sie soll eigentlich eine Gefechtsart sein, in welcher sich die Kasaken dem Feinde gegenüber stets befinden. Das heißt also, der Feind soll von der Lawa nach erfolgtem Aufeinandertreffen gar nicht mehr losgelassen und vollständig umfaßt werden, wobei die Kasaken von ihrem Schießgewehr Gebrauch machen. Jede Verwirrung auf feindlicher Seite ist zu erneutem Angriff mit der blanken Waffe zu benutzen, wobei sich die Kasaken nur auf ihre größere Befähigung zum Einzelkampf verlassen, geschlossenen Angriffen jedoch entziehen. Mit einem Wort, die Lawa soll eigentlich die in ein System gebrachte Kampfesweise der Beduinen, Tscherkessen, Turkmenen und anderer Nomadenvölker sein, denen sie ja auch entlehnt ist. Die jetzige Lawa ist nur noch ein schwacher Rest davon und unterscheidet sich nur noch dem Namen nach von der Schwärmattacke der regulären Kavallerie. Da sich aber die Erkenntniß Bahn bricht, daß eine größere Regularisirung der Kasaken-Reiterei ihrer Verwendbarkeit Eintrag thun würde und sie den geschlossenen Kampf mit regulärer Kavallerie sogar bei bedeutender numerischer Uebermacht nicht aufnehmen kann, so ist man neuerdings bestrebt, der Lawa ihre alte Bedeutung als Manöver zurückzugeben und sie in der ausgedehnteren Form zu üben. Ich habe von den Kasaken den Eindruck gewonnen, und die Erfahrung bestätigt es, daß sich eine unserer Schwadronen keinen Augenblick zu besinnen braucht, zwei bis drei Sotnien anzugreifen und sie stets werfen wird. Die Kasaken verfliegen vor einem Chok wie die Spreu vor dem Winde. Ich vermag mir aber die Situation nicht auszumalen, die dann entsteht, wenn die geworfenen — immer in der Ueberzahl gedachten — Kasaken das Feld trotzdem nicht räumen, sondern sich stets, auf den geeigneten Moment lauernd, in der Nähe halten und vom Pferde den geschlossen bleibenden Gegner beschießen. Man hat dieser irregulären Fechtweise auf die Dauer gar nichts Entsprechendes entgegenzusetzen, selbst dann nicht, wenn unsere Kavalleristen im Einzelkampf ebenso geübt wären wie die Kasaken. Mindestens können diese Russischen Baschi-Bozuks sehr störend und belästigend wirken, und die geeignetste Art, sie auf längere Zeit fernzuhalten,

wäre die ausgiebige Verwendung von Kartätschen- oder Schrapnelfeuer, das aber nicht immer zur Hand ist. Ueber ihre Brauchbarkeit für den Meldedienst, den kleinen Krieg und größere strategische Operationen gehen selbst in Rußland die Meinungen sehr auseinander.

Das Material an sich, das heißt, was Reiter und Pferd hinsichtlich ihrer physischen Brauchbarkeit anbetrifft, eignet sich zu diesen Dienstleistungen auch bei der jetzigen Degeneration noch sehr gut. Dagegen wird die Zuverlässigkeit sehr in Frage gestellt, da der Kasak im Allgemeinen zu Ueberschätzung der Gefahr geneigt ist und es bei seinen Meldungen über das, was er vom Feinde gesehen hat, nicht genau nimmt. Der Kasak liebt auch seine eigene Haut und exponirt sich nicht gern. Hier kommt aber wieder die Masse der für solche Zwecke vorhandenen Kasaken als die schwachen Seiten ausgleichend in Betracht. Man darf darauf rechnen, daß bei einem Kriege an den Westgrenzen außer den bei den 18 Kavallerie-Divisionen befindlichen Kasaken-Regimentern, mindestens noch 40—50 Regimenter, also 240—300 Sotnien, nach und nach mobilisirt und in die Aktion eingreifen werden. Außerdem ist man jetzt entschieden bemüht, die Kasaken gerade im Felddienst besser auszubilden und ihren natürlichen Anlagen zur Hülfe zu kommen, so daß sie die reguläre Kavallerie zu entlasten und sie für ihre mehr taktischen Aufgaben zu konserviren vermögen. Hierauf wirkt namentlich die Erhöhung der militärischen Kenntnisse bei den Offizieren und Unteroffizieren ein. Die Kasaken sind also in Summa ein sehr wesentlicher und nicht zu unterschätzender Faktor der Russischen Gesammtstreitkräfte.

Als besonders die Leistungsfähigkeit des einzelnen Reiters fördernd wird die Dshigitowka angesehen, mit der auch die Besichtigung der Ural-Kasaken abschloß. Man kann die Dshigitowka ein Voltigiren am laufenden Pferde nennen; sie geht aber darüber hinaus und wird vielfach zu einer Art Kunstreiterei. Das Vorbild dazu haben wiederum die Asiatischen Reitervölker geliefert, bei denen die Fantasias einen Sport, eine Belustigung bilden. Der mehr praktische Zweck der Sache ist aber der, den Reiter mit dem Pferde vertraut zu machen und seine Gewandtheit in allen Gefechtslagen zu fördern. Einzelne Leistungen sind in der That außerordentlich, und man sieht bei uns dergleichen nur im Zirkus. Ich fand aber, daß die Ural- und Don-Kasaken in dieser Hinsicht sehr gegen die Kaukasischen Kasaken zurückbleiben. Bei den Letzteren ist die von Jugend auf geübte Dshigitowka gewissermaßen in Fleisch und Blut übergegangen; bei den Europäischen Kasaken ist sie ein Kunstprodukt und dient, wie mir scheint, hauptsächlich Besichtigungszwecken.

Die Neigung der Kasaken für diese Voltigirkünste soll nicht groß sein, da sie dabei sowohl leicht sich selbst als ihre Ausrüstung und ihre Pferde beschädigen. Letztere lieben die Dshigitowka offenbar auch nicht. Ich bemerkte stets, daß wenn einer der Reiter versuchte, sein Pferd aus der Karriere zum sofortigen Niederlegen zu zwingen, das Thier erst lange Widerstand leistete

und ſtets beſtrebt war, wieder in die Höhe zu kommen. Das Schießen über den Sattel hinweg laſſen ſie ſich auch nicht gern gefallen. So iſt alſo nur die Einwirkung der Kommandeure im Stande, die Dſhigitowka am Leben zu erhalten, wobei indeſſen erwähnt werden muß, daß ſie auch bei den Dragoner-Regimentern Nachahmung gefunden hat und dort unſer Voltigiren vertritt. Einzelne Dragoner-Regimenter ſtehen darin den Kaſaken faſt gleich. Als eine Merkwürdigkeit ſtellte mir der Oberſt einen alten, eine Menge Ehrenzeichen beſitzenden Wachtmeiſter vor, der einen ſehr roh gearbeiteten Stelzfuß, es war der rechte, trug, was den Braven aber nicht hinderte, mit Leichtigkeit vom Pferde zu ſpringen und wieder in den Sattel zu ſteigen. Ich ſah auch einige bei den Kaſaken dienende Kalmücken und Kirgiſen, deren Mongoliſche Phyſiognomien mir ſofort auffielen. Nicht lange wird es dauern, ſo ſind auch die Kirgiſen in den irregulären Heerbann mit eingereiht. Bei ihren kriegeriſchen Nachbarn, den Turkmenen in Transkaſpien, hat man den Anfang dazu bereits gemacht.

Bei meiner nach achttägigem Aufenthalt erfolgten Abreiſe von Kiew hegte ich die Hoffnung, daß es mir in Warſchau gelingen würde, auch Exerzitien regulärer Kavallerie zu ſehen und meine Anſchauungen in dieſer Hinſicht zu bereichern bezw. zu erneuern, denn die Warſchauer Regimenter waren, wie ich in Kiew erfuhr, noch nicht zur Grasfütterung ausgerückt. Außerdem zählen ſie, da zur Garde gehörig, mit zu den vorzüglichſten. Auch aus dieſem Grunde verkürzte ich meinen Aufenthalt in Kiew, obwohl General Dragomirow die Güte hatte, mich zu längerem Bleiben aufzufordern.

Es lag mir überdies daran, in Warſchau auch die Perſönlichkeit des dortigen Generalgouverneurs, Generaladjutanten Gurko, kennen zu lernen, den ich bei meiner erſten Reiſe verfehlt hatte. Ebenſo war es mein großer Wunſch, dort die Bekanntſchaft mit dem Offizierkorps des Petersburger Grenadier-Regiments König Friedrich Wilhelm III. zu erneuern. Dieſes in der ganzen Ruſſiſchen Armee nur das Preußiſche genannte und ſehr angeſehene Regiment hatte mir bei meinem erſten Beſuch Warſchaus eine ausgezeichnete Aufnahme bereitet, und ich kannte noch mehrere Offiziere. Kaum in Warſchau angelangt und bereits von dem Stabschef Gurkos auf meine Anfrage willkommen geheißen, erhielt ich jedoch in den letzten Tagen des Juni eine Trauerbotſchaft, die mich ſofort nach der Heimath abrief und meiner bisher ſo glücklich verlaufenen Reiſe ein vorzeitiges Ende ſetzte.

Ich hatte mich im Ganzen faſt neun Wochen in Rußland befunden und dabei faſt 6000 km zurückgelegt. Sei es mir geſtattet, zum Schluß noch einige Bemerkungen anzureihen, die ſich in die Schilderung meiner Diſtanzfahrt nicht gut einfügen ließen und als eine Art Fazit zu dienen vermögen.

Schlußbetrachtungen.

Ich habe von der Russischen Armee im Allgemeinen auch bei dieser Reise eine vorwiegend gute Meinung bekommen und gewann die Ueberzeugung, daß das Material ein vortreffliches ist und die Ausbildung innerhalb der durch die besonderen Umstände des Landes gebotenen Grenzen sachgemäß und mit Erfolg betrieben wird. Mängel sind da, sie hängen aber weniger von der Nichterkenntniß derselben als von den verfügbaren Mitteln ab, die es nicht erlauben, die ungeheuere Anzahl von Soldaten so zu halten und in ihren Leistungen so zu förden, wie es für den Kriegsfall geboten ist. Die geringe Intelligenz bei dem Gros des Ersatzes kommt hindernd hinzu. Lediglich diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß jetzt bei der Russischen Armee ein so großes Gewicht auf die Ausbildung einer Elitekategorie innerhalb der Truppe, der sogenannten Ochotniki oder Jäger (vier per Kompagnie, etwas Aehnliches wie unsere Patrouillenführer, und bei der Kavallerie Raswädschiki oder Plänkler genannt) gelegt wird. Es ist trotz der vier- bis fünfjährigen Dienstzeit nicht möglich, alle Leute so weit zu bringen, daß sie den schwierigeren Aufgaben des Felddienstes zu genügen vermögen. Man bildet also nur die besten Mannschaften in dieser Richtung gründlicher aus, um sie dann bei eintretender Nothwendigkeit in ihrer Spezialität zu verwenden. Man entzieht sie dadurch aber auch der Kompagnie bezw. der Schwadron und stellt sie sogar zu besonderen Abtheilungen zusammen. Häufig nur, um damit vor dem Besichtigenden zu prunken und Lücken bei der Gesammtausbildung zu verdecken. Dadurch kommt man unvermerkt wieder zu verschiedenwerthigen Bestandtheilen der Regimenter ꝛc. ähnlich wie die früheren Schützen-Kompagnien und entfernt sich, aus der Noth eine Tugend machend, von dem auch in Rußland sehr wohl gewürdigten und erstrebten Ideal einer Einheitstruppe.

Mit den wachsenden Ansprüchen und thatsächlich vorgeschrittenen Leistungen nach der mehr intellektuellen, kriegsmäßigen Richtung, d. h. in der Manövrirfähigkeit, im Schießen ꝛc. hat die Strammheit des Exerzirens sehr gelitten, was wir von unserem Standpunkt aus als einen Mangel bezeichnen müssen. Um mehr Zeit für die eigentliche militärische Ausbildung zu gewinnen, denkt man daran, den Schul- und theoretischen Unterricht, der den größten Theil des Winters in Anspruch nahm, erheblich einzuschränken.

Auch die Beschaffenheit des Unteroffizierkorps ist ein wunder Punkt. Die Leute sind zu miserabel gestellt und wollen nicht kapituliren. Man hat daher jetzt nothgedrungen schon Unteroffiziere, die erst $1^1/_2$ Jahre als Gemeine gedient haben und höchstens für Korporalsdienste brauchbar sind.

Der Soldat wird zu schlecht bezahlt und bedarf, um nothdürftig existiren zu können, des Erlöses der sogenannten freiwilligen Arbeiten, die in der wichtigsten Periode die Zeit des Dienstbetriebes schmälern. Die gelieferte Bekleidung ist nicht ausreichend und nöthigt den gemeinen Mann zu Extra-

ausgaben aus seiner Tasche und sogar zu Unredlichkeiten. Um sich Mittel für die nothwendigsten Bedürfnisse und kleinen Extraausgaben zu verschaffen, wird der Soldat zum Händler und verkauft auf den Bazaren, deren Besuch ihm einmal in der Woche, meistens Sonntags nach der Kirche, erlaubt ist, nicht nur eigene, ihm entbehrliche Sachen, sondern auch Gegenstände, deren rechtlichen Erwerb er nicht nachzuweisen vermag. Die Soldaten sind in dieser Hinsicht von den Einwohnern gefürchtet, und man vermeidet es, sie ohne Begleitung von Vorgesetzten auf längere Zeit aus den Quartieren zu lassen. Die Behandlung und die Disziplin sind sonst gut. Letztere wird durch starkes Gewicht auf die religiöse Erziehung sehr gefördert. Jeder selbständige Truppentheil hat seinen Geistlichen und seine Kirche.

Große Fortschritte hat das Offizierkorps gemacht, und diese Thatsache ist mir namentlich auch in dem äußeren Auftreten der Offiziere zur Erscheinung gekommen.

Ich fand dieselben im Gegensatz zu früher, wo man namentlich bei der Armee-Infanterie sehr vernachlässigte Bekleidung sah, in der Mehrzahl durchaus standesgemäß angezogen; dem entsprach ein gewisses selbstbewußtes Benehmen, das man früher ebenfalls vermißte. Ausnahmen kommen natürlich vor. So reiste mit mir auf dem Schiff von Yalta nach Batum ein Lieutenant eines Regiments aus Woronjesch, mit dem ich mich anfreundete. Er trug beständig unter seinem noch ganz ansehnlichen grauen Mantel den üblichen weißen Sommerkittel und erzählte mir, er hätte überhaupt für seine dreiwöchentliche Urlaubsreise nichts weiter von Garderobe mitgenommen.

Nach 14 Tagen traf ich zufällig denselben Herrn wieder in Piätigorsk im Norden des Kaukasus. Der weiße Kittel schien seither noch nicht gewaschen zu sein. Der innere Kern des jungen und sehr mittheilungslustigen Mannes war um so besser. Ich erfuhr von ihm, er sei längere Zeit bei seinem Regiment Wirthschaftsoffizier gewesen und habe als solcher mit der Einrichtung der Kasernen und der Beschaffung der dazu nöthigen Utensilien zu thun gehabt. Er habe aber die sonst angenehme und bequeme Stellung deshalb aufgegeben, weil ihm die Durchstechereien mit den Lieferanten gegen den Strich gegangen wären. Das will in Rußland, wo man über derartige Nebenverdienste auch in der Armee noch immer sehr leicht denkt, viel sagen.

Die jetzige bessere Beschaffenheit der Russischen Offiziere rührt hauptsächlich daher, daß man, wenn auch nicht an ihre Herkunft, so doch an ihren Bildungsgrad höhere Anforderungen stellt als früher und die Schulbildung überhaupt Fortschritte gemacht hat. Die Vermehrung der Kadettenkorps und der Kriegsschulkurse hat es bewirkt, daß viele Abiturienten dieser Anstalten, die früher nur die Garde und die Spezialwaffen mit Offizieren versorgten, wegen Mangels an Vakanzen in diesen bevorzugten Truppentheilen nunmehr auch zur Armee-Infanterie und -Kavallerie kommen und die gebildeteren Elemente vermehren. Aus den niedriger stehenden Junkerschulen geht jetzt nur noch

etwa die Hälfte der Armeeoffiziere hervor. Sogar die Kasaken erhalten jetzt schon Kriegsschüler. Dadurch ändert sich der ganze Ton in den Offizierkorps, und dieser Fortschritt ist in steter Zunahme begriffen.

Man könnte auf Grund einiger Vorkommnisse in neuester Zeit — ich erinnere an die aus Warschau und Moskau gemeldeten handgreiflichen Konflikte zwischen Vorgesetzten und Untergebenen — diesen Fortschritt bezweifeln.

Meiner Ansicht nach haben aber diese Vorfälle keine symptomatische Bedeutung, sondern sind nur noch Nachklänge aus der patriarchalischen Vergangenheit. Ich habe viel mit Offizieren der verschiedensten Grade verkehrt, aber niemals, selbst bei Gelagen nicht, gefunden, daß das gegenseitige Benehmen die Grenzen der Wohlanständigkeit überschritt. Das Verhalten der Untergebenen zu den Vorgesetzten ist stets ein achtungsvolles, und selbst im Dienst habe ich nie scharfe Ausdrücke gehört. Immerhin ist das Russische Offizierkorps bei seiner jetzigen Vervollkommnung nicht entfernt auf der Höhe des unsrigen. Es fehlt namentlich an dem Gefühl der Zusammengehörigkeit des ganzen Standes, und ein Korpsgeist in unserem Sinne entwickelt sich erst bei einzelnen Regimentern. Die militärische Laufbahn gilt als ein Broterwerb wie jeder andere und wird gern mit einer einträglicheren vertauscht. Ich halte es aber nicht für undenkbar, daß dieser Unterschied allmählich geringer wird, namentlich in rein dienstlicher Hinsicht.

Es ist nur natürlich, daß die wissenschaftliche Bildung der Offiziere auch ihren Berufsleistungen zu Gute kommt. Sie sind im Stande, mit mehr Nutzen als Erzieher ihrer Soldaten zu wirken und die theoretischen Winterbeschäftigungen mit besserem Verständniß zu absolviren. Besondere Offiziersschulen frischen die den älteren Offizieren abhanden gekommenen Kenntnisse wieder auf und vervollständigen sie. Dadurch gewinnt der militärische Blick und die Befähigung zur Führung, die überdies durch häufigere Vornahme zweiseitiger Detachementsübungen und sogenannter beweglicher Konzentrationen entwickelt wird. Man ist jetzt wenigstens so weit, daß die Stabsoffiziere aller Waffen einmal im Sommer gemischte Detachements führen, als Schiedsrichter dienen und Kritiken abhalten müssen; die Hauptleute und Lieutenants erhalten kleinere Aufgaben, ähnlich wie bei uns.

Nur die Generale erhalten zu wenig Gelegenheit, Truppen in größeren Verbänden bei den Manövern zu kommandiren, und wenn es geschieht, so fällt die Hauptthätigkeit auf die jetzt eine gute praktischere Schule durchmachenden Generalstabsoffiziere. An höheren Führern wird es daher zunächst mangeln.

Die Einrichtung der Militärbezirke trägt nicht dazu bei, die Individualität und Selbständigkeit der Korpskommandeure zu entwickeln. Letztere sind, im Gegensatz zu unseren Einrichtungen, nur eine Zwischeninstanz, und es wird von ihnen selten gesprochen. Die Divisionskommandeure spielen fast eine bedeutendere Rolle. So wenigstens erschien es mir. Die ganze Verantwortlichkeit der Ausbildung fällt nicht auf sie, sondern auf die Höchstkommandirenden

der Militärbezirke. Nur da, wo die Persönlichkeit der Höchstkommandirenden mehr zurücktritt, kann der Korpskommandeur eine eigene Initiative entfalten und seinem Korps einen den Wetteifer fördernden eigenen Geist einimpfen, wie ihn unsere einen festeren Organismus bildenden Armeekorps in so hohem Maße besitzen. Das Russische Armeekorps ist nichts weiter als eine jeden Augenblick abzuändernde Zusammenstellung einzelner Theile ohne rechten inneren Zusammenhang; man könnte sagen, ein großes Detachement. Es kann daher vorkommen, daß sich bei ein und demselben Korps eine sehr gute neben einer sehr schlechten Division befindet, und das bleibt, wenn der Höchstkommandirende nicht einschreitet, ruhig so weiter. Bei uns pflegt in solchen Fällen meistens das ganze Korps der Aufmunterung zu bedürfen.

Sehr wesentlich für die Schlagfertigkeit der Armee und die Belebung des militärischen Geistes ist die seit fast 10 Jahren bestehende Schöpfung eines Reserveoffizierkorps. Die Einrichtung ist populär geworden, und die Zahl der Reserveoffiziere ist in starker Zunahme begriffen. Dadurch wird es möglich, im Kriegsfalle die Offiziersstellen bei den zu einer so großen Entwickelung berufenen Reserveformationen zu besetzen. Es giebt jetzt auch eine Kategorie von Offiziersstellvertretern, ähnlich wie unsere Feldwebellieutenants und hervorgegangen aus älteren, gut gedienten Unteroffizieren.

Ueberhaupt sind die Leistungen des jetzigen Kriegsministers, nicht minder die des Chefs des Hauptstabes Obrutschew, hinsichtlich der Organisation, Ausbildung und Ausrüstung der Armee geradezu bewundernswerth. Man gewinnt von ihnen den Eindruck, daß sie mit der Tradition, wonach bei der Russischen Armee die Hauptsache nur auf dem Papiere steht, vollständig aufgeräumt haben. Alles, was da sein soll, Menschen, Pferde, Bekleidung, Waffen und sonstiges Kriegsmaterial, ist wirklich da, und man kann, wenn der Kriegsfall eintritt, eher auf ein Plus als ein Minus rechnen. Wie es aber mit der faktischen Mobilisirung dieser Massen werden würde, bleibt bei den mit einem so großen Organismus verbundenen Hemmungen eine Frage, deren wirklich systematische Lösung bezweifelt werden darf; hierbei werden stets Improvisationen eintreten müssen, trotz der Annahme Deutscher Muster. Man hilft sich aber vorsorglich dadurch, daß man schon im Frieden mobilisirt und den Aufmarsch vollzieht. Kein Richter tritt dagegen auf.

Im Anschluß hieran noch einige Worte über die Stimmung in Rußland.

Ueberall, wo ich mich, sei es mit Offizieren oder Nichtmilitärs, über die Eventualitäten eines Krieges an den Westgrenzen unterhalten habe, begegnete ich der Ansicht, daß Rußland keinen Krieg mit uns wolle und nur an die Defensive dächte. Kaiser Alexander III. soll gesagt haben, so lange er lebte, würde er nie einen Krieg anfangen, er sei denn dazu gezwungen. Wohl aber glaubt man allgemein, Deutschland und seine Verbündeten planten einen Angriff

auf Russisches Gebiet, und dieserhalb seien die so kostspieligen Rüstungen unumgänglich.

Diese Idee von einer von uns beabsichtigten Offensive ist zu einer so fixen geworden, daß ich mich mitunter fragte: Sind die Leute nicht ganz bei Sinnen, oder bist du selbst mit Blindheit geschlagen? Vergebens war meine Erwiderung, daß Deutschland durchaus keinen Grund habe, mit Rußland Krieg anzufangen, sondern froh wäre, wenn man es in Ruhe ließe. Uns fehlte es vollständig an einem Kampfobjekt, und wir hätten genug im Innern zu thun.

Ich predigte tauben Ohren. Das Unglück wollte es, daß gerade während meiner Anwesenheit in Rußland das Märchen von dem in der Nähe von Thorn beobachteten Preußischen Luftballon die Gemüther beunruhigte, ebenso wie auch einige von höchster Seite gehaltenen Ansprachen ganz ungerechtfertigt im kriegerischen Sinne ausgelegt wurden. Auch daß jetzt so viele Deutsche Offiziere Russisch lernen, erregt Verdacht. Es verstehen aber viel mehr Russische Offiziere Deutsch, als Deutsche Russisch. In Wirklichkeit ist in Rußland eine kriegerische Stimmung nur in gewissen panslavistischen, franzosenfreundlichen Kreisen vorhanden, ganz abgesehen von dem begreiflichen Wunsche der jüngeren Offiziere, mit irgend Jemand, wer es auch sei, die Klingen zu messen; die älteren Offiziere sind viel zu bequem, um einen Krieg zu wünschen, ihr höchstes Streben ist ein einträglicher Ruheposten. Die Animosität richtet sich dabei weniger gegen uns als gegen Oesterreich, dessen Fußfassung in der Balkanhalbinsel die Slavophilen nicht verschmerzen können und die unserer Mitwirkung zugeschrieben wird.

Außerordentlich erbittert ist die Stimmung gegen Bulgarien und indirekt gegen die Pforte. Man hegt in Rußland die Ueberzeugung, daß Bulgarien, von Konstantinopel zu schweigen, als ein mit Russischem Blut erkämpftes Land Rußland gehören müsse und daß nur Deutschland und Oesterreich diesen berechtigten Bestrebungen ein Hinderniß entgegensetzen. Was die Bulgaren über die Vertauschung des Türkischen Joches mit der Zugehörigkeit zu Rußland denken, wird nicht gefragt. Diese Expansivgelüste sind, sozusagen, des Pudels Kern, der aber der großen Masse des Volks gar nicht zum Bewußtsein kommt und von den Führern nicht eingestanden wird. Wohl aber werden die großen Opfer schmerzlich gefühlt, welche dem Lande durch die vermeintlich drohende Kriegsgefahr auferlegt werden. Man begegnet in Rußland sehr skeptischen Auffassungen über die offizielle Zusammenstellung der Jahresbudgets und lächelt darüber, wenn man nicht begreift, wie der Kriegsminister mit einem verhältnißmäßig nicht großen Betrage eine solche Armee zu erhalten und stetig zu vermehren im Stande sei: er nimmt eben, was er braucht, und alles Andere steht dagegen zurück. Man nennt das in Rußland Reservekredit. Wie lange wird aber dieser Fortunatssäckel seine Kraft bewahren? Russische Industrielle, ruhige Leute, sagten mir unverhohlen, es wäre ihnen räthselhaft, wie man bei uns Russische Werthe überhaupt noch nehmen könne. Es seien nur Wechsel

auf Sicht, die niemals eingelöst werden könnten. Größere Beträge in Rubelnoten wären an den Russischen Staatskassen gar nicht abzusetzen und würden, um baares Geld zu erhalten, à tout prix im Auslande verkauft. Der Hof und die höchsten Staatsbeamten, Generale ꝛc. sollen daher ihre Bezüge nur in Gold erhalten. Ob das wahr ist, vermag ich nicht zu verbürgen.

Die Deutschen werden in Rußland nicht geliebt, fast noch weniger als die Juden, von deren Abnahme ich indessen, trotz der gegen sie erlassenen Gesetze, nichts bemerkt habe. Sie scheinen sogar in der Zunahme begriffen zu sein. Von Berditschew, einer in Wolhynien gelegenen und von mir ebenfalls berührten Stadt, sagt man sehr charakteristisch, es hätte 90 000 Einwohner, darunter 100 000 Juden.

Es ist nämlich absolut unmöglich, die Zahl der israelitischen Bevölkerung zu schätzen, da sie die raffinirtesten Mittel anwendet, sich dem Kriegsdienste zu entziehen, und die Führung der Geburtslisten geflissentlich erschwert. Die Nonvaleurs bei der Rekrutirung belaufen sich alljährlich auf über 20 Prozent.

Ein sehr beliebtes Mittel, sich dem Waffentragen zu entziehen, besteht darin, daß die Hebräer irgend ein Instrument spielen lernen, um auf diese Weise Einstellung bei den Regimentskapellen zu finden. Die gebildeteren Leute ziehen es als Feldscheerer und Aerzte vor, Wunden zu heilen, als zu schlagen.

Eine sonst sehr gebildete Dame behauptete mir gegenüber, wir Deutschen müßten mit den Juden eines Stammes sein, da wir so viel Charaktereigenthümlichkeiten mit ihnen gemein hätten und auch die Sprache fast dieselbe sei. Meine Erklärung, daß die Polnischen und Russischen Israeliten infolge ihrer Handelsbeziehungen fast alle ein Gemisch von Deutsch und Hebräisch sprächen und daß wir Deutschen jede nähere Gemeinschaft mit diesem Volke ablehnten, erfüllte die Dame mit Erstaunen und Unglauben. Uebrigens sind die Russischen Frauen Hauptträgerinnen des Deutschenhasses und mehr als die Männer geneigt, damit hervorzutreten. Der Grund dafür soll zum Theil daran liegen, daß die Russischen Offiziere jetzt vielfach Französinnen heirathen, die früher als Erzieherinnen in den Häusern der Generale thätig gewesen sind und sich deren Wohlwollen zu erwerben wußten. Die Deutschen Gouvernanten sind in dieser Hinsicht schwerfälliger.

Die Abneigung gegen die Njemzy (Deutschen) erstreckt sich auch auf die in der Russischen Armee dienenden Offiziere Deutscher Herkunft, die jetzt nur noch selten höhere Stellungen erreichen und die man ebenso wie die Polen mit Vorliebe zu den mehr im Innern des Landes garnisonirenden Truppentheilen schickt; das Gleiche findet bekanntlich mit den Deutschen und Polnischen Rekruten statt. Der Offizier Deutscher Herkunft spielt in allen Witzblättern und auch in militärischen Zeitschriften eine komische Figur. Man kann aber nicht umhin, sein Pflichtgefühl und seine Akkuratesse anzuerkennen. Aber gerade deswegen ist er nicht beliebt. Man behauptet in Rußland, der

Deutſch-Ruſſiſche Offizier „nimmt“, wenn er Gelegenheit dazu hat, nicht weniger gern als der echte Ruſſe. Er thut es aber mit geringerer Grazie.

Vor der Deutſchen Armee hat man eine große Achtung; die Oeſterreichiſche Armee wird vielfach mit Geringſchätzung behandelt. Ich bin der Ueberzeugung, daß man dabei die Rechnung ohne den Wirth macht. Ich ſtelle die Bedeutung der Ruſſiſchen Armee ſehr hoch und erkenne ihre Fortſchritte wahrlich an, glaube aber doch, daß bei gleicher Zahl die Oeſterreichiſchen Truppen den Ruſſiſchen ſtets überlegen ſein werden.

Man intereſſirt ſich in Rußland lebhaft für die Frage über die Einführung der zweijährigen Dienſtzeit bei unſerer Infanterie, und ich wurde darüber viel interpellirt. Einerſeits war man geneigt, auch in dieſer Abſicht eine Bedrohung zu ſehen, andererſeits ſchien mir der geheime Wunſch vorzuliegen, daß das Projekt zur Verwirklichung kommen möge. Man hofft, dadurch den wohl gefühlten Unterſchied in der Ausbildung beider Armeen auszugleichen. An Menſchenmaterial fehlt es ja auch in Rußland nicht, und nicht nur die gedienten Reſerviſten, ſondern auch die Mannſchaften der Reichswehr erhalten jetzt eine nothdürftige Ausbildung, die ſie befähigen ſoll, in die zahlreichen Kadres eingeſtellt zu werden. Man denkt ſogar an eine Art Jugendwehr, d. h. an die Ausbildung der jungen Mannſchaften ſchon in den Dörfern, ähnlich, wie es bei den Kaſaken ſeit Alters her geſchieht. Wir werden daher, ohne uns vor der Macht der Zahlen zu verſchließen, unſere Ueberlegenheit an erſter Stelle nur durch die Qualität unſerer Vaterlandsvertheidiger zu erreichen und zu erhalten vermögen, und dem heutigen, Alles auf eine Karte ſetzenden Rußland gegenüber würden die erſten Zuſammenſtöße mehr denn je die entſcheidenden ſein.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Einleitung	73
Von Odeſſa bis Batum	76
In Transkaukaſien	84
Am Nordfuße des Kaukaſus	102
Am ſtillen Don	117
Bei General Dragomirow in Kiew	133
Schlußbetrachtungen	149

Militärische Aufzeichnungen
während eines
Aufenthaltes im Kaukasus und in Persien.

Von
Wilhelm v. Grolman, derzeit Hauptmann im 3. Garde-Regiment z. F.
Herausgegeben von
Krahmer, Generalmajor und Kommandeur der 69. Infanterie-Brigade.

Nachdruck verboten. — Uebersetzungsrecht vorbehalten. D. Red.

Einleitung.

Am 24. Januar 1893 erlag der Besten einer im Deutschen Heere, der General der Infanterie z. D. Wilhelm v. Grolman, seinen Leiden. Nur kurze Zeit vorher, am 11. August 1892, war der kranke General auf sein Abschiedsgesuch durch eine sehr gnädige Allerhöchste Kabinets-Ordre unter Belassung in dem Verhältniß à la suite des 4. Garde-Regiments zu Fuß zur Disposition gestellt und ihm gleichzeitig der hohe Orden vom Schwarzen Adler verliehen, „um dem unauslöschlichen Dank für seine hervorragenden Leistungen als Truppenführer sowohl im Kriege als im Frieden öffentlich Ausdruck zu geben."

In den Jahren 1860/61 nahm der damalige Premierlieutenant v. Grolman an der ersten Preußischen außerordentlichen Gesandtschaft nach Persien Theil und begab sich dann auf seiner Rückreise nach dem Kaukasus, wo damals noch die Russen stete Kämpfe mit den Bergvölkern zu führen hatten. Seine Eindrücke und Beobachtungen sind in der als Manuskript gedruckten Schrift „Militärische Aufzeichnungen während eines Aufenthalts im Kaukasus und in Persien" niedergelegt. Dieselbe giebt Zeugniß von den umfassenden Kenntnissen, der klaren Denkweise, dem scharfen, stets auf das Ganze gerichteten Blick des damals noch jungen Offiziers.

Wenn ich es wage, den einzelnen Abschnitten der gütigst zur Verfügung gestellten Schrift erläuternde, ergänzende und die gegenwärtigen Verhältnisse hervorhebende Ausführungen anzufügen,*) so dürfte es dem hohen Werthe derselben keinen Abbruch thun. Ja ich wage zu glauben, daß die Gegenüberstellung des „Damals" und „Jetzt" den klaren Blick, das scharfe Urtheil, die weit voraussehende Auffassung der Verhältnisse des Herrn Verfassers im hellsten Lichte zeigen wird, wenn auch das „Jetzt" nicht alle Urtheile und Schlußfolgerungen desselben bestätigt hat.

In diesem Sinne mag diese Schrift als ein auf unwandelbarer Pietät für den verewigten, aber in dem Gedächtniß der Armee stets fortlebenden General beruhendes Denkmal der Oeffentlichkeit übergeben werden. Die Schrift selbst ist unverändert so geblieben, wie sie vom damaligen Hauptmann v. Grolman verfaßt ist.

Graudenz, Mai 1893.

Krahmer,
Generalmajor.

*) bezeichnet als Anmerkungen des Herausgebers (A. d. H.).

Die Länderſtrecken, die Rußland ſeit den letzten 60 Jahren unter dem Namen „Königreich Kaukaſien" zu einem Ganzen vereinigt hat, dehnen ſich zwiſchen dem 46. und 38. Breiten-Grad und dem 56. und 58. Längen-Grad aus. Von dem Südpunkt Ordubad am Araxes bis zu der Stelle, wo die große Straße von Stawropol nach Nowo Tſcherkask die Provinz Transkaukaſien verläßt, beträgt die Ausdehnung in der Länge 127 Deutſche Meilen, während die Breiten-Ausdehnung zwiſchen der Halbinſel Taman und der Kama-Mündung 115 und zwiſchen Poti und Baku 103 Meilen beträgt. Der Vergleichung wegen erlaube ich mir die Längen- und Breiten-Ausdehnung Frankreichs daneben zu ſtellen, deſſen Konfiguration einigermaßen Aehnlichkeit mit der Kaukaſiens haben dürfte. Von Dünkirchen bis zur Rhonemündung 112 Meilen, von der Loiremündung bis Baſel 100 Meilen.

Dieſe einfachen Zahlen geben einen Begriff von der Größe dieſes neuen Reiches, welches alſo Frankreich um mehr als $^1/_4$ an Größe übertrifft.

Rußland hat dies mächtige Ländergebiet zu einem in der Verwaltung einigen Ganzen gemacht, weil in der Epoche der Eroberungen die Wechſelwirkungen der einzelnen Landſtriche ſo zahlreich hervortraten, daß ſie eine einheitliche Leitung erforderten; trotzdem beſteht eine wirkliche Einheit dieſer Provinzen in keiner Hinſicht. Im Gegentheil hat die Natur wohl ſelten in einem Ländergebiete eine ſo durchgehende Verſchiedenheit des Klimas, der Vegetation und der Bevölkerung, und hierdurch hervorgerufen natürlich auch der Sprache, Religion und der geiſtigen Befähigung hervorgebracht. Wir finden hier, wo Europa und Aſien ſich berühren, im Lande ſelbſt die Grundformen beider Erdtheile ſich noch einmal wiederholen. Während die Terraſſenländer Gruſiens, Mingreliens und Imeretiens in ihren vielen reich bewäſſerten Thälern die ausgeprägte Individualität Europäiſcher Länder wiederſpiegeln und chriſtlichen Indogermaniſchen Völkerſtämmen zum Wohnſitz dienen, ſo dehnen ſich nördlich vom Kaukaſus die weiten Aſiatiſchen Steppen bis tief in das Europäiſche Rußland hinein aus, zum großen Theile bewohnt von Mohammedanern und Heiden, die noch den entſchiedenſten Stempel ihrer Mongoliſchen Herkunft tragen. Zwiſchen beiden erhebt ſich die mächtige Kaukaſuskette, die mit ihrer mangelnden Gletſcherbildung*) an die Aſiatiſchen Gebirge erinnert, während die reiche Waldzone der Abhänge ſie ſo vortheilhaft

*) Man ſchätzt jetzt die Geſammtfläche der Gletſcher auf 1760 qkm. A. d. H.

von diesen unterscheidet. In diesen Ketten lebt ein Gewirr von Völkerstämmen, verschieden nach Abstammung, Sprache, Sitte und Glauben.

Der südliche Theil des Reiches jenseits des Plateaus des Goggia-Sees*) gehört dagegen ganz dem Innerasiatischen Hochplateau an.

Wir sehen also gerade hier, wo der Orient und Occident sich unmittelbar berühren, alle Gegensätze desselben untermengt. Heiße trockene Plateauluft Irans, die nur dem künstlich bewässerten Boden eine Vegetation gestattet, grünende, mit üppiger Kräuter- und Walddecke überzogene Thäler und Ebenen, endlose grasreiche Steppen; sie werden von hohen steilen, schwer zugänglichen Gebirgen, die nirgends eine leichte Verbindung gestatten, getrennt.

Christenthum, Islam und Heidenthum sind die Religionen der Bevölkerung. Das Christenthum wieder in sich gespalten durch Armenische und Griechische Kirchen.

Der Islam zeigt seinen so schroffen Gegensatz in der sunnitischen und schiitischen Lehre.

Bis jetzt hat das Russische Gouvernement kaum den Versuch gemacht, alle diese Gegensätze zu vermitteln und zu einer künftigen Einheit überzuführen, und doch dürfte diese bis zu einem gewissen Grade nothwendig werden, will Rußland endlich da Früchte pflücken, wo es so lange nur Opfer an Gut und Blut gebracht hat.

Geographisch wie politisch zerfällt der Kaukasus in vier Hauptzonen, die zwar noch Verschiedenheiten in sich bergen, doch aber in Formation, Klima und Vegetation ein homogenes Ganze bilden.

Fangen wir die Betrachtung derselben vom Süden an, so wird diese erste Zone von den in den Feldzügen 1828, 1829 den Türken und Persern abgenommenen Provinzen gebildet. Die große massige Gebirgs-Diagonale, die vom Kaspischen Meere bis zum Schwarzen Meere den Isthmus durchzieht, schließt dieselbe von den Altkaukasischen Provinzen ab. Sie breitet sich, durch die Araxes-Spalte unterbrochen, zu dem kluftenreichen Berglande von Karabagh aus, hat ihren Mittelpunkt in der Massenerhebung, die in einer Höhe von 6500 Fuß**) den Goggia-See aufgenommen hat, und läuft dann in einem verworrenen, wenig bekannten Berglande an der Russisch-Türkischen Grenze gegen das Schwarze Meer aus. Die Stufenländer dieser Gebirgs-Diagonale tragen südwärts ganz den Charakter des Innerasiatischen Plateaulandes. Die Vegetation tritt nur da hervor, wo die durch Kunstbau geleiteten oder aufgesuchten Wasser durch eine regelmäßige Ueberrieselung den mangelnden Niederschlag der trockenen Atmosphäre ersetzen. Die Berglehnen beleben sich nur im Frühjahr mit einer dürftigen Kräuterdecke, die sich beim Beginn der heißen Jahreszeit in schattige Felsspalten zurückzieht. Nur an dem lebendigen Wasser der Gebirgsbäche oder in den Gärten der Dörfer bieten Bäume dem heißen

*) Wohl Göttscha-See mit einem Areal von 1393 qm. A. d. H.

**) 1931 m nach neueren Bestimmungen. A. d. H.

Boden Schatten, sonst ist Alles kahl, vegetationslos wie in Iran und Armenien. Aber wo die fleißige und kunstgerechte Hand des ehemaligen Persischen Landmannes dem Boden das nöthige Wasser giebt, da lohnt derselbe mit seinen kalkmergelartigen Bestandtheilen mit einem ergiebigen Ertrage an Weizen, Gerste und an allen Arten von Obst.

Die Bevölkerung ist in den ehemaligen Persischen Provinzen schiitisch, in den Türkischen sunnitisch, dazwischen bestehen viele Gemeinden Armenischer Christen, die hier in dem Patriarchen von Etschmiadzin*) ihr oberstes Kirchenhaupt finden.

Die Russische Regierung hat seit den 30 Jahren des Besitzes sehr wenig in der ursprünglichen Verwaltung geändert, und nur versucht, einige der schreiendsten Mißbräuche abzuschaffen. Sie hat es nicht vermocht, die Steuer- und Wehrkraft des Volks nach Europäischen Begriffen auszubeuten; ebenso ist es ihr nicht gelungen, der Thätigkeit der Bevölkerung einen neuen Aufschwung zu geben.

Steigt man über jene vorerwähnte Gebirgsmasse, so tritt man in eine ganz neue Zone der Formation und des Klimas. Diese Scheide bildet eigentlich meines Dafürhaltens die Grenze Europas und Asiens. Die feuchten Dünste des Schwarzen und Kaspischen Meeres erzeugen in den Thalschluchten des Kur und des Rion einen so reichen Schatz an Wald, Wiesen und Feldwuchs, daß man diese Landschaften zu den reichsten des alten Kontinents zählen darf, denen nichts als die fleißige Hand eines regsamen Volkes fehlt, um hier ein wahres Erdenparadies zu schaffen.

Die Ruinen unzähliger Dörfer, die verlassenen mit kunstartigen Steinarbeiten geschmückten Kirchen, die Menge der stolzen gewaltigen Ritterburgen zeugen von dem ehemaligen hohen Kulturzustande dieser Gegenden, der erst seit der Verbreitung des Islams den vielen räuberischen Eroberungszügen der Nachbarn zum Opfer gefallen ist. Perser, Türken, sowie die Gebirgsvölker des eigentlichen Kaukasus haben Jahrhunderte gebraucht, um die meist thätigen Völker des Isthmus zu einer erschlafften, ohnmächtigen, indolenten Masse herabzudrücken, bis diese endlich einen auswärtigen Schutz herbeiriefen, um wenigstens den Rest ihrer Besitzthümer in Ruhe und Frieden genießen zu können.

Der Russischen Regierung ist es auch hier nicht gelungen, einen neuen Impuls des Lebens hervorzurufen. Erst in der neuesten Zeit geschieht Einiges, um durch erbaute Kommunikationswege den erzielten Produkten die Möglichkeit des Absatzes zu eröffnen. Was hier aus dem Grund und Boden zu machen ist, das zeigen die einzelnen Deutschen Kolonien, die seit den dreißiger Jahren hier bestehen und ihren jetzigen Wohlstand nur sich selbst und dem ergiebigen Boden zu verdanken haben. In Katharinenfeld, einer

*) Im Gouvernement Eriwan. A. d. H.

Kolonie südlich von Tiflis, erzählte mir der Vorstand des Orts, daß von den 40 Wirthschaften derselben keine einzige unter 1500 Rubel Reinertrag einbrächte. Die Kolonie macht den Eindruck unserer reichsten Deutschen Dörfer. Große massive Gebäude und zweistöckige Wohnhäuser umgeben eine hohe geschmackvolle Kirche. Dabei haben die Kolonisten durchaus den Deutschen Habitus in Kleidung, Sitte und Sprache erhalten.

Trotz dieses guten Beispiels Deutschen Fleißes haben die umwohnenden Armenier und Tataren nichts von diesem angenommen.

Die christlichen Bewohner Grusiens, Georgiens, Mingreliens, Imeretiens und Guriens genießen nun seit fast 60 Jahren den friedlichen Schutz einer mächtigen Regierung, die ihnen Muße und Zeit gegeben hat, ihr materielles Loos zu bessern und die Schätze ihres Eigenthums zu fördern, aber ist es nun, daß der jahrhundertlange Druck ihre schöpferische Kraft erlahmt hat, oder daß die Regierung einem möglichen Aufschwung durch eine veränderte Gesetzgebung nicht entgegengekommen ist, jedenfalls ist die Produktion der Provinzen nicht gestiegen.

Der Grund und Boden ist durchgängig in den Händen des Adels und wird durch Leibeigene bebaut. Der Adel kann sich seit der Ankunft der Russen den erweiterten Ansprüchen der Civilisation nicht entziehen, statt aber die Mittel, um diese Bedürfnisse zu befriedigen, durch eine anstrengende, den Boden ausbeutende Arbeit zu gewinnen, zieht er es vor, in den Tag hineinzuleben und von dem Kapitalisten des Landes, dem Armenier, Geld zu borgen, und geht so von Jahr zu Jahr seinem Verderben mehr entgegen. Dabei ist er, obgleich sorglos bis zum äußersten Leichtsinn, indolent und ungebildet, doch gastfrei, tapfer und ritterlich und könnte durch diese letzteren Eigenschaften ein vortreffliches Material zu unteren Offizierstellen abgeben.

Der Bauer lebt in der äußersten Unwissenheit und Abhängigkeit, die Gebräuche und Instrumente des Landbaues seit Jahrhunderten konservirend.

In diesem Jahre ist von Petersburg der Befehl gekommen, die Emanzipation der Bauern auch auf die hiesigen Provinzen auszudehnen. Man sieht mit Spannung der Lösung dieses Verhältnisses entgegen.

Der Adel wird wahrscheinlich, da er so tief verschuldet ist, sein Besitzthum völlig verlieren, während der Bauer noch viel zu weit zurück in der Bildung und zu indolent ist, um die frei gewordenen Arbeitskräfte zu einer energischen Thätigkeit zu verwerthen. Der Armenier, in dessen Händen das Kapital und der Verkehr der Städte liegt, hat sich bis jetzt dem Ackerbau und der Industrie entzogen, er hat seine Thätigkeit fast nur auf die möglichst starke Gewinnung von Wucherpreisen beschränkt und sich dadurch natürlich die Abneigung aller anderen Stände erworben. Ein Besitzergreifen von Grundbesitz würde deshalb für ihn mit manchen Schwierigkeiten verbunden sein, da der Bauer, seit ewigen Zeiten an das feudale Band gewöhnt, dem neuen verhaßten Herrn nur gezwungenen Gehorsam leisten würde.

Eine günstige Lösung dieser Verhältnisse dürfte um so schwieriger werden, da eine Hülfe durch Russisches Kapital oder Menschenkraft noch auf lange Zeit hin nicht zu erwarten ist; die unternehmenden Russen haben im Innern des Reiches noch so viel zu thun und finden dort noch eine so lohnende Beschäftigung, daß sie sich noch gar nicht in die eroberten Provinzen geworfen haben.

So harren noch alle Schätze des Landes der Erschließung. Unter der Regierung des vorigen Kaisers ist es ein Regierungs-Grundsatz gewesen, fremde Kolonisirungen möglichst fern zu halten, wahrscheinlich in der Idee, dem spezifischen Russenthum die eroberten Provinzen zu überlassen. Die neuere Zeit hat indessen gezeigt, wie die Russen in kommerzieller und industrieller Hinsicht viel zu wenig unternehmend sind, um weiter gelegene Unternehmungen zu fördern, als auch, daß ihr eigentliches Kernleben im Innern selbst noch zu viel zu überwinden hat, um nach außen hin mit Erfolg fördernd und entwickelnd auftreten zu können. Man hat daher in neuester Zeit angefangen, ausländische Kapitalien und Intelligenz hereinzurufen. So sind dem Badenschen Konsul zu Odessa 20 000 Morgen des schönsten Buchenwaldes und die reichsten Eisenminen auf 100 Jahre umsonst zur Ausbeutung übergeben; doch ist dies nur ein systemloser Anfang. Will man etwas Bedeutendes erreichen, so muß die Einwanderung ausländischen Kapitals, ausländischer Intelligenz und Arbeitskraft durch gesetzliche Bestimmungen begünstigt werden, die denselben anfänglich alle Erleichterungen gewähren und sie vor den willkürlichen Eingriffen der Beamten schützen.

Nördlich dieser besprochenen Terrassen-Landschaften, die das eigentliche Kernland der Kaukasischen Besitzungen bilden, durchzieht den Isthmus vom Schwarzen bis zum Kaspischen Meere der mächtige Riesendamm des eigentlichen Kaukasusgebirges, dessen Bevölkerung den Russen einen so bewundernswerth energischen Widerstand geleistet hat und noch*) leistet.

Die großen Völkerwanderungen von Osten nach Westen haben hier von jeher Bruchtheile zurückgelassen, die in den unwegbaren Gebirgsklüften ihre Individualität sich erhalten haben und dem Geschichts- und Sprachforscher noch manches interessante Problem darbieten.

Die große Militärstraße, die von Tiflis über die Höhe des Kasbek nach Wladikawkas geht, trennt diese Bevölkerungsmasse in zwei gleiche Hälften. Die östliche bildet den linken Flügel der Russischen Operation, die westliche den rechten.

Die östliche Abtheilung breitet sich zwischen den Thälern des Kur und Terek zu massenhaften Erhebungen, die oft den Charakter von Plateaus annehmen, aus. Nur an den Nord- und Südabfällen dicht bewaldet, ist sie im Innern kahl, steil und zerklüftet, dadurch natürlich höchst unzugänglich

*) 1862. A. d. H.

und schwer mit fahrbaren Straßen zu versehen. Die Bevölkerung, verschieden in Sitte, Sprache und Abstammung, ist doch einig in der fanatischen Anhänglichkeit an die sunnitischen Lehren des Islams; in diesen hat Schamil das Mittel gefunden, alle sonstigen Verschiedenheiten zu verschmelzen und seine Herrschaft zu begründen, die auf einer religiösen Begeisterung beruhte.

Nicht als Fürst jenes Landes führte er den heldenhaften langausdauernden Widerstand, sondern als Imam, d. h. als Mittelding von Heiligem und Propheten.

Die Russische Armee ist dieses Kampfes erst Herr geworden, als sie sich in den völligen Besitz der fruchtbaren Plateaulandschaften der großen und kleinen Tschetschenza gesetzt hatte, die den größten Theil des Gebirgsdistriktes mit Lebensmitteln versorgt. Von diesem Augenblick an war die Zeit von Schamils Widerstand zu berechnen.

Die Regierung greift jetzt zu dem wirksamsten Mittel, um nach der Eroberung des Landes auch die Pazifizirung herbeizuführen. Sie baut durch das bis dahin unwegbare Gebirge Straßen und etablirt an denselben Militärlinien. An ihnen arbeitet die gesammte Armee des linken Flügels und Daghestans. Gegenwärtig ist man mit folgendem Wegenetz beschäftigt:

1. Verbindung von Tiflis und Petrowsk, einem Hafen am Kaspischen Meere, dieselbe führt von Tiflis über Muchrjavan in ziemlich gerader Richtung nach Telaf, bei Alawerdi über den Alazan, im Thale Estori aufwärts, überschreitet die bedeutende Paßhöhe in der Nähe des Forts Kodorskaja und geht von dort in ziemlich gerader Richtung Berg und Thal übersetzend in die Thalspalte des Andijskischen Koisu, verläßt diese bei Achkent, übersetzt den Awarskischen Koisu bei Gimri und geht dann den alten Weg über Temir-Chan-schura nach Petrowsk. Zur Sicherung dieses Weges wird ein Fort angelegt, das den Namen Preobrashensk erhält. Diese Straße kürzt den Weg nach dem Kaspischen Meere, also die Verbindung von Tiflis nach Astrachan, bis zu einer Entfernung von 300 Werst, während die jetzige Landverbindung über Baku 520 Werst beträgt.
2. Eine Straße, welche, von der großen Militärstraße längs der Sunscha über Grosnaja, Wosdwischensk im Thal des Argun und des Baß durch den Itschkerinskeschen Bezirk führend, sich bei Preobrashensk an die obenerwähnte Straße anschließt.

Trotz dieser Anstrengungen ist die Ruhe und Sicherheit indessen noch lange nicht hergestellt, zahlreiche Räuberbanden durchziehen und beunruhigen die Straßen und Niederlassungen, geben den Truppen fortwährende Beschäftigung und verhindern eine gedeihliche Entwickelung der Berglandschaften.

Auf den östlichen Theil des Gebirges, den gegenwärtigen Kriegsschauplatz, erlaube ich mir weiter unten näher einzugehen, da ich denselben aus eigener Anschauung genauer kennen gelernt habe.

Jenseit des Kuban und Terek, zu deren unterem Lauf die Gebirge sanft abfallen, breiten sich die weiten Steppenlandschaften des südöstlichen Rußland aus, zwischen dem Kuban und Don von den Kasaken, zwischen dem Terek und der Wolga von Nogaier-Kalmücken- und Kirgisen-Stämmen bewohnt. Wenn auch diese in ihrer Bildung und Entwickelung weit unterschieden sind, so beruht doch ihre Existenz mehr oder weniger auf Viehzucht; die weiten Länderstrecken sind völlig für ihre Bedürfnisse genügend, daher sie weder geeignet noch geneigt sind, durch vordringende Kolonien die von Rußland gemachten Eroberungen einzunehmen oder auszunutzen.

In einem späteren Kapitel werden wir sehen, einen wie entscheidenden Einfluß diese Abneigung selbst der tüchtigsten Kasakenstämme zu Neukolonisirungen auf die augenblicklichen Kriegsoperationen gewinnt.

Diese Kasakenlinien des Kuban und Terek haben trotz ihres ewigen Kriegszustandes in dem fruchtbaren Boden schnell eine große Wohlhabenheit gewonnen und die Kasaken hängen daher natürlich sehr an diesen Niederlassungen. Der dauernde Kriegszustand hat das Gefühl der eigenen Stärke bewährt und einen gewissen Sinn der Unabhängigkeit gegeben, der bei den Kasaken des Don in früheren Zeiten sehr lebendig war, jetzt allerdings mehr und mehr verschwindet. Die Russische Regierung bedarf zu sehr der Dienste dieser tapferen und thätigen Grenzvertheidiger, als daß sie mit Zwangsmaßregeln gegen sie vorgehen könnte.

Werfen wir nun nach diesen kurzen Betrachtungen der einzelnen Theile jenes ausgedehnten Ländergebietes einen Blick auf die Verhältnisse und Verbindungen zum Mutterlande und zu den südlichen Nachbarländern.

Verbindung und Verhältniß zu Rußland.

Eine einzige große Verkehrsader vermittelt die direkte Landverbindung Rußlands mit dem Kaukasus. Der Kaiser Nikolaus äußerte bei seiner letzten Anwesenheit daselbst, daß die Summen, die ihm diese Straße gekostet, groß genug wären, um dieselbe mit Silberrubeln pflastern zu können. Und dennoch ist sie noch immer höchst unzuverlässig. Ich mußte Ende Mai drei Wochen in Tiflis warten, da sie durch Lawinen völlig verschüttet war, zwei Bataillone hatten während der Zeit gearbeitet, um sie frei zu machen, und trotzdem gelang es mir erst Mitte Juni, mich auf einer leichten Telega durch die 40 Fuß hohen Schneewände mühsam hindurchzuwinden. Steinlawinen unterbrechen mitunter auf Monate jeden Wagenverkehr. Geht endlich der Schnee fort, so schwellen häufig die Gebirgsbäche so schnell an, daß viele Brücken fortgerissen werden. Es ist klar, wie störend jene Hemmnisse auf den Transport großer Truppen- oder Wagenmassen wirken müssen. Aehnlich störend ist aber auch die Beschaffenheit der vorliegenden Steppengegenden. Die große Verbindungsstraße hört als Chaussee bei Wladikawkas auf und führt nur als Steppenweg nach Kertsch, Nowo-Tscherkask und Charkow oder Woronesch; sie durch-

zieht auf einer Entfernung von etwa 70 Deutschen Meilen ein Ländergebiet, welches dem Kaukasischen Ex- oder Import durchaus nichts bietet, daher in keiner Weise den Handel und Verkehr unterstützt. Die Steppenwege sind als einfache Wagengleise in der nassen Jahreszeit fast unpassirbar, da der schwarze Boden dann die Wagen bis zur Achse versinken läßt. Im Hochsommer ist der Boden von der Sonne braun gebrannt und der das Zugvieh ernährenden Kräuterdecke beraubt. Es ist daher der Verkehr großer Transportmassen nur auf einige Frühjahrsmonate angewiesen, die dann allerdings dem Zugvieh ein überreiches Futter darbieten. Die Ortschaften sind so weit voneinander entfernt, daß sie ohne langandauernde Vorbereitung den Bedürfnissen größerer Transporte von Menschen oder Wagen schwer genügen können.

Aus diesen Betrachtungen dürfte die Zusammenhangslosigkeit des Kaukasus und des Mutterlandes auf dem Landwege ziemlich klar hervorgehen. Viel günstiger stellt sich indessen dieser Zusammenhang für den Seeweg.

Auf dem Kaspischen Meere.

In neuerer Zeit hat der Verkehr auf der Wolga bedeutend an Lebendigkeit gewonnen durch Einrichtung mehrerer Dampfschifffahrts-Linien. Nicht in demselben Maße ist der Seeverkehr auf dem Kaspischen Meere gefolgt; dasselbe liegt von den holzreichen Gegenden sowie von den Fabrikdistrikten Rußlands zu entfernt, als daß nicht der Erbauung von Segel- und Dampfschiffen große Schwierigkeiten in den Weg treten müßten. Trotzdem die Regierung viele Anstrengungen gemacht hat, um eine Dampfflottille zu schaffen und zu unterhalten, waren doch im Jahre 1860 nur zwei Dampfschiffe im Stande, den Dienst auf See zu verrichten. Diese Schwierigkeiten, denen doch mit Konsequenz und Umsicht abgeholfen werden könnte, abgerechnet, haben die Russen bei dem guten Hafen der Ostküste hier so günstige Bedingungen, daß es nur dem mangelnden Unternehmungsgeist Russischer Privaten zuzuschreiben ist, wenn diese Kommunikation noch nicht belebter geworden ist als bisher.

Auf dem Schwarzen Meere hat die Regierung außerordentliche Anstrengungen gemacht, um eine Dampfflottille im größten Maßstabe zu schaffen, die im Nothfall die verlorene Kriegsflotte ersetzen könnte. Verschiedene Schifffahrtsgesellschaften haben bedeutende Zuschüsse zur Etablirung Russischer Dampfschifffahrts-Linien erhalten, um nicht nur mit den fremden Linien auf dem Schwarzen Meere konkurriren zu können, sondern um sie auch todt zu machen. An der Kaukasischen Küste hat indessen die Schifffahrt bei dem Mangel an allen geeigneten Häfen mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Rheden von Redutkale und Suchumkale werden bei den häufigen Stürmen des Meeres oft sehr gefährlich. Die Mündung des Rion ist so versandet, daß nur einige kleine, eigens dazu gebaute Dampfschiffe die vorliegenden Sandbarren passiren können. Die projektirten Hafenbauten hierselbst versprechen nur ein unsicheres Resultat und verlangen dabei unverhältnißmäßige Opfer an Geld und Zeit.

Merkwürdigerweise haben sich die Russen bei dem letzten Friedensschlusse mit der Türkei den einzigen guten Hafen an der Südost-Küste entgehen lassen. Der vorzügliche Hafen von Batum liegt nur 5 Meilen südwärts der Russisch-Türkischen Grenze. Man erzählt, daß geographische Unkenntniß beim Frieden von Kutschuk-Kainardsche Schuld an dieser fehlerhaften Grenzregulirung gewesen ist. Augenblicklich ist derselbe ein Stationspunkt, wo die Europäischen Waaren von den großen Dampfschiffen auf kleinere überladen werden, welche die flache Rion-Mündung passiren können. Die Fahrt der kleinen Schiffe ist aber nur bei ganz ruhigem Wetter möglich, was natürlich die Leichtigkeit des Verkehrs außerordentlich einengt. Batum selbst ist jetzt ein elendes Türkisches Nest, dem aber eine große Zukunft blühen würde, wenn es in das Türkisch-Kaukasische Straßennetz hereingezogen werden könnte.

Eine Hauptschwierigkeit des Seeverkehrs Rußlands mit seinen Nachbarländern liegt indessen in der mangelhaften Entwickelung seiner Handelsmarine. Alle Anstrengungen der Regierung scheitern an der den Russen fehlenden Unternehmungslust. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß, obgleich das Land ein durchaus gutes Material an Matrosen und Seeleuten besitzt, doch der Seeverkehr Russischer Waaren zum größten Theil in den Händen fremder Handelsmarinen ist.

Vergegenwärtigen wir uns diese mangelhafte und schwierige Verbindung des Kaukasus mit dem Kernlande Russischer Kultur und Industrie, so finden wir in ihr hauptsächlich den Grund der bisherigen Nutzlosigkeit der eroberten Provinzen in finanzieller Hinsicht. Die großen Geldopfer, die das Stammland seit langer Zeit gebracht hat und noch bringt, tragen bis jetzt weder durch den direkten Steuerertrag noch durch den Handelsverkehr irgend erhebliche Früchte. Wir haben schon oben berührt, daß Rußland in den eroberten Provinzen die gefundenen Einrichtungen fast überall belassen hat, am meisten ist dies der Fall gewesen in der Erhebung der Steuerbeträge, dieselben sind in den eigentlichen Gebirgsdistrikten fast null, erst in ganz neuerer Zeit versucht man in den Gegenden, die durch das Straßennetz berührt werden, den Gemeinden eine Art Kommunalsteuer abzunehmen, die zur Verbesserung der Straßen und des Postverkehrs benutzt werden soll. Hierdurch ist man im vorigen Jahre im Stande gewesen, eine wenigstens scheinbar günstige Finanzlage des Königreichs zu publiziren, die einen Ueberschuß von 80 000 Rubel im Budget der Verwaltung nachweist. Wenn man aber berechnet, daß in demselben die Ausgaben für das Heer und dessen Verpflegung nicht miteingerechnet sind, daß die Straßenbauten ausschließlich durch Soldatenhände geschehen, wenn man ferner bedenkt, daß die Civilverwaltung fast ausschließlich in Händen von aktiven Militärs ist, die ihre Besoldung eben vom Militäretat erhalten, so wird es klar, daß jenes Resultat nur scheinbar günstig ist.

So finden wir denn auch, daß das Petersburger Budget für den Kaukasus

unter der Verwaltung des jetzigen Statthalters, Fürsten Barjatinski, zwischen 30 und 35 Millionen jährlich geschwankt hat.

Werfen wir einen Blick auf den Handelsverkehr, den die eroberten Provinzen mit dem Auslande und dem Mutterlande unterhalten, so werden wir auch hier eine für Rußland ungünstige Bilanz finden.

Die Industrie- und Luxusgegenstände, die das Land bedarf, werden ihm durch den Englischen, Französischen oder Deutschen Handel zugeführt; es würde dies in einem ausgedehnteren Maße noch der Fall sein, wenn nicht ein sehr hoher Zolltarif den Import nur auf das Nothwendigste beschränkte. Die Industrieerzeugnisse müssen sich die abenteuerlichsten Wege suchen. So wird fast der ganze Bedarf an Baumwollenwaaren von Englischen Häusern über Trapezunt, Erzerum nach Täbris geschickt, um von hier aus über die Grenze geschmuggelt zu werden. Wenn man die Transportkosten bedenkt, die diese Waaren noch nach dem weiten Seetransport auf dem Karawanenwege durch Armenien und Adserbeidschan tragen müssen, dazu noch rechnet den Durchgangszoll durch Persien und den bedeutenden Schmugglerverdienst an der Russischen Südgrenze, so wird man begreifen, in welchen Kindheitszuständen Russische Industrie und Handel noch liegen müssen, um mit derartigen Waaren nicht konkurriren zu können. Die einzigen bedeutenden Einfuhrartikel Rußlands nach dem Kaukasus sind Branntwein und Getreide. Der Kulturzustand der fruchtbaren Kaukasischen Ebenen ist, wie schon oben angedeutet, ein so geringer, daß er kaum im Stande ist, die eingeborene Bevölkerung zu ernähren. Fast die ganze Russische Armee bezieht ihre Cerealverpflegung aus dem Mutterlande. Ebenso wird der eingeführte Branntwein nur von den Russen verbraucht, da die Eingeborenen den Landwein vorziehen.

Es ist daher die Regierung selbst fast der alleinige Konsument der eingeführten Russischen Artikel.

In der Beilage dieser Arbeit finden sich möglichst genaue Angaben über den Persisch-Russischen Handel, deren Ergebniß ein Plus von 7 Millionen der Persischen Einfuhr über die Russische Ausfuhr nachweist; dieses Resultat dürfte ebenfalls einen Anhalt bieten, um die Unzulänglichkeit der Russisch-Kaukasischen Verbindungswege und der Erfolglosigkeit des Russischen Handels in ein klares Licht zu setzen, besonders, wenn man in Betracht zieht die augenblicklich so ungünstige politische und kommerzielle Lage des von einer frevelhaften Regierung mißhandelten Persischen Volkes.

Man hört in Rußland vielfach sprechen über den Werth des Kaukasus als Vermittelungsglied des Europäischen und Asiatischen Verkehrs, und es ist nicht zu leugnen, daß die Regierung in neuester Zeit sehr viel gethan hat, um durch Anlage von Kommunikationen und Fahrstraßen denselben zu beleben. Geographisch ist die Weltstellung des Kaukasus in dieser Hinsicht gewiß auch sehr bedeutsam, indessen ist die augenblickliche politische Lage desselben vielleicht noch auf lange Zeit hin eine sehr ungünstige.

Die Persische Regierung stellt diesem möglichen Verkehr alle nur erdenkbaren Schwierigkeiten entgegen, um sich den Einwirkungen des Russen- oder Europäerthums abzuschließen, und man muß die orientalischen Staaten kennen, um die Schwierigkeiten zu begreifen, die einer Aenderung dieses Systems entgegenstehen.

Die reichen Küstenprovinzen des Persischen Reiches Gilan und Masenderan, mit ihren Schätzen an Seide, Reis und Holz, werden von der Persischen Regierung in planmäßiger Abgeschlossenheit selbst vom eigenen Binnenlande gehalten. Der ehemals bedeutende Verkehr über Asterabad mit der Bucharei und Afghanistan ist durch die Raubzüge der Turkmenen-Stämme augenblicklich gänzlich unterbrochen, die kümmerlichen Reste dieses Verkehrs haben sich nordwärts über Chiwa wenden müssen.

Der direkte Südverkehr nach der Persischen Handelsmetropole Täbris kränkelt einmal an den ungünstigen Hafenverhältnissen, dann auch an den Unbequemlichkeiten, die Zollschranken jedem orientalischen Handel in den Weg legen. Dann ist derselbe auch an die Linie Trapezunt und Erzerum gefesselt, da Trapezunt Konstantinopel, dem Mittelpunkt des orientalisch-Europäischen Handels, durch dort etablirte Kommissionshäuser näher gerückt ist. — Günstig wirkt auch die Indolenz der Türkischen Regierung, die dem Karawanenhandel in keiner Weise durch Zollumstände Hindernisse in den Weg legt.

Um die natürlichen geographischen Vortheile auszubeuten und die politischen Hindernisse zu überwinden, müßten sich im Kaukasus großartige Speditionshäuser etabliren und von der Regierung im Anfang stark subventionirt werden. Es hat sich auch wirklich in Tiflis eine derartige Gesellschaft etablirt. Indessen scheint ihr ein gleiches Schicksal zu blühen wie den meisten Russischen Unternehmungen, die die neue Aera so zahlreich hervorgebracht hat, d. h. sie besteht nur aus prunkhaften Anzeigen und großartigen Statuten, die aber im Leben keine Wirklichkeit finden können, — wenigstens wollen die Europäischen Handelshäuser in Täbris wenig von ihr wissen.

Das Resultat dieser Betrachtung dürfte sich in folgende kurze Sätze zusammenfassen lassen:

Rußland ist nicht im Stande, die eroberten Provinzen auszunutzen, d. h. Kräfte für den eigenen Organismus daraus zu ziehen. Ob der Nutzen in einer späteren Zukunft wird zu realisiren sein, ist eine Frage, deren Beantwortung kaum der gründlichsten Kenntniß des Gesammtstaates möglich sein dürfte, über die wir uns daher gerne bescheiden. Es genügt hier nur das einfache Faktum.

Die nächsten Kapitel dieser Beobachtungen werden in der Betrachtung der Armeekräfte des Kaukasus die außerordentlichen Opfer an Menschen und Geld nachweisen, die das Reich bis jetzt getragen hat und noch lange wird tragen müssen, wenn man sich nicht entschließen kann, den Schauplatz der dortigen Operationen einzuengen, und wenn man es nicht gleichzeitig verstehen wird,

neue befruchtende Elemente dahin zu versetzen. Es wird dann der Kaukasus von Jahr zu Jahr mehr eine Verlegenheit für das Russische Reich werden, die seine besten Kräfte an unfruchtbarer Stelle fesselt.

Wenn man glaubt, daß die augenblickliche Machtstellung im Kaukasus absolut nothwendig ist, um dem Russischen Einfluß die erfolgreiche Basis zu dem überwiegenden Einfluß auf die inneren Asiatischen Reiche zu geben, so ist man meines Dafürhaltens im Irrthum. Allerdings bieten die Südprovinzen die günstigste Basis, um sowohl gegen Armenien, wie gegen die Nordwestprovinzen Persiens mit sicherem Erfolge vorzugehen. Der politische Zustand beider Reiche ist so trauriger Art, daß Rußland ohne militärische Schwierigkeiten sich so weit ausdehnen kann, wie es will; ja es würde sogar in der muselmanischen Bevölkerung Sympathien finden, die jede neue Regierung dem gegenwärtigen unerträglichen Zustand vorzuziehen bereit ist.

Aber was hält Rußland trotz seiner militärischen Ueberschußkräfte im Kaukasus ab, von dieser Lage Gebrauch zu machen, warum ergreift es nicht Batum, nicht Trapezunt, warum nicht das seidenreiche Gilan und Masenderan, in dem es die größten Holzschätze für seine Flotte finden würde, warum nicht die fruchtbaren und gut bebauten Gegenden des Urmio-Sees, warum nicht das reiche Täbris mit seinen 160000 Einwohnern, den Centralpunkt des Asiatischen Handels?

Einfach darum nicht, weil der Gewinn nur in einem Europäischen Kriege zu erreichen ist, weil Englands Eifersucht jeden Fuß breit, der zu einer Annäherung nach Indien führt, mit einem Europäischen Kriege vertheidigen würde. Rußland ist in der eigenthümlichen Lage, seine Eroberungen gegen Osten zuerst im Westen erringen zu müssen. Je schwächer Rußland in der Westeuropäischen Politik auftritt, je geringer sind seine Aussichten im Osten. Dazu kommt in neuester Zeit noch die Schwierigkeit der inneren Entwickelung, die sonst in jedem Zweige volkswirthschaftlicher Thätigkeit mit einer ernsthaften Krisis droht, und an das Zusammenhalten aller Kräfte an Geld und Menschen unabweislich erinnert.

Daher ist es ein Fehler der Russischen Politik und ein Zeichen ihrer gegenwärtigen Unklarheit, für den Kaukasus ein Budget von 30 Millionen zu haben und eine Armee von 200000 Mann zu verwenden, die ihm dort gefesselt verbieten, aus seiner finanziellen Krisis hervorzukommen, den Polnischen Revolutionszustand energisch niederzuschlagen und in den Westeuropäischen Fragen ein beachtenswerthes Wort zu sprechen.

Zum vollständigen Verständniß der vorstehenden Ausführungen dürfte ein kurzer Abriß der Geschichte der Unterwerfung des Kaukasus durch Rußland erforderlich sein:

Im Jahre 1770 überschritten zum ersten Male Russische Truppen den Kaukasus und nahmen Kutais. Die Kuban- und Tereklinie wurde in dem mit der Türkei geschlossenen Frieden von Kutschuk-Kainardschi 1774 gewonnen. Die Gebiete am Nordabhang des Kaukasus bildeten seit 1785 die Kaukasische Statthalterschaft. 1796 wurden die

Gebiete mit den Städten Derbent, Kuba und Baku erobert; 1801 wurde Georgien ein Russisches Gouvernement; im folgenden Jahre wurde Ossetien, 1803 die Lesghier, 1804 Mingrelien, 1810 Imeretien Rußland unterthan. Persien trat in dem Frieden von Gulistan am 24. Oktober 1813 die Chanate Karabach (Schuninskischer Kreis), Gändsöre (Kreis Jelissawetpol), Schirwan (Kreis Schemacha), Derbent, Kuba, Baku und Talysch (Lekoranskischer Kreis) endgültig an Rußland ab. Somit war 1815 das ganze jetzige Transkaukasien, ausschließlich des Achalzychschen und des südlichen Theils des Etschmiadsinskischen, des Eriwanschen, Natschitschewanschen und Ordubatskischen Kreises im Besitz Rußlands. Unabhängig blieben aber die Bergvölker (Gorzen) des gesammten Kaukasus-Rückens. Sie lebten ohne Gemeinschaft mit ihren Nachbarn und unter sich getrennt. Rußland nahm den Kampf mit ihnen 1816 auf. Der westliche Kaukasus gehörte noch zu der Türkei, wurde aber durch die Kasakenniederlassungen von der Mündung der Laba in den Kuban, längs des letzteren, der Malka, des Terek bis Kisljar — eine so genannte Linie — und durch die Tschernomorskischen Kasaken niedergehalten. Rußland konnte seine Streitkräfte im Osten verwenden. Durch die Besetzung des Schamkalskischen Gebiets, des Kurinskischen und Kasikumuchskischen Chanats, der großen und kleinen Kabardei, Akuschas und durch die Verwüstungen in der Tschetschnja wurde einerseits die Verbindung zwischen Cis- und Transkaukasien, die bis dahin nur durch die Darielskische (Grusinische) mitten über das Gebirge, und durch eine andere längs des Kaspischen Meeres führende Straße vermittelt wurde, hergestellt und andererseits das Gebiet der freien Bergvölker getrennt. Durch den für die Türkei unglücklich verlaufenden Krieg 1828/29 gewann Rußland das Eriwansche und Nachitschewansche Chanat, den jetzigen Kreis Achalzych und die damaligen Festungen Anapa und Poti. — Der Muridismus, eine religiöse Verschwörung zum Vertreiben der Ungläubigen, ließ die Bergvölker von Neuem aufstehen und schuf eine gewisse Gemeinschaft derselben. Das machte sich zuerst in Daghestan fühlbar. In den Kriegen 1831 und 1832 wurde indessen das aufrührerische Küstengebiet wieder zur Botmäßigkeit gebracht. In den Jahren 1832 bis 1839 fanden weitere Kämpfe im Westen statt, die mit der Unterwerfung der Ostküste des Schwarzen Meeres endigten. Mittlerweile hatte sich Schamil zum Haupte des Muridismus gemacht und die Aufständischen in Daghestan um sich geschaart. Zu seiner Unterwerfung begannen 1839 die Operationen. Am 3. September wurden zwar Neu- und Alt-Achulgho, wohin Schamil nach der am 11. Juni verlorenen Schlacht bei Arghuan mit seinen Anhängern geflohen war, genommen; Schamil entkam jedoch nach Weden. Der Muridismus hatte noch nicht seinen Einfluß verloren. Erst in den Jahren 1856 bis 1859 begann Rußland, nachdem der Fürst Barjatinski Oberkommandirender geworden war, regelrecht gegen die Bergvölker vorzugehen. Mit der endgültigen Besetzung der Kleinen und Großen Tschetschnja endete der Winterfeldzug 1857/58. Man wandte sich jetzt gegen das stark befestigte, von dem Sohne Schamils vertheidigte Weden. Es wurde am 13. April 1859 erstürmt, und sämmtliche Tschetschenskische Stämme waren unterworfen, so daß Schamil nur noch Daghestan innehatte. Am 6. September 1859 ergab er sich jedoch in seinem letzten Zufluchtsorte, dem Berge Ghunib, dem Fürsten Barjatinski. Während so der östliche Kaukasus zu den Füßen Rußlands lag, begann die endgültige Eroberung des westlichen zu Anfang der 60er Jahre und kam 1865 zum Abschluß.

Wenn sich nun in der Folge die Russische Herrschaft im Kaukasus immer mehr befestigte, so bedurfte es doch nur eines Anstoßes, um das alte Unabhängigkeitsgefühl der Kaukasischen Völkerschaften wieder erwachen zu lassen. Einen solchen Anstoß bot der Russisch-Türkische Krieg 1877/78. Schon 1876 tauchten Türkische Aufwiegler unter den Bergvölkern auf. Es war ihnen ein Leichtes, Unruhen unter den Tschetschenzen, in Abchasien, in Daghestan anzufachen, die durch die Landungsversuche der Türken im Mai 1877 zu hellen Flammen emporloderten. Nur durch die Besetzung der aus Abchasien

nach den Tschetschenzenansiedelungen führenden Pässe gelang es den Russen, einen allgemeinen Aufstand der Bergvölker zu verhindern. Als aber ein 14 000 Mann starkes Türkisches Korps eindrang, mußte Rußland Verstärkungen aus dem Innern heranziehen. Am 27. Juni wurden die vereinigten Türken aus Abchasien bei Aschanodschid geschlagen und am 30. Juni der Hauptsitz der Aufständigen, das Dorf Assacho, genommen. Die Abchasen und Tschetschenzen waren unterworfen. Die flüchtigen Führer aber zettelten von Neuem in Daghestan einen Aufstand an, der erst nach der Sprengung einer Bande von 6000 Mann und der Niederwerfung 4000 Aufständiger am 30. September und 4. Oktober unterdrückt wurde.

Diese Episode aus dem Russisch-Türkischen Kriege 1877/78 zeigt, wie sich damals noch so leicht ein Aufstand der Kaukasischen Völkerschaften bewerkstelligen ließ. Es hat sich damals in gewissem Maße bewahrheitet, was in den Worten „bis jetzt (1862) hat das Russische Gouvernement kaum den Versuch gemacht, alle diese Gegensätze zu vermitteln und zu einer künftigen Einheit überzuführen, und doch dürfte diese bis zu einem gewissen Grade nothwendig werden, will Rußland endlich die Frucht pflücken, wo es so lange nur Opfer an Gut und Blut gebracht hat" seinen Ausdruck findet.

Dieser Krieg hatte aber die weitere Folge, daß in dem Vertrage von Berlin vom 13. Juli 1878 die Türkischen Gebiete von Ardahan, Kars und Batum an Rußland abgetreten und der Kaukasischen Statthalterschaft einverleibt wurden. Die in dem vorstehenden Abschnitte damals schon in weiter Voraussicht als so wichtig betonte Forderung, Batum zu einer Russischen Stadt zu machen, ist somit thatsächlich jetzt in Erfüllung gegangen.

Die Russische „Statthalterschaft" Kaukasien wird nunmehr begrenzt im Norden von den Flüssen Jega, Jegorlyk, Manytsch und Kuma; im Osten von dem Kaspischen Meere; im Süden läuft die Grenze von Astara am Kaspischen Meere in nordwestlicher Hauptrichtung bis Karaduly am Aras, folgt diesem Flusse bis in die Nähe des Gr. Ararat, umschließt diesen, wendet sich nach Südwesten, um in nordwestlicher Hauptrichtung das Schwarze Meer zu erreichen, welches im Westen die Grenze bildet. Dieses Gebiet — die Kaukasische Statthalterschaft in Bezug auf die politische und zugleich der Kaukasische Militärbezirk in Bezug auf die Militärverwaltung — untersteht einem Statthalter, jetzt Graf Scheremetjew, und umfaßt 472 666 qkm (Ciskaukasien 224 221, Transkaukasien 248 445 qkm) mit 6 534 853 Einwohnern (Ciskaukasien 2 361 475, Transkaukasien 4 173 378), so daß auf 1 qkm etwa 14 Einwohner kommen. Kaukasien wird eingetheilt in Gouvernements und Bezirke. Zu Ciskaukasien gehören das Gouvernement Stawropol, das Terek- und Kubangebiet; zu Transkaukasien das Daghestangebiet, der Bezirk Sakatoly, die Gouvernements Tiflis, Kutais, Sfuchum, Batum, der Bezirk des Schwarzen Meeres, die Gouvernements Jelissawetpol, Baku, Eriwan, das Gebiet von Kars.

Von hoher Wichtigkeit auch für den Kaukasus ist die Aufhebung der Leibeigenschaft gewesen, indem viele Bauern aus den südlichen Gouvernements Rußlands dorthin übergesiedelt sind, so daß jetzt die Zahl der Russen hier 1 353 449 beträgt, die allerdings noch hauptsächlich in Ciskaukasien ihre Wohnsitze haben. Ob die jetzigen Regierungsgrundsätze für die „Heranziehung von ausländischem Kapital, ausländischer Intelligenz und Arbeitskraft" nach dem Kaukasus günstig sind, steht sehr dahin. Haben doch auch die in 15 Kolonien wohnenden 21 982 Deutschen unter der Ungunst dieser Grundsätze jetzt zu leiden.

Es liegt auf der Hand, daß das Verhältniß des Kaukasischen Gebiets zu Rußland, besonders im Hinblick auf eine nach allen Richtungen hin feste Gemeinschaft mit demselben, auf den Verbindungen zwischen beiden Ländern beruht. Heute wie damals vermittelt die Grusinische Straße, welche über den Kasbek- oder Darielpaß in einer Höhe von 2422 m Wladikawkas mit Tiflis, also Ciskaukasien mit Transkaukasien, verbindet,

den direkten Landverkehr mit Rußland. Wie überhaupt in Betreff der Wegeverhältnisse auch im Innern Rußlands, ja sogar im Westen nur ganz allmählich ein Fortschreiten zum Besseren sich bemerkbar macht, so auch hier. Der Zustand der Grusinischen Straße ist heute noch derselbe wie damals. Eine sichere Verbindung vermittelt sie keineswegs; Wassermassen im Frühjahr, Schneemassen im Winter machen den Verkehr oft wochenlang unmöglich. — Seitdem sind aber doch neue Verkehrswege entstanden. So sind die Uferlandschaften des Schwarzen Meeres mit dem Kurthale verbunden. Es führen Straßen nach Baku und Schuscha, nach Achalzych, Alexandropol, Eriwan und weiter hinab nach dem Arasfluß. Ebenso ziehen Straßen längs des Kuban und Terek und längs des Kaspischen Meeres. Bei Weitem wichtiger ist aber das neu entstandene Eisenbahnnetz als Bindeglied zwischen dem Kaukasus und Rußland und der einzelnen Landstrecken des ersteren zwischeneinander. So ist 1875 die Bahn Wladikawkas—Rostow am Don dem Verkehr übergeben, welche nach Norden Anschluß an die 1870 eröffnete Charkow—Asow- und Woronesch—Asowbahn findet. Von der Station Krylowsnaja führt eine Zweigbahn nach Noworossisk am Schwarzen Meer durch das Kubangebiet über Jekaterinodar. Auch das Schwarze und Kaspische Meer sind durch die Bahn Poti—Tiflis—Baku, deren erste Strecke 1872, letztere Strecke 1883 dem Verkehr übergeben ist, in Verbindung gebracht. In demselben Jahre — 1883 — erhielt auch das neu erworbene Batum von der Station Rion aus Anschluß an die Hauptbahn Poti—Tiflis. Da bereits die Bahn Batum—Erzerum im Bau begriffen ist, so wird der Kaukasus demnächst auch eine Bahnverbindung mit der Türkei erhalten. Nicht weniger wichtig ist die auch schon in Angriff genommene Bahn Wladikawkas—Petrowsk—Derbent—Baku, wodurch einmal die Grusinische Landstraße an ihrer jetzt noch bestehenden Wichtigkeit verlieren, dann aber auch der wichtige Hafenplatz Baku an das Bahnnetz des Europäischen Rußland angeschlossen würde. Die im Gebiet von Baku sich befindenden Naphtaquellen haben ferner 1880 den Bau der Naphtasektion der Transkaukasischen Bahn veranlaßt und werden aus der Bahn Wladikawkas—Petrowsk—Derbent—Baku gewiß großen Vortheil ziehen.

So wird denn der Kaukasus durch diese Verkehrswege in der Lage sein, an der von Jahr zu Jahr sich zweifellos steigernden inneren Entwickelung Rußlands Theil zu nehmen, und nicht mehr ein loses Anhängsel bleiben, sondern wird ein werthvolles Glied des mächtigen Reiches besonders in handelspolitischer, aber auch in militärischer Beziehung werden.

Dazu trägt der seit damals mächtig emporgeblühte Verkehr auf dem Schwarzen und Kaspischen Meere nicht wenig bei. Noworossisk, am Schwarzen Meere gelegen und mit der Hauptbahn Wladikawkas—Rostow am Don verbunden, ist als Hafenplatz sowohl in kommerzieller wie auch in militärischer Beziehung von hoher Bedeutung. Einmal können von hier aus die reichen Produkte des Kubangebiets und des nördlichen Kaukasus verschifft werden, wie denn auch ein schnellerer Transport von Truppen und Kriegsmaterial von und nach dem Kaukasus durch Schiff und Bahn ermöglicht ist. Ein vortrefflicher Hafen ist Sfuchum-Kale, er gewährt gegen alle Winde Schutz, liegt aber in einer sehr ungesunden Gegend. Poti als Endpunkt der Bahn Poti—Tiflis—Baku ist sehr wichtig und war es früher noch mehr. Sein Hafen bietet aber trotz der auf seine Verbesserung verwandten kostspieligen Bauten der Schifffahrt nicht genügenden Schutz, zumal seine Lage eine ungesunde ist. So verliert Poti an Bedeutung, während Batum, auch mit der Hauptbahn verbunden, solche immer mehr gewinnt. Nach dem Berliner Vertrage sollte Batum ein Freihafen werden, was ja dem Handel großen Vortheil bringen mußte. Seit 1886 aber ist es als wichtiger militärischer Stützpunkt mehr und mehr ein Kriegshafen geworden. Neben der rein Türkischen Stadt — (1882) 8672 Einwohner — ist jetzt eine durch eine Bahn mit jener verbundene Russische Militärstadt entstanden, ein erneuter Beweis für die so richtige Beurtheilung seitens des Herrn Verfassers.

Der Schiffsverkehr auf dem Schwarzen Meere ist seit damals ein anderer geworden, was für die Sicherheit und für das Emporblühen des Kaukasischen Gebiets schwer in das Gewicht fällt. Hatte sich die Russische Regierung in dem Pariser Frieden vom 30. März 1856 verpflichten müssen, auf dem Schwarzen Meere nicht mehr als 10 Schiffe, darunter 6 Kriegsdampfer, zu halten, so sagte es sich am 31. Oktober 1870 von dieser Bestimmung los und erreichte auf der Pontuskonferenz in London — 22. Januar (13. März) 1871 — die Zustimmung aller Großmächte, auf dem Schwarzen Meere Kriegsschiffe in beliebiger Anzahl halten zu dürfen. Daraufhin ließ es die Russische Regierung nicht an Mitteln fehlen, eine starke Kriegsflotte auf diesem Meere zu schaffen. Dieselbe ist jetzt schon auf 55 Kriegsschiffe angewachsen und umfaßt 8 Panzerschiffe (6 Geschwaderschiffe und 2 zur Küstenvertheidigung bestimmte), ferner 1 Kreuzer, 3 Minenkreuzer, 6 Hafenkononenboote, 3 Dampfschiffe, 9 Transportschiffe, 16 Hochseetorpedoboote, 7 Minentorpedoboote, 3 Hafenschiffe. Im Bau sind 1 Geschwaderschiff und 2 Hochseetorpedoboote. Dazu tritt noch die sogenannte Freiwillige Flotte mit 13 Schiffen, welche, in erster Linie zum Handel bestimmt, auch als Kriegsfahrzeuge verwandt werden sollen. — Die Russische Handelsflotte zählte auf dem Schwarzen Meere 1880 692 Segelschiffe mit 30 853 und 114 Dampfschiffe mit 24 097 Lasten. Im internationalen Verkehr liefen in die gesammten Häfen des Schwarzen Meeres 5543 Schiffe mit 3 772 202 Tonnen ein.

Von großer Wichtigkeit für den Kaukasus ist auch das Kaspische Meer als Verkehrsweg nach den Mittelasiatischen Besitzungen Rußlands. Hat doch Skobelew 1882 mit „Kaukasischen" Truppen die weiten Turkmenengebiete unterworfen, die jetzt als Transkaspisches Gebiet dem Statthalter des Kaukasus unterstellt sind. Von Sibirien bis zur Persischen, vom Kaspischen Meere bis zur Afghanischen Grenze sind die Gebiete jetzt dem weißen Zaren unterthan. Die wichtigsten Häfen des Kaspischen Meeres sind Astrachan und Baku im Westen, Enzeli und Astrabad im Süden, Krasnowodsk und Alexandrowsk im Osten, Gurjew im Norden. Krasnowodsk ist seit 1875 der Russische Kriegshafen für die aus (1882) 16 ungepanzerten Dampfern und 7 Segelschiffen bestehende Kriegsflotte, die hier zu halten Rußland allein berechtigt ist. Handel und Schifffahrt sind sehr rege. Besonders sind es zwei Aktiengesellschaften, „Kawkas und Merkur" und „Lebed", die mit einem Grundkapital von 40 Millionen Mark auf ihren großen drei- und viermastigen Segelschiffen Passagiere und Waaren in regelmäßigen Fahrten nach allen Häfen führen. Die Russische Handelsflotte zählte hier 1880 1007 Segelschiffe mit 49 442, 35 Dampfschiffe mit 4363 Lasten. Die Zahl aller in Russische Häfen einlaufenden Schiffe, Russischer, Persischer, Turkmenischer, betrug 1883 in Küstenschifffahrt und auswärtiger Fahrt zusammen 8024 mit 1 090 131, die Zahl der auslaufenden 7741 mit 1 069 905 Lasten. Daß eine solche Entwickelung der Schifffahrt den Handel gesteigert hat und noch steigern wird, dürfte nicht zu bezweifeln sein. Man ist aber auch nicht mehr lediglich auf Karawanenstraßen angewiesen, um die Waaren nach den Häfen zu bringen. Verbindet doch eine 1880 begonnene und jetzt dem Verkehr übergebene Bahnlinie den Michailowbusen des Kaspischen Meeres mit Bami, Aschabad, Merw, Samarkand, schließt somit Mittelasien auf und eröffnet dem Handel neue Bahnen. Es ist somit nicht zu leugnen, daß jetzt der Kaukasus in hohem Maße werthvoll ist als „Verbindungsglied des Europäischen und Asiatischen Verkehrs", zumal die politische Lage desselben jetzt wohl keine „ungünstige" mehr genannt werden dürfte.

Durch die jetzt bestehenden Verkehrswege zu Land und zu Wasser ist dem Kaukasischen Gebiet die Möglichkeit gegeben, seine reichen Naturprodukte zu verwerthen, und somit die Bedingung für größere Produktion erfüllt. Die Gewinnung von Naphta auf der Halbinsel Taman, südlich des mittleren Terek und besonders an der Westküste des Kaspischen Meeres in der Gegend von Baku ist schon jetzt eine sehr nutzbringende, so daß die Ausfuhr 1887 einen Werth von über 4 Millionen Rubel darstellte. Steinkohlen werden in

der Gegend von Kutais, am Kuban, am Terek und an anderen Orten gefördert, wenn auch noch nicht in reicher Ausbeute. An Kupfer lieferten sämmtliche Hütten 1870 1,25 Millionen Ctr. Während die Ausbeute an Eisen und Gold noch unbedeutend ist, findet sich am Nordabhang des Kaukasus ein Silberbergwerk, das besonders wegen seiner Bleigewinnung immer mehr an Werth gewinnt. Die Ausbeute an Silber ist gering. — Die Landwirthschaft wird heute noch im Wesentlichen in derselben Weise betrieben, wie der vorstehende Abschnitt sie schildert. Dagegen bildet sich allmählich eine Industrie heraus. Europäische Fabriken für Lederbereitung, Baumwollweberei, Stearin, Eisenwaaren, Silberwaaren sind an mehreren Orten entstanden, so besonders in Tiflis, wo auch eine Salzraffinerie, Büchsenmacherei und Schwertfegerei bestehen. Hier vertreiben Europäer und Armenier als Großkaufleute Europäische Waaren. Der Handel hat überhaupt in den letzten Jahren einen großen Aufschwung genommen. Ausgeführt werden hauptsächlich Petroleum, wie schon erwähnt, Seide, jetzt auch Getreide, so daß wohl ein Ueberschuß vorhanden sein muß, Baumwolle; eingeführt werden Baumwollenwaaren, Früchte, Gemüse, Metallwaaren, Wollenstoffe, Seidenzeuge. Der Transithandel aus und nach Persien ist von hoher Bedeutung. Aus Persien kommen besonders Seide und Kokons, dorthin gehen Zucker, Thee und Manufakturwaaren.

Aus dieser hier nur kurz gefaßten Schilderung dürfte aber zweifellos hervorgehen, daß das Kaukasische Gebiet auf dem besten Wege ist, emporzublühen, und daß man demselben eine große Zukunft versprechen kann, wenn die Bewohner die Vortheile einer geregelten Regierung erkennen lernen und Rußland es versteht, sie immer mehr an sich zu fesseln. Der Anfang dazu ist in folgerichtiger Weise gemacht: durch die Anlage von Verkehrswegen und die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht (s. Armee). „Rußland wird in den Stand kommen, die eroberten Provinzen auszunutzen, d. h. Kräfte für den eigenen Organismus daraus zu ziehen." Der Kaukasus möchte jetzt doch bis zu einem gewissen Grade aufgehört haben, eine Verlegenheit für Rußland zu sein, wenn auch — wie erwähnt — während des letzten Russisch-Türkischen Krieges noch einmal der Unabhängigkeitssinn der Bergvölker aufgeflackert ist, und auch nicht behauptet werden soll, daß die Pazifizirung der mohammedanischen Bergvölker so vollständig zum Abschluß gekommen ist, daß jede Gefahr eines Aufstandes unter allen Umständen ausgeschlossen ist. Es dürfte aber die augenblickliche Machtstellung Rußlands im Kaukasus nothwendig sein, will dasselbe sich das „Prestige" in den Mittelasiatischen Gebieten erhalten. Der Kaukasus ist als eine Basis anzusehen für Operationen gegen Süden: die Türkei und Persien, wie gegen Osten: Afghanistan. Ein Fortschreiten nach Süden, um „Erzerum, Trapezunt, Täbris" zu Russischen Städten zu machen, dürfte allerdings nur durch einen Europäischen Krieg zu erreichen sein, nicht aber ein Fortschreiten nach Osten. Die Geschichte zeigt, daß Mittelasien, insonderheit Chiwa und Turkmenien, von Kaukasischen Truppen unterworfen ist. England, wohl eifersüchtig, hat es jedoch niemals versucht, „jeden Fuß breit, der zu einer Annäherung nach Indien führt, mit einem Europäischen Kriege zu vertheidigen." Wohl ergingen bei jeder Etappe, die Rußland in Mittelasien zurücklegte, diplomatische Proteste seitens Englands, aber auch nur solche. Rußland haben sie nicht abgehalten, zielbewußt seine Besitzungen über Merw hinaus bis an die Grenzen Afghanistans vorzuschieben. An ein Zurückgehen ist nicht zu denken, wohl aber an ein weiteres Vorgehen. Man muß Rußland die Mission zubilligen, in jene weiten Gebiete Kultur zu tragen, Sicherheit für den Handel zu schaffen. Und das wird auch dem Kaukasus zu gute kommen.

A. d. H.

Kriegsschauplatz des rechten Flügels.

Die Völkerschaften, die bis zum vorigen Jahre die Russische Herrschaft noch nicht anerkannt hatten, bewohnen den Theil der großen Kaukasus-Kette und der Kubanschen Ebene, der vom Elbrus-Stock westlich bis an die Halbinsel Tamara ausläuft, der südlich vom Schwarzen Meere, östlich von der Laba und nördlich von dem Kuban umschlossen ist. Schon in den dreißiger Jahren waren große Anstrengungen gemacht worden, um diese Gegenden zu unterwerfen. Von der Militär- und Kasakenlinie des Kuban und der Laba waren, vorzüglich unter dem energischen General Williaminoff, militärische Posten bis an den Rand des Gebirges vorgeschoben worden. Gleichzeitig waren an der Küste des Schwarzen Meeres eine Menge von festen Punkten entstanden, die den Verkehr mit dem Auslande einengen sollten. Je energischer der Kampf auf dem linken Flügel wurde gegen den hartnäckigen Widerstand Schamils, je mehr erlahmten die Anstrengungen auf dem rechten. Die vorgeschobenen Posten wurden theils freiwillig verlassen, oder, wie das alte Fort Nikolajewsk, von den feindlichen Stämmen überfallen und zerstört, nachdem die gesammte Besatzung niedergemetzelt war.

Während der Krimfeldzüge wurden auch endlich die Forts am Schwarzen Meere aufgegeben, da ihre Verproviantirung auf dem See- und Landwege unmöglich wurde. So kam es, daß der Krieg, ohne einen eigentlichen Friedensschluß, hier einschlief und nur in kleinen Raubzügen der Tscherkessen und der Linien-Kasaken noch Nahrung fand. Eine Unterstützung Schamils ist von hier aus nie hervorgegangen. Von vielen Seiten wird daher die Aufnahme dieses Krieges hart getadelt.

Man sagt, daß die vorhandenen Kasakenlinien völlig stark genug wären, um die Raubausfälle der beutelustigen Bergbewohner einzuengen. Die Lage des Kaukasus sowie des Russischen Reiches forderte vielmehr eine Einengung wie eine Ausbreitung des Schauplatzes Russischer Thätigkeit. Ganz abgesehen von den Schwierigkeiten der Eroberung, würde die dauernde Beruhigung und Behauptung des Landes viel mehr Kräfte an Truppen und an Geld in Anspruch nehmen, als die Vortheile, die die Landschaft bietet, je einbringen könnten.

Von der anderen Seite wird indessen behauptet, daß einmal die Unterwerfung nothwendig wäre, um die Autorität des Russischen Namens aufrecht zu erhalten. Das Beispiel der Freiheit würde ansteckend auf die anderen Gebirgsstämme wirken; dann auch wäre die Unterwerfung nothwendig, um die Verkehrsstraße von Kertsch nach Wladikawkas dauernd zu sichern. Ebenso hofft man den Kuban zu einer wichtigen schiffbaren Verkehrsader einrichten zu können.

Um die beiden Ansichten verstehen zu können, dürfte es nothwendig sein, einen Blick auf die geographischen Verhältnisse jener Landestheile zu werfen.

Der oben bezeichnete Terrainabschnitt, ist auf allen jetzt im Handel befindlichen Karten außerordentlich falsch dargestellt, da die Zeichnung derselben nur nach unzuverlässigen Beobachtungen oder, zum großen Theil, nur auf Erzählungen von Landeseinwohnern geschehen konnte. Ganz in neuester Zeit ist eine vorläufige Aufnahme erschienen, die Vieles richtiger angiebt, aber auch vieles absolut Mangelhafte, nur auf Vermuthungen beruhend, enthält. Diese Karte ist übrigens nur in einer beschränkten Anzahl von Exemplaren in den Händen des Russischen Generalstabes. Auf den vorhandenen Karten sind im Allgemeinen die Gebirge westlich des Kuban und der Laba-Quellen zu schwach gezeichnet.

Ein Blick von den Ebenen des Kuban aus zeigt, daß man es hier nur mit Ausläufern des großen Kaukasischen Gebirgskammes zu thun hat, die in ihren höchsten Spitzen kaum die Höhe von 7000 Fuß erreichen dürften. — Der westliche Theil, den ich persönlich zu überschreiten Gelegenheit hatte, der von dem Schapsucho-Stamm bewohnt ist, ragt in seinen Spitzen nicht über 4000 Fuß empor; er trägt den Charakter unserer mitteldeutschen Gebirge. Ebenso falsch zeichnet die Karte das Gebirge als eine einzige massige Kette, während es in der Wirklichkeit schwer ist, aus den verschiedenen Ketten ein Hauptglied herauszuerkennen. Der obere Lauf der linken Kuban-Zuflüsse trennt in westlicher Richtung diese Ketten, bis sie dann nach einem Durchbruch ihre nördliche Richtung zum Kuban selbst einnehmen.

Das Gebirge ist im Gegensatz zu den kahlen Gebirgen des linken Flügels dicht mit Wald besetzt, nur der Kamm und die Gipfel sind kahl und mit üppigen grünen Matten bedeckt. Nicht die Höhe oder die Beschaffenheit des Gesteins sind hiervon der Grund, sondern die unglaublich heftigen Stürme, die während eines Theils des Jahres von dem Schwarzen Meere mit verheerender Stärke wehen. Die dichten, kaum von Menschenhand berührten Wälder der Abhänge und der Thäler sind der wahre Schutz der sie bewohnenden Stämme. Die Gebirgsformation an und für sich bietet dem Eindringen der Russen viel weniger Schwierigkeiten, wie dies die steilen, aber kahlen Gebirge des linken Flügels gethan haben sollen, so daß einer zukünftigen Wegbarkeit zwischen dem Kuban und dem Schwarzen Meere nur geringe Terrainschwierigkeiten entgegenstehen dürften. Die Fruchtbarkeit der Gebirgsthäler, sowie des Terrassenlandes bis zum Kuban ist eine ganz außerordentliche; ich erinnere mich, nie schönere Getreidefelder gesehen zu haben als die nur mit den kunstlosesten Ackerwerkzeugen angebauten Umgebungen der Tscherkessen-Auls.

Das Klima ist mild, an den Abhängen des Gebirges bleibt der Schnee fast nie dauernd liegen; doch sorgen die mit Wald bedeckten Gebirge für eine ausreichende Bewässerung. Im Allgemeinen ist es auch gesund, nur an einzelnen Stellen, wo ein genügender Abzug des Wassers fehlt, erzeugen die dadurch entstandenen Sümpfe Fieber und skorbutartige Erscheinungen.

Die Ansiedelungen der Russen werden von Jahr zu Jahr gesünder, sobald die Miasmen, die entstehen, wenn man einen jungfräulichen Boden zuerst mit Grabscheit oder Pflug aufreißt, verflüchtigt sind.

Der Kuban ist in neuester Zeit mit kleinen Dampfbooten bis zum Einflusse der Laba befahren worden, und man hofft, durch einige Nachhülfe des Uferbettes ihn zu allen Jahreszeiten schiffbar machen zu können. Die Kochsche Karte zeigt den unteren Lauf des Kuban vollständig falsch. Das gesammte Wasser entweicht durch den südlichen Arm, den Kara-Kuban. Der nördliche, der hier als eigentlicher angegeben ist, ist völlig eingegangen. Augenblicklich ist eine Kommission beschäftigt, an der Mündung desselben den geeigneten Platz für eine Hafenstadt, die dort gegründet werden soll, anzulegen. Der Fluß zeichnet sich ebenso durch seinen Fisch-, wie durch seinen Wasserreichthum aus. Die Russen, die doch verwöhnt durch ihre fischreichen Flüsse sind, können nicht genug von der Masse und der Güte dieser Flußbewohner erzählen. Aus der kurzen Schilderung dieser Gegenden wird der außerordentliche Reichthum und die mögliche Entwickelung dieser Provinzen hervorleuchten. Es dürfte kaum in Europa ein Land existiren, das so günstige Bedingungen seiner Entwickelung enthielte.

Begrenzt auf der einen Seite vom Meer, im Besitz von vortrefflichen Häfen, auf der anderen Seite vom schiffbaren, fischreichen Strom, ausgestattet mit einem massenhaften Holzreichthum und mit einer saftigen Kräuterdecke seiner Gebirgsmatten, in seinen Thälern und Terrassenländern von einer fruchtbaren Humusdecke bedeckt, bewässert von zahlreichen Gebirgsbächen, fehlt dem rechten Flügel nur etwas, um an Ergiebigkeit mit den glücklichsten Provinzen Europas wetteifern zu können; aber dieses Etwas ist ihm schwer zu geben — es ist die fleißige Hand eines intelligenten Volkes.

Die jetzigen Bewohner des Landes sind in eine Menge von Stämmen zertheilt und haben als Bindemittel nur die Adighe-Sprache gemein. Sie sind der Typus jener Tscherkessenschönheit, Tapferkeit und Unbändigkeit, die dem westlichen Europa durch so manche Reisebeschreibung und poetische Schilderung bekannt sind. Sie verkörpern das Ideal einer absoluten Freiheit; zertheilt in eine Menge verschiedener Stämme, erkennen sie durchaus kein staatliches Band an. Jede Familie bewohnt ihr Gehöft für sich, sehr selten vereinigen sie sich zu einem Dorf. Die einzige Autorität liegt in allgemeinen Versammlungen. Die langen Russischen Kriege sind nicht im Stande gewesen, die Unterordnung unter hervorragende Persönlichkeiten zu Stande zu bringen, um durch gemeinsam angeordnete Unternehmungen sich wirksamer zu schützen.

Die drei hauptsächlichsten Stämme, mit denen jetzt die Russen zu thun haben, sind die Natuchaizen, Schapzugen und Abadzen.

Die Ersteren, auf dem äußersten rechten Flügel, haben sich seit dem vorigen Jahre unterworfen und verhalten sich gegenwärtig ruhig.

Die Schapzugen haben den Ruf der größten Tapferkeit, sie fordern und geben nie Pardon; aber bei ihnen ist auch die Demokratie am meisten ausgebildet, nur hervorragendes kriegerisches Geschick, mit Glück und List gepaart, kann auf kurze Zeit dem Einzelnen eine Führerschaft erwerben. In diesem Jahre hat sich ein solcher nicht gefunden.

Die Abadzen sind der bei Weitem zahlreichste Stamm, sie haben aber durch innere Revolution, die vor einigen Jahren in einer Art Sizilianischer Vesper den eingeborenen Adel vernichtete, viel von ihrer Widerstandskraft verloren.

Bei sämmtlichen Völkerschaften ist der Islam nur oberflächlich eingedrungen, sie sind durchgängig eine kurze Zeit Christen gewesen; indessen ist keine der Religionen im Stande gewesen, die traditionellen Formen des ursprünglichen Heidenkultus zu verlöschen. Die Folge davon ist, daß sie an keiner Religion mit ganzer Seele hängen und wenig geeignet zum Fanatismus sind; daher konnte Schamil hier nie ein Verständniß für seine Lehren herbeiführen.

Der energische Widerstand dieser Völker beruht zum großen Theil auf der Lust am Kriege, deshalb wird ihre Pazifizirung nur durch ihren Untergang völlig beendet werden können. Man schätzt

die Schapzugen auf	50 000
die Abadzen auf	200 000

streitbare Männer. Die Kriege unter sich und mit den Russen tragen weniger dazu bei, die Bevölkerungszahl sich nicht vermehren zu lassen, als jene unheilvolle Sitte, ihre Töchter für die großen Harems in Konstantinopel zu verkaufen. Sie finden in diesem Handel die Mittel, sich ihre Luxusbedürfnisse sowie ihre Vorräthe an Pulver und Blei zu beschaffen. Dieser Handel hat natürlich die nachtheiligsten Folgen sowohl auf die naturgemäße Vermehrung der Stämme, als auch auf die Entwickelung ihrer Arbeitskraft. Die natürlichen Bedürfnisse ihres Lebens liefert ihnen nach leichter Arbeit der dankbare Grund und Boden, und die geringen Luxusbedürfnisse eben jener Handel, daher also die intellektuelle Kraft des Volkes in keiner Weise durch die Bedürfnisse gestählt wird. Die Russen sind jetzt zu der Ueberzeugung gekommen, daß jene Gebirgsstämme vollständig unfähig sind, sich Europäischer Kultur zu assimiliren; daher sie der großartigen muselmanischen Emigration auch nichts in den Weg legen. Es steht für sie jetzt fest, daß die eroberten sowie die zu erobernden Landstrecken in ihrer ursprünglichen Bevölkerung kein Element besitzen, eine lohnende und produzirende Ausbeutung zu gewinnen.

Werfen wir nun einen Blick auf die Russische Bevölkerung, mit der jenes Weltreich seine eroberten Provinzen kolonisirt.

Der oben bezeichnete Kriegsschauplatz ist umgeben von den Kasakenlinien der Tschernomoren und der Linien-Kasaken des Kuban und der Laba.

Unter Linien-Kasaken versteht man die Kasakenniederlassungen, die im Laufe der letzten hundert Jahre zum Schutze der Kommunikationsstraßen an den Grenzen der feindlichen Stämme angesiedelt sind. Sie haben alle Vorzüge der alten Kasaken bewahrt, während die Kasaken vom Don und vom Schwarzen Meere, der unmittelbar feindlichen Berührung entwöhnt, unkriegerischer geworden sind; indem sie sich ausschließlich dem Ackerbau und der Viehzucht hingegeben haben, sehen sie ihre allgemeine Dienstpflicht nur wie ein Aequivalent ihrer sonstigen Steuerfreiheit an; dagegen sind die Linien-Kasaken, von Kindheit auf an Krieg und Vorpostendienst gewöhnt, eine der vorzüglichsten unregelmäßigen Truppen der Welt.

Diese Niederlassungen sind im Laufe der Zeit aus verschiedenen Elementen entstanden; in neuerer Zeit setzt man sie zusammen zu $^1/_3$ aus Kasaken vom Don oder vom Schwarzen Meere, aus $^1/_3$ Kasaken der Linie, die durch das Loos gezogen werden, und zu $^1/_3$ aus alten ausgedienten Soldaten der Kaukasischen Armee. Die Elemente vermischen sich sehr schnell und mit der den Russen eigenen Gelehrigkeit lernt Jeder das Nothwendige sehr bald. Sie passen sich den Verhältnissen und den klimatischen Bedingungen in Sitte, Lebensweise und Kleidung an; so haben sie von ihren Feinden die ebenso geschmackvolle wie praktische Landestracht angenommen; die lange, im Gebirgskriege unbeholfene Lanze, die Nationalwaffe der Kasaken, ist verschwunden und hat der Tscherkessischen Tschartscha Platz gemacht. Die ausgedienten Soldaten der Russischen Infanterie sind nach Jahr und Tag schon feste, sichere Reiter.

Jede neu angelegte Stanitza besteht aus 250 kriegsfähigen Männern, im Ganzen etwa 1000 Seelen, jede Familie erhält ein Umzugsgeld von 70 Rubeln, während der ersten drei Jahre ein monatliches Gehalt von 7 Rubeln, Brot und Saatgetreide. Sie übernimmt dagegen den Sicherheitsdienst ihrer Gegend und die Verpflichtung, eine Sotnie, d. h. eine Schwadron von 100 Mann, zu stellen. Außer dieser Verpflichtung ist sie völlig steuerfrei und unabhängig in der Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten.

Nach einer durchschnittlichen Berechnung kostet dem Staate eine solche Niederlassung etwa 105 000 Rubel, in den letzten Jahren hat man jährlich fünf neue derartige Niederlassungen gegründet. Der Operationsplan des jetzigen Kommandirenden, auf den ich später zurückkommen werde, bezweckt indessen ein massenhaftes Vorschieben derselben. So sollten im Jahre 1861 dem Plane gemäß 17 Stanitzen angelegt werden, deren Rekrutirungen zum größten Theil aus den Kasakenlinien, die durch die Eroberungen nicht mehr Fühlung am Feinde behielten, genommen werden sollten. Diese Maßregel, die allerdings auf die Pazifizirung der Terrassenländer von Entscheidung gewesen wäre, ist indessen vorläufig an der Abneigung der Kasaken, ihre einträglichen, mit Mühe angebauten Dorfstellen zu verlassen, gescheitert. Sie beriefen sich auf das Recht, nur durch einen Ukas des Kaisers selbst aus ihren Wohnsitzen getrieben werden zu dürfen, und setzten dem Befehle des

kommandirenden Generals vorläufig einen nur paſſiven Widerſtand entgegen. Da ſich indeſſen dieſe Bewegung von den Kaſaken der Linie zu den Tſchernomoren und zu den Kaſaken vom Don fortzupflanzen ſchien, ſo hat man die Maßregel vorläufig ſiſtirt. So wichtig ſie für die Beſitznahme der vorderen Länder geweſen wäre, ſo muß man doch geſtehen, daß ſie eben das Hinterland entvölkert hätte.

Die Gegner der Kaukaſiſchen Eroberungspläne ſehen dieſen Mangel an Menſchen wohl mit großem Recht als eine nicht zu hebende Schwierigkeit an. Sie ſagen: Was nützt es uns, mit großen Mitteln an Geld und Menſchen Länder, ſelbſt wenn ſie noch ſo fruchtbar und ergiebig ſind, zu erobern, wenn wir dabei genöthigt ſind, unſere eigenen Provinzen zu entvölkern? Vorgeſchobene Militärlinien haben nur einen Sinn, wenn man damit ein bevölkertes Hinterland vor feindlichen Einfällen ſchützen will.

Der frühere kommandirende General des rechten Flügels, Generallieutenant Philippſohn, im Herbſt 1860 abberufen, ſcheint einigermaßen dieſer Anſicht geweſen zu ſein. Er hatte während des vorjährigen Feldzuges mit den Bergvölkern Verträge abgeſchloſſen, die nur die prinzipielle Anerkennung der Ruſſiſchen Oberhoheit, aber nicht die Unterwerfung bezweckten. Indeſſen ſind dieſe von dem Höchſtkommandirenden, dem Fürſten Barjatinski, nicht anerkannt worden, was natürlich die Abberufung des Generals Philippſohn zur Folge hatte. An ſeine Stelle trat im Herbſt 1860 der General Graf Jeddakimow. Derſelbe hat ſeine Karriere vom gemeinen Soldaten im Kaukaſus gemacht und kennt wie kein Anderer den Charakter des Landes und der Volksſtämme. Seiner Energie, die den Truppen unerhörte Leiſtungen zuzumuthen verſteht, wie ſeinem im kleinen Kriege unermüdlich erfinderiſchen Geiſt iſt die prompte Ausführung der Pläne des Oberfeldherrn in den letzten Jahren zuzuſchreiben; in der Armee iſt er ſelbſt trotz ſeiner anerkannten Befähigung und außerordentlichen Tapferkeit nicht beliebt, man wirft ihm vor, die Intereſſen des Soldaten wie die Intereſſen des Staates ſeinen eigenen Vortheilen nur zu oft nachzuſetzen. Als ich den Kaukaſus verließ, glaubte man, daß er ſich in ſeiner Stellung der öffentlichen Meinung ſowie der von ihm angeregten Kaſakenbewegung gegenüber nicht werde halten können. Sein von ihm aufgeſtellter, vom Fürſten Barjatinski gut geheißener Operationsplan beruht auf einer abſoluten Unterwerfung der feindlichen Stämme.

Zu ſeiner Dispoſition ſtanden für das Jahr 1861:

I. An regulären Truppen:

	Bataillone	Eskadrons	Geschütze
19. Division	21	—	40
Regiment Krimski.			
" Sewastopolski.			
" Kubanski.			
" Stawropolski.			
1 Scharfschützen-Bataillon.			
Reserve-Division des Kaukasus	8	—	—
Jäger-Bataillon.			
Regiment Kabardinsk	1	—	—
Pioniere	1	—	—
3 Regimenter Dragoner	—	18	—
Summe	31	18	40
Garnison-Truppen	6	—	—
Summe	37	18	40

II. An irregulären Truppen.

	Bataillone	Eskadrons	Geschütze
Kasaken vom Schwarzen Meere	12	54	—
Linien-Kasaken	2	72	—
Kasaken vom Don	—	24	—
Landes-Milizen	—	2	—
Summe	14	152	—

Außer diesen Kräften, die im Nothfall noch durch größere Kasakenmassen verstärkt werden könnten, steht noch eine Flottille von vier größeren Dampfschiffen zur Proviantirung etwaiger Posten am Schwarzen Meere oder zur Beobachtung dieser Küsten zu seiner Disposition.

Nach dem oben angegebenen Terrain und dem Charakter der feindlichen Völker wird die Schwierigkeit eines hiesigen Kampfes erklärlich erscheinen.

Es ist nicht ein Kampf, der durch große Schläge geendet werden kann; nirgends trifft man in einem entscheidenden Kampf auf die Hauptmasse des Feindes, die ein Centrum ihrer Macht vertheidigt, nirgends sind große Dörfer, besonders fruchtbare und bebaute Ebenen, von deren Besitz die materielle Existenz eines Distriktes abhängig wäre, nirgends stellt sich ein Führer entgegen,

dessen Besiegung oder Gefangennehmung von weiterreichendem Einflusse wäre. Schwer ist es, einen Vertrag abzuschließen, noch schwerer, dessen Erfüllung zu erreichen, weil Autoritäten kaum vorhanden sind.

Der Krieg muß daher Schritt für Schritt geführt, das Terrain durch Militärstraßen zerlegt, und so der feindliche Widerstand allmählich eingeengt werden; diese Heerstraßen kosten nicht nur in ihrer Herstellung, sondern auch in ihrer Behauptung viel Kräfte an Menschen.

Augenblicklich hat man die linke Ebene des Kuban fast gänzlich vom Feinde geräumt, seine Niederlassungen zerstört, verbrannt und die eigenen stärkeren Forts bis an den Rand des Gebirges vorgeschoben. In diese hier erbauten neuen Forts kommen die Stabsquartiere der Regimenter der 19. Division. So steht auf dem äußersten Flügel das Regiment Krimski in dem Fort Krimski, dort wo der Adakum aus dem Gebirge heraustritt. Das Regiment Kubanski in Maikop, einem Fort, das den Austritt des Schaschwaschtat aus dem Gebirge vertheidigt. Das Regiment Stawropolski, dessen Stab augenblicklich in Ustlaba am Zusammenfluß der Laba und des Kuban war, kommt nach Neu-Georgiewsk. Der ganze hinter diesen Punkten belegene Raum der Ebene ist von Russen in diesem und dem vergangenen Jahre völlig verwüstet worden. Man zählt 20000 verbrannte Häuser, deren Einwohner sich in die Gebirge zurückgezogen haben, so daß das Land jetzt in eine völlige Wüste verwandelt ist. Durch dieselbe führen die mit vieler Mühe angelegten Militärstraßen. — Durch das theils sumpfige Terrain hat man große Strecken dammartig anlegen müssen. Dasselbe ist zum großen Theil bewaldet, und um die Straßen vor den weit reichenden Kugeln der feindlichen Streifpatrouillen zu sichern, die, begünstigt durch die genaue Kenntniß der Oertlichkeit, sich fortwährend herumtreiben, hat man die Straßen 1000 Schritt rechts und links abholzen müssen. Alle drei Meilen sind stärkere Forts errichtet, die eine Besatzung von 200 Mann Infanterie und zwei eisernen Kanonen aufnehmen, zwischen diesen Forts liegen drei bis vier mit Graben und Hecke umgebene Kasakenposten, denen das Patrouilliren und die Begleitung einzelner Personen obliegt. Trotz dieser Maßregel ist die Sicherheit der Straßen doch noch sehr gefährdet. Die Kasaken wagen sich nie einzeln aus ihren Umzäunungen; kurz vor meinem Besuch des äußersten rechten Flügels wurde daselbst ein Russischer Fürst Bagration, der nur kurze Zeit seiner Begleitung vorangeeilt war, ermordet. Wichtigere Transporte bewegen sich nie ohne eine namhafte Infanteriebedeckung.

Selbst die weiter zurückgelegenen, noch jenseits des Kuban befindlichen Kasaken-Stanitzen sichern sich Tag und Nacht durch eine zusammenhängende Kette von Kasakenposten. Jede Kasaken-Stanitze ist umgeben mit einem Graben und einer möglichst dichten Buschhecke. An jedem Ausgange stehen Wachen, die auf einem erhöhten Gerüst einen Avertissementsposten haben. Selten wird man einen Kasaken finden, der zu seiner Landarbeit ohne Schußwaffen geht.

Von diesen hier angegebenen größeren Militärposten aus hatte man die Absicht, in diesem Jahre im Thal der Laba und im Thal des Schaschwaschtat aufwärts zu gehen und durch die oben besprochenen 17 Kasaken-Kolonien diesen ganzen Raum zu umschließen, derselbe ist nicht so gebirgig, wie dies nach den Karten zu sein scheint.

Auf dem rechten Flügel beabsichtigt man vom unteren Kuban über Krimskoe Abim quer über das Gebirge eine Straße nach Gelendschick anzulegen; dieser Punkt, der beim Beginn des Krimkrieges zerstört wurde, soll dann das Stabsquartier für das Regiment Krimski werden. Von dieser Straße will man dann eine neue von Jekaterinodar, woselbst eben der Anfang zu einer stehenden Brücke über den Kuban gemacht wird, anlegen. In weiterer Folge soll dann eine Militärstraße von dieser Brücke im Thal des Asips herauf nach Tenginsk am Schwarzen Meere führen, an die sich dann eine Verbindung mit Maikop anknüpfen würde.

Ein Blick auf die Karte wird genügen, um die Schwierigkeiten dieser Anlagen zu verstehen. Da der Zweck dieser Arbeiten eben die Pazifizirung dieses Gebietstheiles ist, so wird diese gewiß nicht während derselben eintreten, man bedarf daher auf lange Zeiten der oben genannten Truppenstärke, um die Arbeiten zu ermöglichen. Die Zeitdauer derselben dürfte schwer zu bestimmen sein und hängt einmal wohl davon ab, inwiefern es der Regierung möglich sein wird, bedeutende Massen von Kasaken-Kolonisten vorzuschieben, was ihr, wie oben erwähnt, bisher mißlungen ist, dann aber auch ob ein langer andauernder Existenzkrieg wohl im Stande sein wird, unter den gefährdeten Stämmen eine Centralregierung zu schaffen, die den Russen einen kombinirten Widerstand zu leisten im Stande wäre; bis jetzt hat sich allerdings noch nicht das Geringste von einer solchen gezeigt, aber der Krieg dauert auch erst zwei Jahre. — Wenn man den trefflich berechneten Russischen Operationsplan auf diesem Kriegstheater militärisch nur bewundern und seinen Erfolg nur in Bezug auf die Zeitdauer noch nicht präzisiren kann, so tritt allerdings dem unbefangenen Beobachter die Frage fast unlöslich entgegen: Was wird Rußland mit diesen neu eroberten Provinzen machen? Die eingeborene dünne Bevölkerung wird einestheils der Krieg selbst aufreiben, der übrig gebliebene wird gewiß kein dankbarer, jedenfalls kein produzirender Unterthan werden, und nur durch dauernde starke Besetzungen zur Ruhe und Ordnung angehalten werden können. In der Einleitung ist schon hervorgehoben, wie das Mutterland außer der dünnen Kasakenbevölkerung kein Material zur Anfüllung selbst der ruhigen Provinzen des Kaukasus besitzt. Ausländische Kolonisten dürften sich aber für diese Gegenden trotz der vorzüglichen klimatischen und Bodenverhältnisse nicht finden, solange die ruhigen und fruchtbaren Ebenen Georgiens noch so viel Raum darbieten. — Das Resultat der mit so viel Energie und Talent unternommenen Eroberungen dürfte daher eine allmähliche Entvölkerung und Verödung sein, die dem Mutter-

lande im günſtigſten Fall erſt nach Jahrzehnten die Möglichkeit geſtattet, Früchte der gehabten Opfer dort einſammeln zu können.

Ich verweiſe hier auf die Bemerkungen zum vorigen und nächſten Abſchnitt.
A. d. H.

Armee.

Nach dem Orientaliſchen Kriege beſchloß man die im Süden des Reiches vorhandenen Truppenmaſſen zu einer Verſtärkung der Kaukaſiſchen Armee zu benutzen, um den endloſen Krieg hier möglichſt ſchnell zu erſticken.

Durch einen Ukas vom Jahr 1857 wurde die Armee auf eine Grenadier- und 3 Infanterie-Diviſionen gebracht. Die zwei vorhandenen Dragoner-Regimenter à 8 in 24 Schwadronen formirt und in 4 Regimenter eingetheilt.

Jeder Diviſion waren 40 Geſchütze beigegeben.

Außerdem wurden die 37 Garniſon- (Linien-) Bataillone vollzählig gemacht und erhielten ausſchließlich Ruſſiſchen Erſatz.

An irregulären Truppen ſtellte außer den Linien-Kaſaken des Kaukaſus und den Milizen ein weiterer Ukas die Kaſaken des Schwarzen Meeres und des Don dem Statthalter zur Verfügung.

Im Jahre 1859, nach der Beſiegung Schamils, hielt der Oberbefehlshaber in Berückſichtigung der großen Wegearbeiten auch dieſe Truppen nicht für ausreichend. Es gingen deshalb noch von der 18. Diviſion 13 Bataillone dahin ab. Ebenſo wurden die 6 Bataillone der vier erſtgenannten Diviſionen, die beſtimmt waren, den Erſatz zu bilden und welche theilweiſe im Innern des Reiches ſtanden, zu einer Reſerve-Diviſion zuſammengeſtellt, um als mobiler Truppenkörper verwandt zu werden, ſo daß jetzt die Armee beſteht aus:

A. Reguläre Truppen:

	Bataillone	Eskadrons	Geſchütze
Grenadier-Diviſion	21	—	40
18. Diviſion	13	—	—
19. = ...	21	—	40
20. = ...	21	—	40
21. = ...	21	—	40
Reſerve-Diviſion	16	—	—
Pioniere	1	—	—
Lehr-Bataillon	1	—	—
Linien-Bataillon. (Garniſon-Truppen)	37	—	—
4 Dragoner-Regimenter	—	24	—
Summe	152	24	160

B. Irreguläre Truppen.

Hierzu gehören ſämmtliche Kaſaken der Linie und die nach Bedürfniß herangezogenen Kaſaken vom Schwarzen Meer und vom Don.

Die Kaukaſiſchen Milizen werden ebenfalls nach Bedarf in einzelnen Provinzen zuſammengezogen; ſie haben im Allgemeinen keine feſtſtehende Organiſation und werden vom angeſeſſenen Adel befehligt. Man fängt indeſſen an, aus ihnen, durch Werbung, ſtehende Miliz-Eskadrons oder Regimenter zuſammenzuziehen. Augenblicklich iſt man auf 1 Bataillon und 40 Schwadronen, meiſt zu 104 Köpfen, gekommen, dieſelben machen ſich ſelbſt beritten und ſorgen für Kleidung und Waffen.

Man beabſichtigt mit der Organiſation dieſer Werbetruppen allmählich weiter vorzugehen. Sie leiſten bei der Bekanntſchaft mit dem Terrain und bei ihrer angeborenen Tapferkeit große Dienſte.

Ich halte die Erweiterung dieſer Werbetruppen für eine der glücklichſten Maßregeln, die in neuerer Zeit getroffen ſind.

Es iſt der erſte Anfang Rußlands, aus den eroberten Provinzen wirkliche Kräfte herauszuziehen. So wenig geeignet die Völker des Kaukaſus zu einem ſtetigen Leben, zu einem ſchwunghaften Betriebe des Ackerbaues ſind, ſo geeignet ſind ſie, bei richtiger Leitung gute Soldaten zu bilden. Die Kriegsgeſchichte der vergangenen Jahrhunderte Aſiens zeigt uns, daß der Kaukaſus und die Ebenen Georgiens die Werbeplätze geweſen ſind, aus denen ſowohl die Perſiſchen, wie die Türkiſchen Heere ihre beſten Truppen gewonnen haben. Die Walis von Georgien haben lange Zeit den Thron der Sefiden geſtützt.

Bei einer richtigen Leitung wird es nicht ſchwer werden, dieſen Truppen eine verſtändige Europäiſche Disziplin zu geben, nur darf man ſie nicht durch den Zwang Europäiſcher Rekrutirungs-Geſetze ausheben, ſondern man muß ihnen günſtige Werbebedingungen zugeſtehen. Die größeren Koſten bringen ſich leicht wieder dadurch ein, daß man den eroberten Provinzen ihre unruhigen Elemente nimmt.

Der langanhaltende Widerſtand hat ſeinen guten Grund auch in der Liebe zum Kriege ſelbſt.

Die Bevölkerung, ſeit Jahrhunderten an eine derartige Beſchäftigung gewöhnt, kann ein friedliches Stilleſitzen nicht vertragen. Hat Rußland erſt dieſe Bevölkerung an ſeinen Kriegsdienſt gewöhnt, hat es ihr eine anſprechende Thätigkeit gegeben, ſo wird es im Stande ſein, die ſtaatlichen Bande des Gehorſams immer enger zu ziehen und ſeinem eigenen arbeiterarmen Lande die Laſt der Rekrutirung zu vermindern; die Werbetruppen werden ſich allmählich an Ruſſiſche Sprache, Sitte und Kultur gewöhnen und dieſe in ſpäterer Zeit dem heimathlichen Boden mittheilen. Augenblicklich ſind es die Lesghier, die in größeren Maſſen in die Ruſſiſchen Reihen eintreten.

Für das Jahr 1861 sind folgende irreguläre Truppen für die Unternehmungen disponibel:

	Bataillone	Eskadrons	Geschütze
Kasaken vom Asowschen Meere	1	—	—
Kasaken vom Schwarzen Meere (Tschernomoren)	12	54	24
Kasaken vom Don	—	126	—
Kasaken der Linie	2	132	40
Miliz-Truppen	1	40	—
Summe	16	352	64

Es stehen daher im Kaukasus im Ganzen:

168 Bataillone,
376 Eskadrons,
224 Geschütze.

Nach dem Etat soll das Bataillon 800 Mann stark sein,
die Schwadron der Dragoner 150 Mann,
die Sotnien und Milizen der Kasaken . . . . . 100 =
Bedienungsmannschaften per Geschütz . . . . . 10 =

dies giebt also: 134 800 Mann Infanterie,
38 700 = Kavallerie,
2 240 = Artillerie.
Summe 175 740 Mann.

Im Juni 1861 waren diese Streitkräfte folgendermaßen vertheilt:

Provinz Kuban:

Hauptquartier: Stawropol,
Kommandeur: Generallieutenant Graf Jeddakimow.

	Bataillone	Eskadrons	Geschütze
19. Division	21	—	40
Scharfschützen- und Tirailleur-Bataillon der Grenadier-Division	5	—	—
Tirailleur-Bataillon des Regiments Kabardinsk	1	—	—
Reserve-Division	8	—	—
Seite	35	—	40

	Bataillone	Eskadrons	Geschütze
Uebertrag	35	—	40
Scharfschützen- und Tirailleur-Bataillon der 21. Division	5	—	—
Pioniere	1	—	—
Linien-Bataillone	6	—	—
3 Dragoner-Regimenter	—	18	—
Kasaken vom Schwarzen Meere	12	54	36
Kasaken der Linie	2	72	24
Kasaken vom Don	—	24	—
Miliz-Truppen	—	4	—
Summe	61	172	100

Provinz Terek:
Hauptquartier: Wladikawkas.
Kommandeur: Generallieutenant Fürst Mirski.

	Bataillone	Eskadrons	Geschütze
20. Division	20	—	40
18. Division	7	—	—
Reserve-Division	8	—	—
Linien-Bataillone	7	—	—
1. Dragoner-Regiment	—	6	
Linien-Kasaken	—	60	16
Donsche Kasaken	—	30	—
Milizen	—	6	—
Summe	42	102	56

Provinz Daghestan:
Hauptquartier: Temirchanschura.
Kommandeur: Generallieutenant Loris Melikow.

	Bataillone	Eskadrons	Geschütze
21. Division	16	—	40
18. Division	6	—	—
Linien-Bataillone	6	—	—
Kasaken vom Don	—	30	—
Milizen	—	18	—
Summe	28	48	40

Provinz Transkaukasien:
Hauptquartier: Tiflis.

	Bataillone	Eskadrons	Geschütze
Grenadier-Division	16	—	40
Linien-Bataillone	8	—	—
Pioniere	1	—	—
Kasaken vom Don	—	30	—
Lehr-Bataillon	1	—	4
Milizen	1	6	—
Summe	27	36	44

Provinz Kutais.

Hauptquartier: Kutais.
Kommandeur: Generallieutenant Kulibaikin.

	Bataillone	Eskadrons	Geschütze
Linien-Bataillone	10	—	—
Kasaken vom Don	—	12	—
Kasaken vom Asowschen Meere	1	—	—
Milizen	—	6	—
Summe	11	18	—

Organisation.

Die höchste Einheit in der Militärverwaltung der Kaukasischen Armee ist die Division. Sie zerfällt in 4 Infanterie-Regimenter und 5 Batterien Artillerie, diesen Letzteren ist indessen bei jeder Division ein General als selbständiger Inspekteur vorgesetzt, so daß die im Etat jeder Division beigegebenen 40 Geschütze nur die Zahl der für eine Division nothwendig gehaltenen bezeichnen und nicht ein integrirender Theil derselben sind.

Die Regimenter der Infanterie zerfallen nach dem Etat in 6 Bataillone:

4 Linien-Bataillone,
1 Jäger-Bataillon,
und 1 Reserve-Bataillon.

Bei der Stärke der Regimenter hat man die Eintheilung in Brigaden gänzlich aufgegeben. Die Bataillone zerfallen in 4 Kompagnien, dem Etat nach zu 200 Mann.

Die Jäger-Bataillone repräsentiren die Elite an Leuten und Offizieren des Regiments, sie sind mit gezogenen Gewehren bewaffnet und überall in erster Linie verwendet. Aus ihnen hat sich eine dem Kaukasus ganz eigenthümliche Elite-Truppe gebildet: es sind dies die Ochotniki, zu Deutsch Freiwillige.*) Sie sind zuerst durch den jetzigen Feldmarschall Fürst Barjatinski, als derselbe noch Kommandeur des berühmtesten Regiments des Kaukasus, des Regiments Kabardinski, war, aus den ausgewähltesten Leuten dieses Regiments gebildet. Derselbe hatte dieses Detachement auf eigene Kosten mit gezogenen Doppelbüchsen bewaffnet und sie im kleinen Kriege vielfach verwendet.

Später hat jedes selbständige Detachement aus seinen Jäger-Bataillonen eine derartige Abtheilung zusammengesetzt. So hatte das auf dem äußersten rechten Flügel operirende Korps unter General Babitsch, bei dem ich das Glück hatte, einige Expeditionen mitmachen zu können, aus jedem seiner 5 Jäger-Bataillone 60 Freiwillige herausgezogen und sie unter dem Befehl eines jugendlichen Rittmeisters vom Dragoner-Regiment Twerski vereinigt; ich werde mir später erlauben, noch auf die Verwendung dieser Truppen zurückzukommen; man gestattet ihnen im Anzug die größte Freiheit, ja man läßt sie sich ihren Anzug völlig nach eigener Bequemlichkeit aussuchen. Aeußerlich bilden sie daher eine unglaublich bunte Schaar, die sich gern von ihrem Feinde die neue Kleidung erbeutet, um sich ungezwungen in dem Bergterrain zu bewegen und sich möglichst wild und abenteuerlich darzustellen, es ist dies jene Schaar, die Alexander Dumas in seinem nur als Kuriosum interessanten Reisebuch über den Kaukasus „coupeurs des têtes“ nennt.

Die Reserve-Bataillone der Regimenter waren ursprünglich bestimmt, den Ersatz für die übrigen auszubilden, da indessen seit sechs Jahren keine Rekrutirungen mehr vorgenommen sind, der Ersatz daher anderweitig beschafft werden mußte, so hat man sie zu einer selbständigen Division verwendet.

Die Vertheilung der Truppen in den verschiedenen Provinzen zeigt indessen, daß man nicht nur die Divisionen, sondern auch die Regimenter auseinandergerissen hat. Dem Bedürfniß, auf dem gegenwärtigen Kriegsschauplatz eine größere Menge gezogener Gewehre zu verwenden, haben die vielfachen ökonomischen Schwierigkeiten und Bedenken, die eine derartige Zerrissenheit mit sich bringen, weichen müssen.

Die reguläre Kavallerie wie die irregulären Truppen stehen zu den Divisionen in keinem Verhältniß und werden je nach Bedürfniß in Detachements beigegeben.

---

*) Die Ochotniki sind auch jetzt wieder in der Russischen Armee ins Leben gerufen. Man widmet ihnen eine ganz besondere Ausbildung. A. d. H.

Erſatz.

Nach dem Orientaliſchen Kriege hat man die großen Lücken der Kaukaſiſchen Armee aus dem reichen Material der für die geſammte Armee erhobenen Rekruten kompletirt. In ſpäterer Zeit haben die weitreichenden Armee-Reduktionen für den Erſatz geſorgt, am meiſten hierzu haben beigetragen das Garde-, Grenadier- und die im Innern ſtehenden Korps, die allmählich per Regiment auf 2 Bataillone verringert ſind. Im Allgemeinen hat daher die Kaukaſiſche Armee ihre Etatsſtärke von 800 Mann per Bataillon beibehalten, in den letzten Jahren mag dieſelbe öfters heruntergekommen ſein, beſonders gilt dies von den neu herangezogenen Truppen, den Theilen der 18. und der Reſerve-Diviſion, dieſelben haben natürlich viel von den Akklimatiſationsprozeſſen gelitten. Für die alten Truppen iſt der Geſundheitszuſtand leidlich, nur Fieber und ſkorbutartige Erſcheinungen treten in einzelnen Gegenden häufig und heftig auf.

Bei den Expeditionen und den militäriſchen Arbeiten treten die Kompagnien indeß, wie ich mich perſönlich überzeugt habe, in einer ſehr viel geringeren als der Etatsſtärke von 200 Mann auf, ich habe ſie hier nicht über 100 bis 125 Mann gefunden. Der Grund hiervon mag indeſſen zum großen Theil in zahlreichen Abkommandirungen, einmal als Ordonnanzen und Schreiber in die ſehr ſchreibeluſtigen Büreaus, dann aber hauptſächlich in den von den Bataillonen und Kompagnien betriebenen Oekonomien zu ſuchen ſein.

Die Dragoner erſcheinen in den Expeditionen mit etwa 120 Pferden, ſie remontiren ſich vom Don her. Die Artillerie wurde mit Ausnahme des rechten Flügels in dieſem Jahre auf den Friedensetat geſetzt, d. h. ſie verlor die Beſpannung der Munitionswagen und der Reſerveprotzen, ich habe einer Verſteigerung dieſer Pferde ſelbſt beigewohnt.

Bekleidung.

Ich erlaube mir, hier eine Aeußerung des Fürſten Orbelliani, augenblicklichen Vertreters des Fürſten Barjatinski, voranzuſtellen, die mir ein Zeugniß für den praktiſchen Sinn der Kaukaſiſchen Armee zu ſein ſcheint. Derſelbe ſagte mir: „Wir ſuchen die Bekleidung unſerer Truppen nicht am grünen Tiſche aus, ſondern wir erlauben einem Theil derſelben, und zwar dem, welchem wir am meiſten zumuthen, ſich ihren Anzug ſelbſt auszuſuchen, und nehmen dann das, was ſie am praktiſchſten für den Marſch und das Klima finden, allgemein in die Armee auf.“

Der Soldat trägt einen Waffenrock mit zwei Reihen Knöpfen von grünem Tuch, mit einem rothen vorn rund geſchnittenen Stehkragen, im Sommer blaue leinene, im Winter Tuchhoſen und hohe bis an das Knie reichende Stiefel, in die die Hoſen geſteckt werden. Der Helm, den die ganze ſonſtige Ruſſiſche Armee trägt, iſt ganz geſchwunden, im Sommer wird er durch die

einfache Tuchmütze mit einem großen schützenden Schirm ersetzt. Gegen die stechenden Sonnenstrahlen haben die Soldaten aus eigenen Mitteln sich weißleinene Ueberzüge angeschafft. Als Winterkopfbedeckung trägt man den Tscherkessischen Papach, eine etwa sechs Zoll hohe Pelzmütze, deren oberer Deckel von schwarzem Tuch ist, er wird tief in den Nacken und bis über die Ohren gesetzt. Der lange graue Russische Mantel ist beibehalten und wird auf verschiedene Weise gewickelt.

Der lederne Tornister existirt noch reglementsmäßig, es zeigt sich indessen gegen ihn eine solche Abneigung, daß er bei allen Expeditionen fortbleibt, trotzdem in demselben die Lebensmittel gewöhnlich für fünf Tage von Jedem mitgeführt werden; an seine Stelle ist ein leinener Sack getreten, der an einem breiten Bande nach Belieben über dem Rücken getragen wird. Die Munition wird in drei Taschen, deren eine größere en bandoulière über dem Rücken, die anderen auf den Hüften getragen.

Im Winter führen alle Truppen, die zu den Expeditionen oder Arbeiten verwendet werden, Schafpelze.

Bewaffnung.

Die Jäger-Bataillone der Regimenter sind jetzt durchgängig mit gezogenen Miniégewehren bewaffnet, sie tragen das Bajonett in einer Scheide an der Seite. Die gesammte übrige Infanterie führt glatte Perkussionsgewehre, doch kommen auch bei den Bataillonen der Linie (Garnison-Bataillonen) noch Feuerschloßgewehre vor.

Sämmtliche Gewehre sind in inländischen Fabriken etwas flüchtig, daher nicht sehr dauerhaft gearbeitet. Die Kasaken, die sich auf eigene Kosten ausrüsten müssen, erhalten jetzt einen leichten gezogenen Karabiner, dieselben sind sauber und schön gearbeitet und sollen vortreffliche Schießresultate haben; sie werden von dem Deutschen Hause Tanner geliefert. Der Staat zieht den Ankaufspreis wieder von den Kasaken ein.

In dem vortrefflichsten Ruf stehen die Klingen der Dragonersäbel, von der Wucht ihrer Hiebe erzählt man sich fabelhafte Dinge; ich selbst habe einen Hieb gesehen, der einem Tscherkessen den Unterarm völlig rasirt hatte, ihr Griff hat weder Korb noch Parirstange. Die Offiziere sind mit ähnlichen krummen Säbeln Kaukasischer Fabrik bewaffnet, dieselben hängen an einem schmalen Lederbandolier über der Schulter; außerdem führen sie fast durchgehends sechsläufige Revolver.

Kriegführung.

Dies Kapitel soll weder eine Beschreibung noch eine Beurtheilung der strategischen Verhältnisse im Kaukasischen Kriege geben, sondern nur einige gemachte Beobachtungen über die Eigenthümlichkeit der Armee und über die Führung des kleinen Krieges enthalten.

Die Schwierigkeit für nordiſche Truppen, ſich in einem ſüdlichen Lande zu akklimatiſiren, hat die Ruſſiſche Regierung von jeher gezwungen, die im Kaukaſus verwendeten Truppen dort dauernd zu belaſſen; wenn auch ein ſteter Wechſel für die Verallgemeinerung der Kriegserfahrung von unberechenbarem Werthe geweſen wäre, ſo wäre eben ein ſolcher Wechſel nur mit einem außerordentlichen Verluſt an Menſchen zu erreichen geweſen. Dieſer dauernde Aufenthalt derſelben Truppen in einer ſo weiten Entfernung vom Vaterlande unter fortwährenden kriegeriſchen Anſtrengungen und Erfahrungen hat der Kaukaſiſchen Armee eine ganz eigenthümliche Individualität aufgeprägt; dieſelbe giebt ſich nicht nur im Aeußern, wie wir dies in dem Abſchnitt über die Kleidung geſehen haben, kund, ſondern tritt auch in dem dienſtlichen wie geiſtigen Leben der Armee hervor.

Das Bewußtſein der eigenen Leiſtungen, das Gefühl kriegeriſcher Tüchtigkeit drückt ſich bei Offizier und Soldaten in einem geſteigerten Selbſtbewußtſein aus. Man ſpricht von Kaukaſiſchen und Ruſſiſchen Truppen und ſieht mit einer Geringſchätzung auf die Letzteren herab. Das Offizierkorps iſt von militäriſchem Ehrgeiz durchdrungen; weder an Scholle noch an Garniſon gebunden, ſind ihm Verwöhnung und Bequemlichkeit fern. Der dauernde kleine Krieg giebt auch dem Einzelnen oft Gelegenheit, ſelbſtändig etwas auszurichten und ehrenvolle Auszeichnungen zu erwerben. Das Georgenkreuz iſt für Soldaten und Offiziere der Hebel zu den außergewöhnlichſten Thaten.

Das Avancement iſt ſchon durch die Opfer, die der Krieg und das Klima nur zu häufig fordern, ein geſichertes; außergewöhnliche Thaten und hervorragendes Geſchick machen es oft zu einem glänzenden. Der jetzige Feldmarſchall Barjatinski hat die höchſte Ehre des Kaiſerreichs mit 44 Jahren erreicht. Der Kommandeur des linken Flügels, General Fürſt Mirski, der ein Truppenkorps von 40 000 Mann und die Civilverwaltung eines Landes, das etwa ſo groß wie Preußen iſt, unter ſich hat, dient vom Jahre 1845. General Nikolai kommandirt mit 40 Jahren die ſchönſte Diviſion der Armee, die Grenadier-Diviſion. Oberſt Grabbe, Kommandeur des berühmten Regiments Niſchni-Geroz, iſt ein Mann von 27 Jahren. Oberſtlieutenant v. Bünting, früher in der Preußiſchen Armee, avancirte in drei Jahren vom Stabskapitän zum Oberſtlieutenant und Kommandeur eines Scharfſchützen-Bataillons, und andere mehr.

Neben dieſen anregenden Sporen des Ehrgeizes wirkt auch ein gewiſſer freierer Dienſtbetrieb und lockere Bande des geſellſchaftlichen und politiſchen Lebens dahin, um den Ruſſiſchen Offizier mit den Fatiguen eines dauernden Kriegsdienſtes auszuſöhnen, ja es kommt ſelten vor, daß Jemand, der ſeine Jugend im Kaukaſus zugebracht hat, ſich nach den ruhigeren Friedensgarniſonen Rußlands ſehnt. In einer ähnlichen Weiſe fühlt ſich auch der gemeine Mann dort wohl, ſo daß die Verſetzungen der Dekorirten zur Garde, trotz

der äußeren Vortheile, faſt immer gegen ihren Willen vorgenommen werden müſſen.

Wenn man zuerſt als Ausländer die Ruſſiſche Armee in ihren Detailleiſtungen ſieht, ſo fällt die große Anſtelligkeit des gemeinen Mannes ſofort höchſt vortheilhaft in die Augen. Bei näherer Bekanntſchaft mit dem Ruſſiſchen Nationalcharakter erzeigt ſich dieſe Anſtelligkeit überhaupt als ſeine Generaltugend, natürlich liegt daneben, wie bei allen Lichtſeiten, auch der tiefſte Schatten. Der Ruſſe lernt Alles, was man ihm zeigt, leichter und gewandter als jede andere Nation der Welt, er findet ſich mit der höchſten Gewandtheit und Geſchmeidigkeit in die gegebene Idee, aber er produzirt nicht ſelbſt; wenn dieſe Beobachtung im gewöhnlichen Leben ſich ſchon klar aufdringt, ſo tritt ſie noch prägnanter beim Studium Ruſſiſcher Geſchichte hervor. Weder in Literatur, Wiſſenſchaft, Kunſt noch Religion exiſtirt eine ſelbſtgeſchaffene Ruſſiſche Richtung; aber überall haben ſie eine von außen angenommene Richtung mit Eifer, Gewandtheit und Geſchick verfolgt. Wenn ſie ſelbſt behaupten wollen, daß der Grund dieſer Erſcheinung in ihrem verſpäteten Auftreten im Europäiſchen Kulturleben zu ſuchen ſei, ſo iſt dies meiner Anſicht nach ein Irrthum. Am ſchlagendſten kann man dieſe Beobachtung in ihrem religiöſen Leben bemerken: kein Volk kann ſo devot genannt werden wie das Ruſſiſche, nirgends tritt die Religion ſo in die Gebräuche und Sitten des gewöhnlichen Lebens ein wie hier, und dennoch hat die Ruſſiſch-Griechiſche Kirche ſeit ihrem Beſtehen kein einziges Dogma, nicht einmal die äußeren Gebräuche des Gottesdienſtes neugeſchaffen oder ausgebildet, beide ſind unverändert geblieben, ſeit vor Jahrhunderten die Griechiſche Kirche ihr damals ſchon fertiges Dogma und ihren Kultus an Rußland abgegeben hat. Wenden wir uns wieder nach dieſer Abſchreitung zu unſerem Thema zurück.

Die erwähnte Anſtelligkeit macht, wie dies in der Natur der Sache liegt, aus dem gemeinen Mann ein vorzügliches Armeematerial, das ſich, durch die lange Erfahrung geſchult, zu einem hohen Grade der Vollkommenheit für die dortigen Verhältniſſe ausgebildet hat. Man mag über die Kriegsleitung im Ganzen denken, wie man will, ſo muß doch jeder unbefangene Beobachter der Armee ſelbſt den höchſten Grad von Tüchtigkeit zuerkennen, und ich glaube, daß es in ganz Europa keine Truppen giebt, die ſich an Leiſtungsfähigkeit mit ihr vergleichen können. Dieſe Leiſtungsfähigkeit beſteht nicht allein in einem Kampf gegen den Feind und der Ertragung außerordentlicher Anſtrengungen, ſondern auch in der Vornahme aller Arten von Arbeiten, die in einem unkultivirten Lande die Möglichkeit des Fortſchritts geben können. Der Ruſſiſche Soldat baut Chauſſeen, Straßen über die unwegſamſten Gebirgskämme, ſchlägt Brücken über die reißenden Ströme, er entrodet Wälder, an deren Stelle dann die vorgeſchobenen Forts entſtehen. Die Wohnungen und Etabliſſements, die ihm und ſeinen Vorräthen Schutz geben ſollen, errichtet er, nachdem er ſelbſt die Balken zugeſchnitten, die Steine gebrannt hat. Um

die Forts entstehen dann die Gemüse- und Getreidefelder, die außer den gegebenen Staatslieferungen den Tisch des Soldaten verbessern. Während der Arbeiten selbst ist er stets umgeben vom Feinde, stets den hinterlistigen Kugeln aus der weittreffenden Büchse des Eingeborenen ausgesetzt. Die eigentlichen Expeditionen gegen den Feind gelten für die Feiertage dieses thätigen Lebens.

Auf dem jetzigen Kriegsschauplatz, der mit so dichten Wäldern besetzt ist, finden diese Expeditionen meistens im Winter statt, da das dichte Laub der Wälder das Terrain im Sommer zu unübersichtlich macht, daher die Verluste unverhältnißmäßig groß werden. Die Expeditionen haben jetzt meist den Zweck von Rekognoszirungen, Einschüchterungen und Zerstörungen feindlicher Wohnungen und Getreidefelder. Der Mangel an Wegen schließt den Transport der Lebensmittel und Munition auf Wagen fast immer aus; höchstens kann Letztere, wenn man stärkeren Widerstand befürchtet, auf Pferden nachgeführt werden. Ebenso werden von diesen Thieren die Zelte getragen, ohne welche kein Detachement sich länger als zwei Tage vom Lager entfernt.

Die Expedition, die ich das Glück hatte mitzumachen, bewegte sich von einem stehenden Lager am Abimfluß in der Nähe von Krimskoe quer über die Ketten des Gebirges nach Gelendschik am Schwarzen Meer, von dort an der Küste des Meeres nach Noworossisk und von dort über die Berge wieder zurück. In diese Gegend des Gebirges war noch nie eine Russische Kolonne vorgedrungen, man bezweckte mit dieser Expedition einmal, die Schapzugen einzuschüchtern, ihnen zu zeigen, daß die Russische Macht überall hinreicht, dann aber hauptsächlich durch eine Rekognoszirung den Lauf einer verbindenden Militärstraße zwischen dem unteren Kuban und dem Schwarzen Meere festzustellen; dieselbe soll bis zum nächsten Jahre fertig werden.

Gelendschik ist dann für das Regiment Krimski zum Stabsquartier bestimmt. Das Detachement war aus 8 Bataillonen, davon

5 Füsilier-Bataillone,
4 Eskadrons Kasaken vom Schwarzen Meere,
4 Eskadrons Kasaken der Linie,
1 Eskadron Tscherkessischer Miliz,
2 Stück Positions-Geschützen,
4 Geschützen der Kasaken-Artillerie und
8 Geschützen Berg-Artillerie

zusammengesetzt.

Die völlig unzweckmäßige Mitnahme der schweren Artillerie, die den Marsch außerordentlich verlängerte, ohne je zur Verwendung zu kommen, hatte ihren Grund in der Eigenthümlichkeit des Kommandirenden, des Generals Babich, eines alten Kasakengenerals, der zum ersten Mal in einem Gebirgskriege führte; eben darin dürfte auch die für den Zweck unverhältnißmäßige Stärke des Detachements zu suchen sein. Dasselbe legte den Hinmarsch in fünf Tagen, den Rückmarsch in drei Tagen zurück. Jeder Mann hatte auf

fünf Tage Lebensmittel bei sich, dieselben wurden in Gelendschik durch ein Dampfschiff erneuert. Das Fleisch wurde lebend mitgetrieben. Die Wege mußten für die Geschütze während des Marsches vom Fußsteig der Eingeborenen zu einem fahrbaren Geleise erweitert werden, einen großen Theil der Strecke wurden dieselben von der Infanterie gezogen.

Während des Marsches und der Arbeiten war man besonders am 3. und 4. Tage in einem dauernden Tirailleurgefecht. Die Bergbewohner umschwärmten von allen Seiten die Kolonne, so daß sich dieselbe außer der Avant- und Arrieregarde mit Seitendetachements von zusammenhängenden Tirailleurlinien umgeben mußte. Musterhaft war der Zusammenhang dieser detachirten Abtheilungen. Das Terrain war durch die dichten Wälder völlig unübersichtlich. Die Seitendetachements mußten sich bergauf bergab durch dasselbe durcharbeiten und bei der Länge der Kolonne einen großen Raum decken. Trotzdem riß in diesen weit ausgehenden Tirailleurlinien die Verbindung nie auseinander; jedes Detachement gab von Viertel- zu Viertelstunde durch Signale seinen augenblicklichen Stand zu erkennen, nach diesem regulirte der Kommandirende der Avantgarde das Vorgehen.

Wenn durch den Transport der Geschütze ein längerer Aufenthalt verursacht war, so sammelten sich an einzelnen Punkten die Feinde zahlreicher, und es entspann sich dann ein heftiges Tirailleurgefecht, in dem ich die Leitung des Feuers durch die Offiziere sehr vermißt habe. Die Infanterie hat sich hier an eine unglaubliche Munitionsverschwendung gewöhnt. Der Feind versteht es, vom Terrain begünstigt, sich gut zu decken, man sieht meistens nichts Anderes als den aufsteigenden Dampf seines Schusses; sowie dieser nun bemerkt ist, richten sich 10 bis 20 Schüsse nach dieser Richtung hin. So kam es, daß eine Kompagnie, an deren Tirailleurs ich mich angeschlossen hatte, im Zeitraum von einer halben Stunde sich völlig verschossen hatte. Der Soldat zielt kaum, sondern sucht nur den Ort, wo der Feind steht, mit Kugeln zu überschütten. Die Offiziere geben diesen Fehler ihrer Truppen zu, sie klagen, daß sie keine Zeit hätten, den gemeinen Mann, bei den vielen Arbeiten, zum guten Schützen auszubilden. Bei der großen Uebermacht, mit denen die Russen in diesen Expeditionen auftreten, stellen sich die Folgen dieser Munitionsverschwendung kaum heraus, unter anderen Verhältnissen werden sie es aber schwer zu büßen haben, den Soldaten so wenig an den Werth des Schusses gewöhnt zu haben.*)

In den vielen vereinzelten Gefechten, die bei dem überraschenden Auftreten der Bergbewohner so häufig vorkommen, fällt einem Soldaten, der aus den Friedens-Manöverplätzen unserer Armeen kommt, die Selbständigkeit der Unterführung sehr angenehm auf. Nachdem die allgemeinen Dispositionen gegeben sind, werden selten erläuternde Befehle nachgeschickt. Das so viele

*) Jetzt ist in dieser Beziehung ein wesentlicher Fortschritt bemerkbar. A. d. H.

Herumſpringen von Adjutanten und Generalſtabsoffizieren iſt ein unbekanntes Ding; ſo hatte der Kommandeur der Avantgarde keinen Adjutanten, nur einen Horniſten und einige Kaſakenordonnanzen. Man merkte es jedem Detachements- und Bataillonskommandeur an, daß er in dieſen Gefechtsverhältniſſen auferzogen iſt.

Ein einziges Mal kam es vor, daß die Arrieregarde, die wegen der Zerſtörung einiger feindlicher Auls weiter zurückgeblieben war, überraſchend vom Feinde angegriffen wurde. In faſt einem einzigen Augenblicke fielen 5 Leute und 13 Pferde in der Kolonne, aber ohne nur zu ſtutzen, ohne durch das Ueberraſchende verwirrt zu werden, ſtürzten ſich die vorderen Abtheilungen, ohne einen Befehl abzuwarten, dem Feinde entgegen, es entſtand auf dem ſteilen mit dichtem Wald beſetzten Abhange ein heftiges Handgemenge, in dem die Ruſſen noch 2 Offiziere und 8 Mann verloren.

Der Verluſt während der ganzen Expedition betrug 3 Offiziere todt, 2 ſchwer verwundet, 13 Gemeine todt, 38 meiſt ſchwer verwundet.

Die Natur des Krieges mit wilden von Rache erfüllten Feinden macht es nothwendig, die Verwundeten und Todten unmittelbar mit ſich zu führen, da ſonſt empörende Verſtümmelungen an dieſen vorkommen; die Truppen führen daher immer Tragbahren mit ſich. Es ſind dies Stangen, die durch Leinwand verbunden ſind. Dieſe Nothwendigkeit des Transports der Verwundeten verändert oft bei kleinen Kolonnen die taktiſchen Verhältniſſe, da nicht nur nach heftigen Gefechten die Kolonnen länger werden, ſondern auch jeder Verwundete oder Todte noch 5 Träger zum Kampfe unfähig macht.

Gehen wir jetzt näher auf den Sicherheitsdienſt, den die Armee hier unter ganz beſonderen Verhältniſſen eigenthümlich ausgebildet hat, ein. Die Sicherheit ſowohl auf dem Marſche wie im Lager und Biwak muß hier der Natur gemäß durch einen konzentriſchen Kreis von Poſten erreicht werden. Wird ein Lager auf längere Zeit bezogen, ſo entholzt man die unmittelbare Umgebung und ſchafft dadurch für die im Lager Stehenden eine Umſicht. Bei den vorübergehenden Biwaksplätzen iſt dies natürlich nicht möglich und für dieſe hat die Erfahrung ein eigenes Syſtem gebildet. Sowie die Truppen ſich dem angewieſenen Biwaksplatz nähern, werden ſchon unterwegs die nothwendigſten Requiſiten an Holz, Gras, Stroh geſammelt und geſchnitten, mit denen beladen man ſchon in das Biwak einzieht. In unglaublich kurzer Zeit ſtehen die Zelte, brennen die Feuer, Vieh wird geſchlachtet, kurz der Soldat iſt in einer Stunde häuslich eingerichtet, ohne daß ſich Offiziere irgend wie darum kümmern. Während der ganzen Zeit hat jedes Bataillon bei den Gewehren eine Wache, um eine weitere Sicherheit bekümmert ſich vorläufig kein Menſch.

Man verwendet keine Truppen zu weiteren Anſtrengungen, ehe ſie nicht völlig abgekocht und geſättigt, dann gegen Abend ſetzt der Offizier du jour von den oben genannten Wachen eine Poſtenlinie aus. Den Dienſt im weiteren

Rayon des Lagers versieht ausschließlich das Detachement der Ochotniki (Freiwilligen). Dasselbe war 360 Mann stark, jedes der sechs Tirailleur-Bataillone hatte 1 Offizier und 60 Mann dazu abgegeben, dasselbe kommandirte Rittmeister Grabbe vom Dragoner-Regiment Twerski, ein Offizier von ebenso anerkannter Tapferkeit wie Liebenswürdigkeit.

Wie schon oben erwähnt, hatten sich die Leute ihre Kleidung nach eigenem Ermessen ausgesucht, den Kopf bedeckte eine graue Filzmütze mit großem Schirm; die großen bis ans Knie reichenden Stiefel hatten sie zurückgelassen und trugen dafür entweder das Schuhzeug der Tscherkessen, d. h. einen Lederstrumpf, der bis über die Wade reicht und dort festgebunden wird, und einen Schuh von Schweinsleder aus einem Stück, ohne Absatz und Sohle, mit einer Schnur über den Knöchel festgezogen, ein anderer Theil, dem die Erbeutung eines solchen Stückes noch nicht gelungen war, hatte eine Art Sandale um die Füße geschnürt. Für mich war es sehr bezeichnend, daß die Soldaten die schützenden, aber schweren Stiefel fortgegeben hatten, um sich eine möglichst leichte Fußbekleidung auszusuchen, die ihnen allerdings gar keinen oder nur geringen Schutz gegen die Nässe und gegen die vielfach zu durchwatenden Gebirgswasser boten. Der Mantel war sehr häufig über den leinenen Sack umgehangen, da sie behaupteten, er genire sie so weniger als gewickelt.

Also dies Detachement übernimmt im weiteren Kreise die Sicherheit während der Nacht. Beim Beginn der Dunkelheit weist der kommandirende Offizier seinen Unterführern im Allgemeinen die Richtung an, in der sie mit einer größeren oder kleineren Abtheilung das Lager zu verlassen haben. Sowie die Sonne herunter ist, bricht die volle Dunkelheit schnell an, die langandauernde Dämmerung unseres Klimas kennt man nicht. Diesen plötzlichen Einbruch der Dunkelheit ergreifen die Abtheilungen, um von den feindlichen Spähern unbemerkt in das dichte Waldterrain einzudringen. In diesem umgeben sie das ganze Lager mit einem unregelmäßigen Kreis von stehenden Patrouillen, deren Größe meist von der Weite abhängig ist, in der sie sich entfernen. Diese stehenden Patrouillen liegen geräuschlos in ihren Mantel gewickelt, ohne einen Posten auszusetzen, unter dem dichtesten Laubdache, sich nur auf ihr geübtes Ohr verlassend, das ihnen in der stillen Nacht selbst die geräuschlose Annäherung des gewandten Bergbewohners verräth. Der Feind, der nichts so fürchtet als Gefangenschaft, hat eine Art panischen Schreckens vor diesen Abtheilungen bekommen, so daß es fast nie vorkommt, daß kleinere feindliche Abtheilungen die Nachtruhe des Lagers stören. Glaubt man einen unternehmenden Feind gegenüber zu haben, und weist das Terrain Annäherungen feindlicher Kräfte auf bestimmte Punkte an, so werden außer diesen kleinen Patrouillen noch stärkere auf bedeutende Entfernungen entsendet, die besonders dazu dienen, das Sammeln feindlicher Massen am frühen Morgen möglichst zeitig zu entdecken. Diese Abtheilungen werden, da sie einen Kampf ohne Unterstützung aufnehmen müssen, dazu entsprechend stark gemacht. So

begleitete ich eine derartige Expedition, die sich drei Stunden vom Lager entfernte, um auf den kahlen Höhen des Gebirgskammes feindliche Zusammenrottungen aufzusuchen; dasselbe war 200 Mann stark.

Die Folge dieser geschilderten Sicherheitsmaßregeln ist auf dem jetzigen Kriegsschauplatz wenigstens eine durchaus genügende; ich habe nie von Störungen bei nächtlicher Ruhe gehört, trotzdem das Terrain doch außerordentlich dazu auffordert.

Aber nicht nur während der Nacht sorgen die Ochotniki für die Ruhe der lagernden Truppen, sondern auch bei Tage während des Marsches übernehmen sie in Gemeinschaft mit den geworbenen Milizen die unmittelbare Fühlung am Feinde. Man kann sich hiernach denken, wie stark der Verbrauch derselben sein muß. So verlor während der Expedition nach Gelenschik das Detachement von 360 Mann allein 23 Mann Todte und Verwundete, darunter 1 Offizier todt, also etwa 40 Prozent des Gesammtverlustes. Trotzdem ergänzt sich derselbe schnell wieder durch Freiwillige.

Den einzigen Vortheil, den diese Truppen von ihrem gefahrvollen und anstrengenden Dienst haben, ist, daß sie zu dem Arbeitsdienst der übrigen Truppen nicht herangezogen werden. Während desselben unternehmen sie auch auf weite Entfernungen Beutezüge, sie überfallen und verbrennen feindliche Auls, suchen Gefangene zu machen, Herden wegzutreiben und die Ernten zu vernichten.

Man kann sich denken, daß diese Thätigkeit auf den Zustand der Disziplin nicht gerade günstig wirkt. Man entsendet daher diese Abtheilungen möglichst schnell aus den beruhigten feindlichen Gegenden, da ihre Beutelust durch kein noch so strenges Gesetz zu zügeln ist. Abgesehen hiervon, sind diese Abtheilungen wohl die vollkommenste leichte Truppe der Welt. Alle kriegerischen Tugenden haben Zeit und Gelegenheit, sich völlig zu entwickeln. Die dem Russischen gemeinen Mann eigene Gutmüthigkeit hat die wärmste Waffenkameradschaft hervorgebracht. Es sei mir erlaubt, ein selbsterlebtes Beispiel anzuführen.

Am vierten Tage unserer Expedition fehlte nach einem heißen Kampfe ein Mann von den Ochotniki, den man nicht hatte fallen sehen. In der darauf folgenden Nacht stellte er sich wieder ein, beladen mit der Beute des erlegten Feindes. Er erzählte, daß er am Tage seinen besten Freund von einer Kugel getroffen hätte fallen sehen, da hätte er sich zugeschworen, denselben zu rächen, er war in einer Felsspalte versteckt mitten unter den Feinden zurückgeblieben und hatte hier den günstigen Moment abgewartet, um in einem Einzelkampfe einen feindlichen Tscherkessen niederzumachen, und hatte dann glücklich in der Nacht das Russische Lager wieder erreicht. Wenn man bedenkt, was dazu gehört, unter diesem Feinde allein zurückzubleiben, der nie Pardon giebt, der sich nicht beruhigt mit der einfachen Todeswunde seines Gegners, sondern ihn zu Tode martert und elendig verstümmelt, so wird man jener kameradschaftlichen Gesinnung seine Bewunderung zollen müssen.

Es sei mir hier erlaubt, noch einige Worte über die hervorragenden militärischen Persönlichkeiten, die die letzten Jahrzehnte dieses Krieges hervorgebracht haben, hinzuzufügen.

Fürst Barjatinski*) ist ein Mann von 43 Jahren, Träger eines der berühmtesten Namen Rußlands; er war Herr eines höchst bedeutenden Vermögens, welches er seinem verheiratheten jüngeren Bruder abgetreten hat, sich selbst nur eine verhältnißmäßig unbedeutende Summe vorbehaltend. Er ist ein großer schöner Mann von einnehmenden Manieren. In seiner Unterhaltung geistreich und witzig, haben ihn Erfolge beim schönen Geschlecht bis in die höchsten Zirkel der Gesellschaft stets verfolgt. Als intimster Jugendfreund seines Kaisers, sind seinen kriegerischen Erfolgen die höchsten Ehren, die sein Vaterland vergeben kann, schnell aufeinandergefolgt. Seinen ersten Ruhm gewann er als Kommandeur des Regiments Kabardinski, mit dessen so glänzender Geschichte sein Name eng verwoben ist. Während des Orientalischen Feldzugs vertrat er den General Muraview in der Verwaltung des Landes, und es gelang seiner Energie, den drohenden Einfall Omer Paschas von Redutkale aus zurückzuweisen. Nach dem Kriege wurde ihm die Statthalterschaft des Königreichs übergeben. Das persönliche Vertrauensverhältniß zum Kaiser gab ihm hier eine so selbständige Stellung, wie sie wohl noch nie ein Unterthan besessen hat. Er rechtfertigte dies Vertrauen durch die schnelle Unterwerfung Schamils und eröffnete dadurch einen neuen Zeitabschnitt für die Kriegführung und Verwaltung jenes Landes. Der Plan zu der neuen Wegbarkeit des Landes, der die unwegbaren Gebirgsdistrikte den Russischen Kolonnen eröffnet, sowie die Anlegung der großen Chaussee, die das Schwarze und das Kaspische Meer verbinden soll, sind sein Werk. Seine Ideen sind groß und richtig, aber sie verlangen ungeheure Mittel zur Ausführung. Nach allgemeinen Urtheilen geht ihm eine weise Oekonomie derselben ab, so daß trotz des so bedeutenden Budgets viele seiner Pläne an der Unzulänglichkeit jener scheitern. Will man die Ausgaben für den Kaukasus einengen, wozu augenblicklich die allgemeine Stimmung drängt, so wird dies nur nach seiner Abberufung geschehen können. Daher scheint seine zeitige Abwesenheit, die durch ein gefährlich auftretendes Gichtleiden veranlaßt ist, eine dauernde werden zu sollen.

Eine vorzügliche Ergänzung fand der Fürst-Statthalter für das Detail der Heeresverwaltung, der er persönlich ziemlich fremd war, im General Miljutin, gegenwärtigen Kriegsminister,**) über dessen höchst bedeutendes Organisationstalent es nur eine Stimme giebt. Derselbe ist auch als Militärschriftsteller durch eine Darstellung der Feldzüge Suworows und durch eine Instruktion für den Felddienst für Offiziere, die Vieles dem in unserer Armee bekannten Buche des Grafen Waldersee entnommen hat, bekannt.

*) Der Fürst Barjatinski starb am 9. März 1879 in Genf. A. d. H.

**) Vom Januar 1862 bis Mai 1881 Kriegsminister. A. d. H.

Eine der eigenthümlichſten Erſcheinungen der Armee iſt der General Graf Jeddakimow. Er hat ſeine Karriere vom gemeinen Soldaten auf gemacht. Als Schreiber wußte er ſich die zum Offizier nöthigen Kenntniſſe zu erwerben und erreichte dies Avancement ausnahmsweiſe ſchnell. Er hat ſeine ganze Dienſtzeit im Kaukaſus durchgemacht und hier die Kriegführung mit den eingeborenen Stämmen gelernt und wie kein Anderer verſtanden. Schnell ging er auf die Ideen des Höchſtkommandirenden ein und hat ſie im Detail ſo richtig kombinirt, daß die überraſchenden Erfolge auf dem Kriegstheater des rechten Flügels nur ihm zuzuſchreiben ſind. Für die Einnahme Wedens iſt er Graf geworden und hat jetzt den Oberbefehl auf dem rechten Flügel übernommen. Trotz ſeiner glänzenden Erfolge, ſeiner perſönlichen Tapferkeit iſt er in der Armee ſeines offen hervortretenden Eigennutzes wegen wie kein Anderer verhaßt. Jeder Offizier erzählt von Summen, die jährlich in ſeine Taſchen fließen. Je bedeutender ſein Talent, je unentbehrlicher ſeine Erfahrung iſt, um ſo mehr beklagt man ſeinen Eigennutz, der um ſo unbegreiflicher erſcheint, da der ſechzigjährige Greis nicht einmal Kinder hat, für die er ſammelt. Zur Ehre der Ruſſiſchen Armee muß ich hier anführen, daß wenigſtens unter den höheren Befehlshabern dieſer General eine unrühmliche Ausnahme bildet, die auch bis in die unterſten Chargen hinein die allgemeinſte Verurtheilung findet.

Es iſt mir nicht vergönnt geweſen, den General näher kennen zu lernen, da derſelbe nur der Ruſſiſchen Sprache mächtig iſt. Der Franzöſiſche Oberſt Colenzon, Militärattaché der Franzöſiſchen Geſandtſchaft in Petersburg, der kurz vor mir den Kaukaſus bereiſt hatte, fällte die ſchmeichelhafteſten Urtheile über die militäriſche Befähigung dieſes Generals. Er hält ihn für völlig geeignet, in einem Europäiſchen Kriege mit großem Erfolge als Höchſtkommandirender einer Armee aufzutreten.

General Baron Nikolai, Kommandeur der Grenadier-Diviſion, ein fein gebildeter, perſönlich liebenswürdiger, allgemein geachteter und anerkannter Soldat, der aber mehr als unmittelbarer Truppenführer denn als Verwaltungsmann im Kaukaſus zu verwenden iſt.

General Fürſt Mirski, eine der glänzendſten militäriſchen Erſcheinungen, iſt beiſpiellos ſchnell ohne Konnektionen zum Kommandeur des geſammten linken Flügels avancirt und gilt ſowohl als Soldat wie als Organiſationstalent für die bedeutendſte Kapazität der Armee, dem gewiß nur die Gelegenheit mangelt, um das Höchſte zu erreichen.

Ich kann dieſe Bemerkungen nicht ſchließen, ohne den Kameraden der Kaukaſiſchen Armee meinen Dank für die echt ſoldatiſche Kameradſchaft zuzurufen, mit der ſie einen Preußiſchen Offizier in ſo liebenswürdiger Weiſe aufgenommen haben. Jene Tage, in denen es mir vergönnt war, dieſer bewundernswerthen Armee näher zu treten, werden ſtets in meinem Gedächtniß verbleiben.

Möge die Kaukasische Armee bald wieder Gelegenheit finden, die Welt mit neuen Ruhmesthaten zu erfüllen.

Während das Gesetz vom 1./13. Januar 1874 die allgemeine Wehrpflicht in Rußland einführte und bindende Kraft für das ganze Reich haben sollte, behielt man sich doch noch vor, die Völkerschaften des Russischen Asien und des Kaukasischen Gebiets diesem Gesetz zu unterwerfen. Erst im Jahre 1877 wurde dieselbe auch auf die Gesammtbevölkerung Transkaukasiens und die Fremdvölker des Kuban- und Terek-Gebietes ausgedehnt, während die Fremdvölker des Gouvernements Stawropol nach wie vor von der allgemeinen Wehrpflicht befreit sind. Auch die Wehrpflichtigen mohammedanischen Glaubens, die Osseten ausgenommen, werden gegen Entrichtung einer Kopfsteuer nicht zum persönlichen Dienst herangezogen. Um jedoch den christlichen Eingeborenen des Kaukasus die Ableistung der ihnen jetzt noch nicht angenehmen Dienstpflicht zu erleichtern, ist ihre gesetzliche Dienstzeit bei den Fahnen nicht auf 5 Jahre, wie das Gesetz von 1874 vorschreibt, sondern auf 3 Jahre und auf 15 Jahre in der Reserve festgesetzt.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Ausdehnung der allgemeinen Wehrpflicht auf die Fremdvölker des Kaukasus ein weiterer bedeutsamer Schritt ist, um das vor Jahrzehnten immer noch lockere Band mit dem Europäischen Rußland fester zu knüpfen. Wenn auch der Zuwachs an „eingeborenen" Truppen — seit 1887 wurden jährlich 2400 Mann ausgehoben — jetzt wohl noch nicht ein ganz zuverlässiger sein möchte, so dürfte doch damit in Zukunft zu rechnen sein. Schon jetzt hat man es gewagt, 2 Kaukasische Infanterie-Divisionen nach dem Westen zu ziehen, während bis dahin allgemein angenommen wurde, daß die im Kaukasus stehenden Truppen dort ein für alle Mal festgebannt wären. Auch der Herr Verfasser führt dies ja an verschiedenen Stellen seiner Schrift aus.

Welche Truppen jetzt in der Statthalterschaft Kaukasien stehen, ergiebt folgende Uebersicht:

I. Reguläre Truppen.

A. Feldtruppen.

1. Infanterie:

die Kaukasische Grenadier-Division (13. bis 16. Grenadier-Regiment)	zum Kaukasischen Armeekorps gehörig.
" 38. Infanterie-Division (149. bis 152. Infanterie-Regiment)	
" 39. " " (153. " 156. " ")	
" 20. " " (77. " 80. " ")	selbständig.
" 21. " " (81. " 84. " ")	
" Kaukasische Schützen-Brigade (1. bis 4. Bataillon).	
" " Eingeborene Schützen-Brigade (1. bis 4. Druschine).	

2. Kavallerie:

die Kaukasische Kavallerie-Division, bestehend aus dem 43. bis 45. Dragoner-Regiment und dem Ossetinen-Halbregiment (selbständig),

das 46. Dragoner-Regiment ist Ende 1892 an die im Innern Rußlands neugebildete 15. Kavallerie-Division abgegeben.

3. Artillerie:

die Kaukasische Grenadier-Artillerie-Brigade	zum Kaukasischen Armeekorps gehörig.
" 38. Feld-Artillerie-Brigade	
" 39. " " "	
" 20. " " "	
" 21. " " "	

4. Ingenieur-Truppen:

die Kaukasische Sappeur-Brigade: 2 Sappeur-Bataillone, 2 Militär-Telegraphen-Parks, Festungs-Torpedo-Kompagnie in Batum.

Im Kaukasischen Militär-Bezirk ist ein Kaukasisches Armeekorps formirt, dem aber nicht alle dort stehenden Truppen angehören. Welche Truppen demselben zugetheilt sind, geht aus der Uebersicht hervor.

Jede Infanterie-Division zerfällt in eine 1. und 2. Brigade zu je 2 Regimentern zu je 4 Bataillonen zu je 5 Kompagnien, davon 1 nichtstreitbare. Das Regiment hat eine

Sollstärke { im Frieden von: 1818 Mann Streitbaren,
" Kriege " 3870 " "

jedoch sind hier einzelne Divisionen auf einen erhöhten Friedensstand gebracht.

Die Schützen-Bataillone zerfallen in je 4 Kompagnien und haben eine

Sollstärke { im Frieden von: 448 Mann Streitbaren,
" Kriege = 961 " "

Die hier stehenden Bataillone und Druschinen haben einen fast bis zum Kriegsstande erhöhten Friedensstand.

Die Kavallerie-Division zerfällt in 2 Brigaden zu je 4 Regimentern zu je 6 Eskadrons.

Sollstärke { im Frieden 1027 Mann Streitbare,
" " 920 " "

Die Kaukasische Grenadier-Artillerie-Brigade besteht aus 2 schweren, 4 leichten fahrenden Batterien; die 38. und 39. Feldartillerie-Brigade aus je 2 schweren, 2 leichten fahrenden, 2 Gebirgsbatterien; die 20. Feldartillerie-Brigade aus 2 schweren, 3 leichten fahrenden, 2 Gebirgsbatterien; die 21. Feldartillerie-Brigade aus 2 schweren, 2 leichten fahrenden Batterien. Während sonst jede Batterie im Frieden 4, im Kriege 8 Geschütze bespannt hat, haben die Batterien der 38. und 39. Artillerie-Brigade schon im Frieden 8 bespannte Geschütze und 2 (von 16) bespannte Munitionswagen. Die Gebirgsbatterien haben bereits im Frieden Packpferde für Munition, und zwar die der 20. Brigade je 8, die übrigen je 16.

Ein Sappeur-Bataillon besteht aus 5, im Kriege aus 4 Kompagnien, die 5. wird zur Aufstellung von Reserve-Formationen im Kriege benutzt.

Sollstärke { im Frieden 620 Mann,
" Kriege 959 "

B. Reservetruppen.

Es stehen im Kaukasischen Militär-Bezirk 2 Reserve-Brigaden: die 1. und 2. Kaukasische zu je 4 Regimentern zu je 2 Bataillonen und 10 selbständigen Bataillonen zu je 5 Kompagnien. In jeder der beiden Brigaden stehen zwei aus Eingeborenen formirte Regimenter. Aus jedem Regiment bezw. selbständigen Bataillon werden bei der Mobilmachung 5 Bataillone zu 4 Kompagnien entwickelt, so daß im ersteren Fall 2 Friedens-ompagnien, im letzteren eine den Stamm für ein Kriegs-Bataillon bildet. Somit entsteht hier im Kriege ein Zuwachs von 26 Bataillonen. Je vier auf diese Weise formirte Bataillone werden zu Infanterie-Regimentern zusammengestellt.

Sollstärke im Frieden: Regiment zu 2 Bataillonen	788	Mann Streitbare,
Eingeborenes Regiment	988	" "
Bataillon	493	" "
im Kriege: Regiment zu 4 Bataillonen	3832	" "
selbständiges Bataillon	958	" "

So ist durch die Errichtung der Reserve-Truppen eine bedeutende Verstärkung der Truppenzahl auch im Kaukasus eingetreten. Eine Folge davon ist, daß einerseits ein

fester Truppenstamm für die Operationen nach Süden und Osten geschaffen ist, andererseits aber auch es möglich ist, Truppen für den Westen verfügbar zu machen, ohne den Kaukasus zu sehr von Truppen zu entblößen.

C. Besatzungstruppen.

1. Infanterie:

1 Festungs-Infanterie-Bataillon Batum,
1 " " " Kars,
21 Lokal-Kommandos.

2. Artillerie:

3 Festungsartillerie-Bataillone in Kars zu je 4 Kompagnien,
2 " " " Poti-Batum zu je 3 Kompagnien,
1 " " " Terek-Daghestan zu je 4 Kompagnien,
3 selbständige Festungsartillerie-Kompagnien in Alexandropol.

Die Festungs-Infanterie-Bataillone, deren Stärke den Reserve-Bataillonen entspricht, werden im Kriege zu je 1 Regiment zu je 5 Bataillonen entwickelt. Die Lokal-Kommandos, welche in verschiedener Stärke bis zu 1 Kompagnie bestehen und den Lokal-Brigaden zu Wladikawkas, Tiflis, Baku unterstellt sind, sind zum inneren Dienst bestimmt.

D. Ersatztruppen.

Während für jedes Infanterie-Regiment im Kriege 1 Ersatz-Bataillon, sowie die erforderlichen Artillerie- und Ingenieur-Ersatztruppen im Innern des Reiches, von wo aus auch die Rekrutirung der Russischen Truppen erfolgt, aufgestellt werden, besteht schon im Frieden in Armavir 1 Kadre des Kaukasischen Kavallerie-Ersatzes zu 3 Abtheilungen, welche im Frieden die jungen Pferde für die aktiven Kavallerie-Regimenter zureiten. Im Kriege stellt jede Abtheilung 2 Ersatz-Eskadrons und ein unberittenes Kommando für eine etwa noch zu bildende 3. Ersatz-Eskadron auf.

II. Kasaken und irreguläre Truppen.

Die im Kaukasischen Militär-Bezirk stehenden Kasaken-Truppen sind dem Kuban- und Terek-Kasaken-Heere entnommen. Wie Rußland bei seinem weiteren Vorschreiten neu in Besitz genommene Gebiete in Asien durch „Linien" durch eine Reihe kleiner Befestigungen sicherte, so auch im Kaukasus bei seinen Kämpfen mit den Bergvölkern. Dort wie hier wurden Kasaken dazu verwendet. So wurde die „Kaukasische Linie" zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere, welche die Grenze gegen die Bergvölker bildete, durch das Tschernomor (Schwarzes Meer)- Kasaken-Heer, dem Kuban-, Kaukasischen, Choper-, Wolga- und Mosdok-Kasaken-Regiment und das Greben-, Terek-, Kisljar-Kasaken- und Terek-Kasaken-Familien-Heer zu Anfang des 19. Jahrhunderts besetzt. Im Jahre 1832 erhielten alle diese selbständigen Regimenter und Heere die gemeinsame Bezeichnung „Kaukasisches Linien-Heer", so daß das Tschernomor-Heer am Kuban und von da das Kaukasische Linien-Heer den Schutz gegen die Bergvölker übernahmen. Im Jahre 1860 wurden aus allen Kaukasischen Kasaken vom Schwarzen bis zum Kaspischen Meer zwei neue Heere gebildet: das Kuban-Kasaken-Heer, in dessen Verband das Tschernomor-Heer und ein Theil des Kaukasischen Linien-Heeres traten, und das Terek-Kasaken-Heer, das aus dem ehemaligen Terek- und Greben-Heer und einzelnen Regimentern gebildet wurde. Ohne hier des Näheren auf die maßgebenden Grundlagen, auf denen sich das Kasakenthum aufbaut, eingehen zu können, sei nur Folgendes erwähnt: Jeder Kasak ist wehrpflichtig und dafür Theilhaber der Besitzungen und Vorrechte seines Heeres. Die Dienst-

zeit beginnt mit dem vollendeten 18. Lebensjahre und dauert 3 Jahre in der „Vorbereitungskategorie" behufs vorläufiger militärischer Ausbildung in der heimathlichen Ortschaft, — 12 Jahre in der „Frontkategorie" und zwar je 4 Jahre in den 3 Aufgeboten derselben, von denen nur das 1. Aufgebot aktiv dient, die übrigen zwei aber beurlaubt sind, mit der Maßgabe, daß die Mannschaften des zweiten Aufgebots Uniform, Bewaffnung, Ausrüstung und Reitpferd in steter Bereitschaft haben müssen, die des 3. Aufgebots aber erst sich ein Reitpferd zu beschaffen haben, wenn ein bezüglicher Befehl dazu erfolgt, — 5 Jahre in der „Ersatzkategorie", die im Frieden keine Dienst- und und Uebungsverpflichtung hat, im Kriege aber jahrgangsweise zur Deckung des Abgangs in der Front und zur Aufstellung von besonderen Truppentheilen und Kommandos einberufen wird. Letztere muß blanke Waffen und dienstbrauchbare Säbel bereit halten, während sie zur Anschaffung von Uniform und des Dienstpferdes erst verpflichtet ist, wenn dazu der Befehl ergeht.

Während der Großfürst-Thronfolger „Ataman sämmtlicher Kasaken-Heere" ist, steht das Kuban- und Terek-Heer unter dem Oberbefehlshaber des Kaukasischen Militär-Bezirks als „Stellvertretendem Heeres-Ataman".

A. Feldtruppen.

1. Infanterie:

6 Kuban-Fuß-Plaßtun-Bataillone, von denen das 1. und 2. zum Kaukasischen Armeekorps gehören.

2. Reiterei:

1. Kaukasische Kasaken-Division (3 Kuban-Regimenter und 1 Terek-Regiment) } zum Kaukasischen Armeekorps gehörig.
2. " " " (3 " " und 1 Dagheſtan-Reiter-Reg.) }

Kuban-Kasaken-Brigade: 2 Kuban-Regimenter,
Terek-Kasaken-Brigade: 2 Terek-Regimenter.

3. Reitende Artillerie:

Reitende Kuban-Artillerie-Brigade mit 4 Batterien; 1 abkommandirt,
2 Terek-Kasaken-Batterien.

Die Plaßtun-Bataillone haben je 4 Sſotnien; Sollstärke im Frieden und Kriege: 735 Mann Streitbare. Die Kasaken-Reiter-Regimenter haben 6, das Tschernomor-Regiment in der Kuban-Kasaken-Brigade 4 Sſotnien; Sollstärke des Regiments im Frieden und Kriege 867 Mann Streitbare. Von der Kuban-Reitenden-Artillerie-Brigade haben im Frieden die 1. und 3. Batterie 4, die 2. und 5. 6 bespannte Geschütze, und die 1., 2., 3., 5. 2 bespannte Munitionswagen.

Im Kriege, wenn das 2. und 3. Aufgebot mit herangezogen wird, sollen aufgestellt werden:

1. Infanterie:

14 Kuban-Plaßtun-Bataillone.

2. Reiterei:

30 Kuban-Regimenter zu 6 Sſotnien,
3 " " " 4 "
1 " Halb-Regiment zu 2 Sſotnien,
8 Terek-Regimenter zu 6 Sſotnien,
4 " " " 4 "

3. Reitende Artillerie:

5 Kuban-Batterien } zu je 6 Geschützen, 12 Munitions-Wagen.
2 Terek- "

Ob dieſe im Kriege aufgeſtellten Kaſaken-Truppen jedoch alle den mobilen Kaukaſiſchen Truppen zur Verfügung geſtellt werden ſollen, iſt zweifelhaft. Man kann annehmen, daß aus dem 2. und 3. Aufgebot weitere Kaſaken-Diviſionen gebildet werden, die je nach den Verhältniſſen hier oder ſelbſt im Weſten zur Verwendung kommen werden.

Was nun den Werth der Kaukaſiſchen Kaſaken betrifft, ſo nehmen ſie jedenfalls den erſten Platz unter den Kaſaken-Heeren ein. Sie übertreffen ſelbſt die Don-Kaſaken, welche durch ihre Beſchäftigung mit friedlichen Gewerben mehr und mehr den kriegeriſchen Geiſt verlieren. Die alten Traditionen der Kämpfe mit den Bergvölkern leben in den Kaukaſiſchen Kaſaken, wie überhaupt in den Kaukaſiſchen Truppen noch fort und werden wach gehalten durch die noch heute trotz der Pazifizirung des Kaukaſus nöthigen Streifzüge zum Schutz der Sicherheit im Innern. Sie ſind jedenfalls eine außerordentlich brauchbare Reitertruppe, beſonders für den kleinen Krieg im gebirgigen Gelände, wozu ſie ihre kleinen ausdauernden, an die Ueberwindung von Terrainhinderniſſen gewöhnten Pferde befähigen.

B. Beſatzungstruppen.

Im Kriege und Frieden ſtehen 7 Lokal-Kommandos im Kuban-Gebiet.

C. Milizen.

die	Ständige	Kuban-Miliz	1	Reiter-Sſotnie,	
"	"	Terek "	8	"	Sſotnien,
"	"	Dagheſtan-Miliz	3	Reiter-Sſotnien,	
"	"	Kars- "	3	"	"
"	"	Batum- "	1	"	Sſotnie,
			2	Fuß-	Sſotnien.

Sie ſind für den inneren Dienſt und zur örtlichen Vertheidigung des betreffenden Gebietes beſtimmt. Dieſe Miliztruppen ergänzen ſich hauptſächlich aus Angehörigen der Bergvölker, die ja das Waffenhandwerk auch jetzt noch über Alles lieben und als Soldaten beſſer leben als in ihren armen Auls. Die Ruſſiſche Regierung iſt beſonders freigebig, die Abkömmlinge der alten Kaukaſiſchen Fürſtengeſchlechter zu Miliz-Offizieren zu ernennen; ja wir finden ſolche in den höchſten militäriſchen Stellen. Wenn nun auch das Material wohl vorhanden iſt, dieſe Milizen zu vermehren, ſo ſcheint doch die Ruſſiſche Regierung vorläufig noch Anſtand zu nehmen, nach dieſer Richtung weiter vorzugehen, ehe nicht die Geſammtbevölkerung unter allen Umſtänden zuverläſſige Unterthanen ſind, was ja nur eine Frage der Zeit ſein dürfte.

Faſſe ich nun die im Militär-Bezirk Kaukaſus ſtehenden Truppen zuſammen, ſo ſind verfügbar:

I. Reguläre Truppen.

A. Feldtruppen.

Im Frieden:

88 Infanterie-Bataillone (einſchließlich 4 Druſhinen Eingeborene),
18 Eskadrons und 2 Oſſetinen-Sſotnien,
29 Batterien mit 164 beſpannten Geſchützen,
2 Sappeur-Bataillone,
2 Militär-Telegraphen-Parks.

Im Kriege:

88 Infanterie-Bataillone (einschließlich 4 Druſhinen Eingeborene),
18 Eskadrons und 2 Oſſetinen-Sſotnien,
29 Batterien mit 232 Geſchützen,
2 Sappeur-Bataillone,
2 Militär-Telegraphen-Parks.

B. Reſervetruppen.

Im Frieden:

26 Infanterie-Reſerve-Bataillone (einschließlich 8 Bataillone Eingeborene).

Im Kriege:

52 Infanterie-Reſerve-Bataillone (einschließlich 16 Bataillone Eingeborene),
4 Reſerve-Sappeur-Kompagnien.

C. Beſatzungstruppen..

Im Frieden:

2 Feſtungs-Infanterie-Bataillone,
21 Lokal-Kommandos,
7 Feſtungs-Artillerie-Bataillone.

Im Kriege:

10 Feſtungs-Infanterie-Bataillone,
21 Lokal-Kommandos,
7 Feſtungs-Artillerie-Bataillone.

D. Erſatztruppen.

Im Frieden:

1 Kadre des Kaukaſiſchen Kavallerie-Erſatzes.

Im Kriege:

2 Erſatz-Eskadrons,
1 unberittenes Kommando.

II. Kaſaken- und irreguläre Truppen.

A. Feldtruppen.

Im Frieden:

6 Kuban-Plaßtun-Bataillone,
70 Kaſaken-Sſotnien (einschließlich Dagheſtan-Regiment),
6 Kaſaken-Batterien mit 28 beſpannten Geſchützen.

Im Kriege:

14 Kuban-Plaßtun-Bataillone,
238 Kaſaken-Sſotnien ohne die abkommandirten und im Europäiſchen Rußland ſtehenden,
6 Kaſaken-Batterien mit 36 Geſchützen.

B. Beſatzungstruppen.

Im Frieden:

7 Lokal-Kommandos.

Im Kriege:

7 Lokal-Kommandos.

C. Milizen.

Im Frieden:	Im Kriege:
16 Reiter-Sotnien,	16 Reiter-Sotnien,
2 Fuß-Sotnien.	2 Fuß-Sotnien.

Wichtig für die Heranbildung des Offizier-Ersatzes sind die im Kaukasischen Militär-Bezirk bestehenden Militär-Lehr-Anstalten. In das Kadettenkorps zu Tiflis werden nicht bloß Russen, die meistens Söhne von Russischen Offizieren und Beamten sind, sondern auch Eingeborene, namentlich Grusinier, Armenier, ja sogar Perser und Tataren aufgenommen, um zu Offizieren hauptsächlich für die Kaukasischen Truppen erzogen zu werden. Ebenso besteht in Tiflis eine Junkerschule, die fast ausschließlich von Kaukasiern besucht wird.

Man wird nicht irren, wenn man die Errichtung dieser Anstalten im Kaukasus als ein weiteres Mittel auffaßt, um diesen Landstrich immer mehr an Rußland zu fesseln. Hat man erst einmal die heranwachsende Jugend zu Russen gemacht, so ist damit ein fester Grund gelegt, um die gesammte Völkerschaft Rußland ergeben zu machen.

In Stawropol schließlich besteht eine Kasaken-Junkerschule für die Heranbildung von Kasaken-Offizieren.

Die Uniformirung der regulären Truppen ist seit dem Regierungsantritt des Kaisers Alexander III. eine andere geworden. Die Grundfarbe der Feldmützen mit der Infanterie-Regimentsnummer (einzige Kopfbedeckung im Kriege), Waffenröcke, Hosen für die regulären Russischen Truppen ist dunkelgrün, der Mäntel grau, die der Hosen der Dragoner grünblau. Die Mützenbesätze, Achselklappen mit der Infanterie-Divisionsnummer und der Kragenspiegel sind verschiedenfarbig. An die Stelle der Knöpfe sind Haken getreten. Alle Truppen tragen hohe Kniestiefel.

Die eingeborenen Truppen haben im Großen und Ganzen ihre Nationaltracht behalten. Sie tragen eine niedrige, schwarze Tuchmütze oder Pelzmütze, dunkle Tscherkeska mit Achselklappen und den vorn angebrachten Patronennestern und den farbigen Beschmet (Hemd).

Für die Bekleidung der Kuban- und Terek-Kasaken ist die Grundfarbe der Feldmütze, der Tscherkeska, der Hosen schwarzgrau. Der Besatz der Feldmütze, die Achselklappen, der Beschmet sind bei den Kuban-Kasaken roth, bei den Terek-Kasaken blau.

Die Ausrüstung für die Infanterie besteht aus einem Leibriemen mit zwei Patrontaschen zu je 30 Patronen, Feldspaten oder Beil. Ueber der rechten Schulter Gepäckfack mit Feldflasche. Ueber der linken Schulter gerollter Mantel mit umwickelter Zeltbahn und Kochgeschirr. Hinten an dem Mantel bezw. der Zeltbahn eine Tasche mit einem Paar Reservestiefel. Der Baschlyk wird vorn um den unteren Theil des Mantels gewickelt. Die Feldartillerie trägt über der linken Schulter den gerollten Mantel mit Kochgeschirr, Tornister mit je einer Stiefeltasche an den Seiten für je einen Stiefel. Zelte werden auf der Protze mitgeführt. — Die Ingenieurtruppen sind mit Leibriemen, zwei Patrontaschen, Feldspaten oder Beil ausgerüstet. Sonst gleiche Ausrüstung wie Feldartillerie. Zeltbahn wird um den Mantel gewickelt. — Die Kavallerie und Reitende Artillerie trägt das Wehrgehäng über der rechten Schulter, Erstere den Leibriemen mit zwei Patrontaschen zu je 18 Patronen. Das Pferd trägt Vordergepäck aus zwei Satteltaschen, Hafersack, Mantel, Baschlyk, Schanzzeug und Hintergepäck aus zwei Quersäcken, Pferdedecke, Kochkessel und Trinkeimer bestehend.

Bewaffnung. Infanterie: mit Berdangewehr, Kaliber 10,7 mm, im Dienst mit aufgepflanztem Bajonett. Geplant ist die Einführung eines neuen 7,63 mm Gewehrs mit rauchschwachem Pulver. — Kavallerie hat Berdan-Dragoner-Gewehr und Säbel; Letzterer ist beim 44. und 45. Dragoner-Regiment Asiatischen Musters. Das Bajonett

wird nur beim Fußgefecht aufgepflanzt, sonst in der hölzernen mit Leder überzogenen Säbelscheide in einer besonderen Bajonettscheide untergebracht. Das Gewehr wird an einem breiten Riemen quer über dem Rücken, der Säbel an dem über die rechte Schulter laufenden Wehrgehänge getragen. — Die Feldartilleriemannschaften führen Säbel und Revolver. Das Kaliber des schweren Geschützes beträgt 10,68, der leichten und Reitenden 8,09, des Gebirgsgeschützes 6,35 cm. — Die Ingenieurtruppen führen das Berdan-Dragoner-Gewehr. — Die Kuban- und Terek-Kasaken führen den Kasaken-Säbel (Schaschka), das Kasaken-Berdan-Gewehr und einen Dolch (Kinjal). Letzteren hat man auch den eingeborenen Truppen belassen.

Es leuchtet ein, wie wesentlich das „Jetzt" von dem „Damals" auch in Betreff der Armee abweicht. Ein sicheres Fortschreiten macht sich auch hier bemerkbar. Damals noch im harten Kampfe mit den unbotmäßigen Bergvölkern begriffen, hat Rußland jetzt im Kaukasus festen Fuß gefaßt und sucht auch auf dem militärischen Gebiete zielbewußt und folgerichtig zu verwirklichen, was schon vor 30 Jahren der Herr Verfasser als nothwendig hingestellt hat. A. d. H.

Beilage.

Das heutige Persien nimmt mit seiner gewaltigen Wüstenausdehnung einen Flächenraum von 20 000 Quadratmeilen ein. Nach einer allgemein gültigen Schätzung wohnen in demselben etwa 10 000 000 Menschen, davon sind $^2/_3$ seßhaft in Städten und Dörfern, während $^1/_3$ den Nomadenstämmen angehört. Der größte dieser Letzteren hat indeß in den Ebenen feste Wohnsitze für den Winter, die von angebautem Terrain umgeben sind. Ein Theil ihrer Bevölkerung bleibt auch im Frühjahr zurück, um die Bestellung und Ernte zu besorgen, während der eigentliche Stamm mit seinem Reichthum an Herden die ihm zugetheilten Weideplätze durchzieht, nur unter den schwarzen Zelten Schutz gegen die Witterung suchend. Die ackerbautreibende Bevölkerung der Perser nimmt man auf 4 000 000 an, der Rest von 3 000 000 bewohnt die größeren Städte.

Das Studium der Persischen Geschichte zeigt, daß die ursprüngliche Iranische Bevölkerung bedeutende Zusätze fremder Einwanderungen erhalten hat, die von den großen Wanderzügen der östlichen Völker sowie von den Eroberungen der Araber hier sitzen geblieben sind. Es ist auch vielfach die Politik gewaltsamer Herrscher gewesen, unruhige Stämme aus ihren heimathlichen Sitzen nach entlegenen Gegenden zu verlegen. Im Ganzen kann man die heutige Bevölkerung nach ihrer Abstammung in etwa folgende Klassen eintheilen:

1. Ursprüngliche unvermischte Stämme, wie sie sich nach der im fünften Jahrhundert vor Christo stattgehabten Verschmelzung des Persischen und des Medischen Elements erhalten haben.
2. Produkte der Vermischung der ursprünglichen Einwohner mit den späteren Einwanderern und Eroberern.
3. Arabische Stämme.
4. Kurdische Stämme.
5. Türkische Stämme.

I. Die unvermischten ursprünglichen Stämme nehmen die unzugänglichen Theile des Landes ein; im Norden die Provinz Masanderan und Gilan, hier hat sich auch noch die alte Persische Sprache erhalten, die von dem Neu-Perser nur schwer verstanden wird, dieselbe besitzt eine eigene, wenn auch nicht sehr reiche Litteratur. Doktor Brugsch, der sich viel mit ihr beschäftigt hat, bringt einige Proben von unserer Expedition zurück. Weiter südlich rechnet man einen großen Theil der so gefürchteten Bachtiaren-Stämme sowie die den südwestlichen Gebirgsabhang bewohnenden friedlichen Luren dazu. Die geringen Ueberreste der alten Zoroaster-Religion, die unter dem Namen Geber durch ganz Persien zerstreut sind, muß man jedenfalls auch hier hinzurechnen; die größte Anzahl derselben befindet sich jetzt noch in Jezd, doch dürfte die Anzahl der Familien dort kaum 400 übersteigen.

II. Die 2. Klasse umfaßt die größte Menge der Iranischen Bevölkerung, namentlich die der Städte. Das ursprünglich Persische Element ist hier allerdings immer das vorherrschende geblieben. Die Einwanderungen und Eroberungen haben in ihm eine sowohl an Zahl als an geistiger Fähigkeit und Ausbildung überlegene Grundmasse gefunden, in welcher sie schnell aufgegangen sind. Dieser Verschmelzungsprozeß dauert noch gegenwärtig fort, indem die Klassen 3, 4, 5 ihren Ueberschuß fortdauernd an sie abgeben.

Dieser Theil der Bevölkerung bildet den eigentlichen Vertreter des modernen Iranischen Lebens, das so völlig verschieden von allen anderen orientalischen Völkern ist, daß es schwer wird, ihr eigentliches Wesen zu verstehen und zur Anschauung zu bringen. Herrschend in Allem, was Geschmack, Mode, Sitte, Litteratur, Kunst betrifft, ist das moderne Perserthum doch immer politisch von anderen Stämmen beherrscht worden. Ihr Verstand ist thätig, fein, springend, durch geistreiche Blitze blendend, doch ohne alle Konsequenz. Sie begreifen Alles leicht, was da ist, sie ahmen es mit Geschick nach, sie geben ihm auch wohl eine gewandtere, gefälligere Form, aber sie forschen nicht nach der Ursache, aus der es entstand. Ein Volk voller Sinn für alles Formelle, aber ohne jede eigene Schöpferkraft, die einen konsequenten Gedankengang verlangt, der aus der Ursache den oft mühevollen Weg zur Wirkung machen muß. Alle Dinge sind ihnen vereinzelt, der kausale Zusammenhang unverständlich oder wenigstens gleichgültig.

Früh haben diese Eigenschaften dem Besitzer einen hohen Grad von Geschliffenheit nach allen Richtungen hin erworben, der in dem grellsten Kontrast zu der rohen Naturkraft der umwohnenden Völker bestand. Dieser Kontrast hat Hochmuth, Eitelkeit und Selbstgefälligkeit zu einem wesentlichen Bestandtheil des Persischen Charakters ausgebildet. Trotzdem hat seit Jahrhunderten diese das eigentliche Perserthum vertretende Volksschicht keinen Herrscher des Reiches aus sich hervorgebracht, sondern diese immer von den ihre Individualität erhalten habenden eingewanderten Stämmen empfangen. Denn es fehlt ihr jeder Sinn für eine Organisation, jede Einheit und vor Allem jeder

Respekt vor ihres Gleichen. Ziemlich willig haben sie sich der Energie fremder Stämme unterworfen, wenn sie dieselben auch nicht für geistig ebenbürtig hielten. Sie gehorchen ihnen als einer Nothwendigkeit; eine wirkliche Anhänglichkeit hat aber seit dem Untergang der Sassaniden*) keine Dynastie, nicht einmal ein einzelner Herrscher sich erwerben können. Opferwilligkeit und Patriotismus sind unbekannte Dinge. Sie halten wohl ihren Himmel für den blauesten, ihre Erde für die fruchtbarste, ihr Klima für das herrlichste der Welt; aber wer diese Herrlichkeiten regiert, ist ihnen ziemlich gleichgültig. Hierin dürfte die größte Schwäche des Volkes zu suchen sein.

III. Die Arabischen Stämme, die in der Zeit der Einführung des Islams das Land überzogen, haben sich meist im Süden des Reiches in den heißen Küstenebenen des Persischen Reiches und in den Gebirgen von Lars und Fars niedergelassen. Sie leben nur in und für ihren Stamm, nur das Nothdürftigste und dieses nur gezwungen für den Staat liefernd. Nur ein einziges Mal haben sie zu den Zeiten Kerims des Zendfürsten**) einen weitreichenden Einfluß ausgeübt.

IV. Kurden. Dieselben haben außer ihrem Gebirgslande sich in Kolonien längs des ganzen Elbrus-Gebirges ausgedehnt. Einige Stämme von ihnen sind bis in die Provinz Astrabad durch Abbas den Großen***) als Grenzwache gegen die Turkmenen vorgeschoben. Ein kräftiger edler Gebirgsstamm, voll männlicher Schönheit und geistiger Unbändigkeit. Trotz aller Kraft haben sie aber nie etwas Dauerndes geschaffen; in dem Mangel an Organisation und Disziplin zersplitterten sich alle ihre Leistungen.

V. Türken. Die Einwanderung derselben hat unter den Seldschucken begonnen. Der ganze Weg von Turan bis Aserbeidschan und Kirmanschai ist von ihren Niederlassungen besetzt. Am zahlreichsten sind dieselben in Aserbeidschan geblieben, hier ist die Türkische Sprache heute noch fast allein gebräuchlich. Der feste Stammeszusammenhang, die Hingabe an ihre geborenen Führer haben sie zu dauernden Herren der Länder gemacht, in denen sie sich niederlassen; so hat der Gründer der jetzigen Dynastie nur durch die Kräfte seines Stammes die Eroberung des ganzen Reiches vollzogen.

Nachdem Rußland sich die Achal-Teke-Turkmenen unterworfen hat, wurde durch den Vertrag vom 12. März 1882 zwischen Ersterem und Persien eine neue Grenze vereinbart. Diese folgt dem Atrek-Flusse aufwärts bis zum Fort Tschat, dann dem Kamme des Songu-Dagh und dem Sjagirim-Gebirge, schneidet den oberen Tschandyr, läuft nordöstlich zum Sumbar und folgt diesem bis zu seiner Quelle, im weiteren Verlauf dem Kopet-Dagh nach Südosten bis Serachs. Persien ist somit ein unmittelbarer Grenznachbar von Rußland vom Aras, dem Grenzflusse gegen Transkaukasien, bis zum Heri-Rud in der Turkmenen-Steppe geworden.

*) Die Herrschaft der Sassaniden reichte von 226 bis 650. A. d. H.
**) 1759 bis 1779. A. d. H.
***) 1582 bis 1627. A. d. H.

Es umfaßt jetzt 1 647 070 qkm (29 912 Quadratmeilen) mit einer Bevölkerung von etwa 7½ Millionen, welche sich vertheilt

auf 99 Städte mit	1 963 600	Einwohnern,	
" Dörfer und städtische Distrikte mit	3 780 000	"	
" Araber	57 000	Familien,	Nomaden.
" Türken	160 000	"	
" Kurden, Luk	150 000	"	
" Belutschen, Zigeuner	4 600	"	
" Bachtiaren, Luren	52 000	"	

A. d. H.

Staatsform.

Die Form der Regierung ist ein durch den Koran als Gesetzbuch beschränkter Despotismus, d. h. der Schah ist unbedingter Herr über Leben und Vermögen seiner Unterthanen, unbeschränkt in der Verwaltung, in der Erhebung und Vermehrung von Steuern, in der Aushebung und Verwendung des Heeres, aber er ist nicht Herr über das bürgerliche Gesetz, er kann es wohl verletzen, umgehen, aber nicht umändern oder neu schaffen. Das unveränderlich einzig geltende Gesetzbuch ist der Koran und dessen alleinige Ausleger der Priesterstand.

Hierin unterscheidet sich der Persische Despotismus von dem Türkischen, der Padischa von Stambul ist gleichzeitig der höchste geistliche Würdenträger, das Oberhaupt des sunnitischen Islams. Der Schah von Persien ist nur das Oberhaupt des Staates, er erkennt neben sich die Geistlichkeit als eine selbständige Macht im Staate an.

Aber auch die weltliche Allgewalt des Schah ist durch die Natur des Landes vielfach beschränkt. Die entfernteren Provinzen, besonders die schwer zugänglichen und die von kriegerischen Stämmen bewohnten, müssen mit großer Schonung behandelt werden, da bei den großen Entfernungen des Reiches und der geringen Konzentration der Verwaltung die Regierung selten im Stande ist, gewaltsame Maßregeln auszuführen. In neuerer Zeit, d. h. seit der Errichtung eines stehenden Heeres nach Europäischem Muster in den zwanziger Jahren unter Fath-Ali,*) hat die Macht der Regierung einigermaßen zugenommen. Seit dieser ist es die Politik der Kadscharen gewesen, das feudale Verhältniß des Stammhauptes zu seinen Stammgenossen zu lockern. Man hat die jüngeren Generationen an den Hof berufen, um sie hier zu verwöhnen und sie ihrem nomadischen Leben abspenstig zu machen. In dem nördlichen Theile des Reiches unter den Türkischen und Kurdischen Stämmen ist dieses auch vielfach gelungen; unter der Arabischen Bevölkerung des Südens halten indeß die angeborenen Bande noch fester. Die Regierung

*) Fath-Ali regierte von 1797 bis 1834, der zweite Herrscher der noch jetzt regierenden Dynastie der Kadscharen. A. d. H.

sucht hier durch Erregung von Zwistigkeiten und durch Begünstigung der Blutrache die gefährlich scheinenden Stammeshäupter zu schwächen; und ist ihr dasselbe auch gelungen, natürlich nur erkauft durch den Ruin des Landes.

Die zweite Macht im Staate ist, wie wir oben gesehen, die geistliche. In der Zeit vor Einführung des Islams waren die Magier die Vertreter des alten Zoroasterthums schon eine mitregierende Kaste, von diesen mögen die Mollahs der neuen Religion es erlernt haben, neben ihrem geistlichen Amte sich in den Besitz weltlichen Einflusses und Reichthums zu setzen. Rechtlich ist $^1/_5$ jedes eroberten Landes Moscheen-Gut, dasselbe hat sich indeß durch vielfache Schenkung streng gläubiger Moslems bedeutend vermehrt. Der Kultus der Imam (der Heiligen) und deren Gräber haben ungeheure Legate eingebracht. Außer diesem Grundbesitz bezieht die Geistlichkeit noch eine direkte Abgabe vom Grundbesitz und $^1/_5$ Prozent von allem Gewinnst im Handel. Man rechnet daher die Einnahme der Geistlichkeit im Reiche:

1. Ertrag des Grundbesitzes . . .	1 500 000	Toman,
2. Abgabe vom Grundbesitz . . .	500 000	=
3. $^1/_5$ Prozent vom Gewinnst bei Verkäufen	220 000	=
Summe	2 220 000	Toman.

(1 Toman = 3 Thlr. $2^1/_2$ Sgr., also gegen 6 850 000 Thaler.)

Aus diesen für die dortigen Verhältniffe sehr bedeutenden Einnahmen wird die sehr große Zahl der Mollahs unterhalten, die den verschiedenen Dienstzweigen vorstehen. Diese sind im Wesentlichen:

1. Ausübung des geistlichen Kultus,
2. Gerichtspflege in der völligen Ausdehnung des bürgerlichen Gesetzes,
3. Schulwesen,
4. Wohlthätigkeitsanstalten.

Zu diesen Letzteren gehört nicht nur die Armenpflege in Dorf und Stadt, sondern auch die Fürsorge für das reisende Publikum durch Anlage von Karawanfereien, Brunnen und Herstellung von Brücken und dergleichen. Man sieht aus diesen Angaben der Pflichten des Standes auch die Möglichkeit seines Einflusses. Derselbe ist indeß in neuester Zeit sehr gefallen durch Entsittlichung und Bestechlichkeit seiner Mitglieder; trotzdem bildet er immer noch eine Macht, die kein Herrscher Persiens ungestraft antasten kann.

Verwaltung.

Dieselbe leidet an zwei Grundfehlern:

1. an dem Mangel einer gehörigen Centralisation und
2. an der beispiellosen sittlichen Verderbniß des gesammten Personals, das von dem obersten Minister bis zu dem geringsten Schreiber

ein Staatsamt nur wie eine melkende Kuh anſieht, die eben nur des eigenen Vortheils wegen vorhanden iſt.

Das Land iſt in folgende Provinzen eingetheilt: Chorafan, Teheran, Aſerbeidſchan, Hamandan, Irak, Fars, Arabiſtan, Kirmam, Jezd. Einzelne derſelben haben wieder Nebengouvernements, die, je nachdem der Gouverneur beim Schah gut angeſchrieben iſt, eine mehr oder weniger ſelbſtändige Stellung haben; ſo zerfällt z. B. Teheran in die ziemlich ſelbſtändigen Provinzen Aſtrabad, Maſanderan und Gilan. In vielen Fällen werden neue Provinzen formirt, nur um hervorragenden Mitgliedern der Kaiſerlichen Familie eine anſtändige Verſorgung zu geben. Die Hauptreſidenz des Landes iſt von der jetzigen Dynaſtie aus der alten Hauptſtadt des Reiches Iſpahan nach Teheran verlegt, weil hier der eigene Türkiſche Stamm, aus dem ſie hervorgegangen, ſeine Sitze hat.

Der gegenwärtige Schah hat nach dem Muſter der Europäiſchen Staaten einen Miniſterrath geſchaffen. Derſelbe beſteht aus dem Miniſter des Aeußern, des Innern, der Finanzen, des Krieges, der Juſtiz, des Handels und des Ackerbaues. Ein oberflächlicher Blick in die hieſige Staatsmaſchine genügt indeß, um einzuſehen, daß dieſe Einrichtung nur ein Nachäffen fremder Zuſtände iſt und durchaus keine feſtere Wurzel geſchlagen hat. Die eigentliche Verwaltung liegt in den Händen der Provinzial-Gouverneure. Organiſche Geſetze oder allgemeine Verwaltungsmaximen des Reiches ſind eine unbekannte Sache. Die Gouverneure ſind in den Provinzen ganz ſelbſtändig und verwalten dieſelben wie kleine vereinzelte Reiche, aus denen ſie nur die vorgeſchriebenen Leiſtungen an Steuern und Rekruten an die Centralgewalt abgeben. So war z. B. im Sommer 1860 durch ſchlechte Ernten eine Theuerung aller Lebensmittel eingetreten; beſonders litten darunter die Provinzen Teheran und Irak. Um nun in den glücklich ſituirten Provinzen nicht mit darunter zu leiden, ſo ſchloß der Gouverneur von Fars ſich gegen Irak ab und verbot jede Ausfuhr von Getreide aus ſeiner Provinz. Von der Centralregierung aus geſchah nichts, um durch eine allgemeine Ausgleichung den örtlichen Nothſtänden abzuhelfen. Dies kleine Beiſpiel wird am beſten den Mangel jeder nothwendigen Centraliſation erläutern.

Das Beamtenperſonal des Reiches wird aus der weit verbreiteten Klaſſe der Mirza genommen. Dieſen Titel (vor dem Namen geſchrieben) nimmt jeder Mann an, der eine gewiſſe Maſſe von Kenntniſſen zur Geltung bringen will (derſelbe nach dem Namen geſchrieben bedeutet Königliche Hoheit). Die Zahl der Mirzas iſt ſehr bedeutend, denn nicht nur die führen ihn, die ſchon eine Stufe, wenn auch die unterſte, im Staatsdienſt eingenommen haben, ſondern auch die, welche hoffen, eines ſolchen Glückes einmal theilhaftig zu werden, daher giebt es in den vornehmen Häuſern viele Bediente, die ihn führen; überhaupt gilt es für eine ſehr günſtige Vorbedeutung, ſeine Laufbahn in dem Hauſe eines einflußreichen Großen zu beginnen. Der Titel bleibt

dann bei allen Beförderungen, ihn führen Gelehrte, Soldaten, ja selbst die höchsten Beamten des Reiches. In dieser Klasse der Mirzas, zu Deutsch etwa Schreiber, die sich meist immer aus derselben Familie ergänzen, ist die Habsucht, die Bestechung am meisten vertreten, doch wird derselben von oben herab der größte Vorschub geleistet.

Die jetzt regierende Familie, die Dynastie der Kadscharen, hatte immer den Staat wie eine Domäne betrachtet, der gegenüber sie nur Rechte, aber keine Pflichten zu besitzen glaubt. Sie fühlte sich als Usurpatorin im Besitz unsicher und hat kein Zutrauen zur eigenen Zukunft; alle Regierungsmaßregeln sind daher nur auf die Ausbeutung des Augenblicks berechnet. Dabei geht als ein Familienzug eine Alles verschlingen wollende Habsucht, ein Geiz, der in seiner Kleinlichkeit oft höchst lächerlich aussieht, hindurch; derselbe hat ihr selbst bei dem Orientalen, dem unser Begriff von Ehre fremd ist, jede Würde benommen. Tausend Anekdoten werden von den verschiedenen Herrschern in dieser Art erzählt. Die folgenden, deren Wahrheit ich verbürgen kann, mögen diesen Familienzug charakterisiren.

Der erste Kadschar Aga Mohammed Schah, übrigens ebenso bedeutend als Krieger wie als Politiker, sah eines Tages einen zerlumpten Derwisch in dem Bazar betteln; er rief denselben heran und schlug ihm folgendes gemeinsame Geschäft vor: Er sollte am nächsten Vormittag, wenn der Schah mit den Großen seines Hofes ein feierliches Selam hielt, am Thron erscheinen und um eine Gabe bitten; der Schah werde dann eine bedeutende Summe geben und dadurch die Großen des Reiches nöthigen, ein Aehnliches zu thun. Die so gewonnene Summe wollten dann Beide theilen. Am festgesetzten Tage erschien der verschmitzte Derwisch und sammelte die erzwungenen Wohlthaten ein. Am Abend erwartete der Monarch mit Ungeduld den Derwisch, aber vergebens, der schlaue Bettler hatte sich mit seiner Beute aus dem Staube gemacht. Wüthend ließ der gefoppte Schah ihn durch Soldaten auf allen Straßen verfolgen und gestand damit seine verunglückte Finanzmaßregel öffentlich ein.

Der vorige Schah Mehmed verurtheilte eines Tages einen Verbrecher zum Verlust beider Ohren und ließ das Urtheil in seiner Gegenwart vollstrecken. Der wohlhabende Delinquent versprach leise dem Scharfrichter 30 Dukaten, wenn er nur die Läppchen seiner Ohren verschnitt. Nachdem dies geschehen, ließ der Schah, der das Gespräch errathen hatte, den Ohrlosen näher herantreten und erhielt durch Drohung das Eingeständniß jenes Gesprächs. „Thor, der Du bist", erwiderte der höchste Hort der Gerechtigkeit, „hättest Du mir die Summe geboten, so hättest Du beide Ohren behalten können."

Auch von dem jetzigen Schah *) werden unzählige Beispiele erzählt, wie

*) Nassr Eddin regiert seit 1848. A. d. H.

ſich die höchſte Gerechtigkeit durch Geſchenke beſtimmt. Alle wichtigen und einträglichen Stellen werden nach Maßgabe der dargebotenen Summen vertheilt.

Man glaubt, daß der eigentliche Grund, warum der Schah keinen erſten Miniſter mehr ernennt, ſondern deſſen Funktionen ſelbſt verſieht, eben in ſeinem Geize zu ſuchen iſt. Er hat geſehen, wie dieſe erſten Miniſter in kurzer Zeit bedeutende Summen zuſammengehäuft haben, und hält es nun für vortheilhaft, dieſe möglichſt ſelbſt einzukaſſiren. Welchen Einfluß dieſe Grundſätze auf die Moralität nach unten hin ausüben, iſt einleuchtend. Jeder Gouverneur verkauft die Stellen, die er vergiebt, natürlich auch wieder. Die Geſchenke, die er nach oben außer den regelmäßigen Einnahmen geben muß, läßt er ſich von ſeinen Untergebenen in verdoppeltem Maße erſetzen; ſo giebt es in der ganzen Staatsmaſchine kein Glied, das nicht in größerer oder geringerer Ausdehnung ſeinen Unterhalt auf eine ungeſetzmäßige Weiſe erpreßt. Dieſes auf möglichſt gewandte und ausgedehnte Weiſe zu thun, iſt die Hauptbeſchäftigung Perſiſcher Beamten, und darin entwickeln ſie ein erſtaunliches Erfindungstalent und eine unglaubliche Thätigkeit, die einer beſſeren Sache würdig wären.

Der Schah hat allerdings ein ſehr einfaches Mittel, um ſeine Untergebenen nicht zu große Summen auf die Dauer aufhäufen zu laſſen. Iſt ein Miniſter oder ein Gouverneur ſehr reich geworden, ſo ſucht man eine ungeſetzmäßige Handlung deſſelben hervor und droht ihm mit einem Prozeß; entweder giebt er nun eine geforderte Summe gutwillig heraus, oder man verurtheilt ihn und nimmt ihm Alles, was er beſitzt. Die Folge dieſer Unſicherheit der erworbenen Schätze iſt natürlich, daß dieſelben ebenſo ſchnell wie gewonnen auch wieder verausgabt werden; daher der außerordentliche Luxus und die Verſchwendungsſucht der großen Würdenträger des Reiches.

Am Stehlen ſelbſt wird kein Beamter gehindert, wohl aber daran, daß er das Geſtohlene nicht zu lange beſitzt.

Dieſe rein perſönliche Ausbeutung des Staates muß den größten Nachtheil auf das gemeine Wohl ausüben, um ſo mehr, als die kurzſichtige Staatsweisheit und das Intereſſe, nur für den Augenblick zu ſorgen, das vorhandene Vermögen des Volkes ſo ſtark als möglich ausſaugt und nichts dazu thut, daß in der Zukunft die Quellen deſſelben nicht verſiegen. So läßt man die großen mineralen Reichthümer des Landes brach liegen. Es liegen ungeheure Schätze von Eiſen, Blei, Kupfer, Steinkohlen in der Nähe der Hauptſtadt Teheran; aber einestheils ſcheut man die Einrichtungskoſten, anderntheils fürchtet man die Ruſſen als Nachbarn des Reiches auf die Schätze aufmerkſam zu machen und ihre Eroberungsluſt noch mehr anzuregen.

Für die Wegebauten iſt ſeit hundert Jahren nichts geſchehen. Die Natur der Perſiſchen Straßen würde, da ſie faſt nur in breiten langen Thälern laufen, ſehr wenig Nachhülfe bedürfen, um ſie für Wagenlaſten fahrbar zu machen. Die Querpaſſagen über die Gebirge ſind augenblicklich in

den traurigſten Zuſtänden, trotzdem ſie wenigſtens für Pferdelaſten leicht gangbar gemacht werden könnten. Gegenwärtig erleiden in ihnen die Karawanen bedeutenden Verluſt an Laſtthieren, die theils in die Abgründe ſtürzen, theils nur mühſam die Böſchungen erklimmen. Die Folge davon iſt, daß die Transportkoſten immer höher ſteigen und dadurch der Geſammthandel natürlich leidet. Die Karawanſereien, mit Pracht von früheren Regierungen ausgerüſtet, um den Reiſenden Schutz und Unterkommen zu bieten, verfallen von Jahr zu Jahr mehr und ſind zum größten Theil jetzt unbewohnbar.

Die Gouverneure, nur auf ihren augenblicklichen Gewinn bedacht, verwenden keine Mittel, um die Sicherheit der Straßen und des Verkehrs zu erreichen. In einzelnen Provinzen exiſtiren förmliche Verträge zwiſchen den Obrigkeiten und den räuberiſchen Stämmen, wonach dieſe das Eigenthum des Staates zwar reſpektiren, ſich dafür aber an dem der Privatleute ſchadlos halten.

Die Provinzen Perſiens ſind jetzt folgende: Aſerbeidſchan, Iſpahan (nebſt Fars, Arabiſtan, Jezd, Irak, Burndſchird, Luriſtan, Kirmanſchahan, Kurdiſtan, Bachtiar), Chorafan mit Seiſtan, Teheran (mit Gilan, Maſanderan, Aſtrabad, Kaſchan), Chamſch, Kazwin, Hamadan, Kirman nebſt Belutſchiſtan und Semnan (mit Danghan und Sharud).

A. d. H.

Ackerbau.

Am ſchwerſten leidet unter dieſem Mangel an Gerechtigkeit, an dieſer allgemeinen Rechtsunſicherheit der Ackerbau, die Quelle des Nationalwohlſtandes. Der Erfolg des Ackerbaues beruht in ganz Perſien auf einer genügenden Bewäſſerung. Der Boden an und für ſich hat gar keinen Werth; er erhält denſelben nur durch die größere oder geringere Maſſe des darüber fließenden Waſſers. Dieſes iſt theilweiſe in den Flüſſen und Bächen vorhanden, oder es wird auf künſtlichem Wege durch unterirdiſche Kanäle beſchafft, d. h. man ſucht durch Brunnen an den Abhängen des Gebirges die Quellen auf und leitet dieſes Quellwaſſer durch unterirdiſche Gänge, die alle 200 Schritt eine Oeffnung nach oben haben, nach dem Fleck hin, wo man es braucht. In dem Anlegen dieſer Kanäle iſt man außerordentlich geſchickt, man leitet ſie unterirdiſch oft meilenweit; natürlich ſind dieſe Anlagen nicht nur in der erſten Anfertigung, ſondern auch in der Erhaltung ſehr koſtſpielig. Auch das Waſſer von Bächen und Flüſſen wird durch ein künſtliches Kanalſyſtem bis auf weite Entfernungen fortgeführt und in unzählig viele kleine Arme vertheilt. Iſt die Maſſe des Waſſers hinreichend, ſo wird die Ernte außerordentlich lohnend. Ueberall eignet ſich der Boden für Garten- und Obſtbau, er trägt durchgängig zweimal, einmal eine Halmfrucht, das andere mal Gemüſe, Melonen oder Gurken, ohne je durch Dünger eine Zuthat zu erhalten; dieſer wird ſorgfältig geſammelt und in dem holzarmen Lande als

Brennmaterial benutzt. Der ſtarke Kalk- und Mergelgehalt des Bodens erſetzt die thieriſchen Stoffe.

Die Sorgſamkeit und der Fleiß des Anbaues iſt bei Weitem größer als bei allen benachbarten orientaliſchen Völkern; daher iſt, trotzdem daß nur ein geringer Theil des Grund und Bodens bebaut iſt, Perſien dennoch im Stande, ſich nicht nur ſelbſt zu ernähren, ſondern auch einen bedeutenden Ueberſchuß ſeiner Produktion auszuführen, der völlig die Einfuhr Europäiſcher Induſtrieartikel deckt.

Der Grund und Boden iſt etwa zu $^1/_3$ im Beſitz der Krone, zu $^1/_3$ Moſcheengut, d. h. Eigenthum der Geiſtlichkeit, und zu $^1/_3$ im Beſitz größerer Grundeigenthümer. Die Krone hat einen Theil ihrer Beſitzungen als eine Art Lehnsgut ausgegeben, indem ſie Große des Reiches damit belehnt; oder ſie weiſt Schulden auf die Revenüen derſelben an, oder überläßt ſie einzelnen Familien als eine Art Erbpacht. In ähnlicher Weiſe verwaltet auch die Geiſtlichkeit das Moſcheengut. Bauern in dem Sinne wie bei uns, d. h. freie Eigenthümer eines kleinen Landgutes, giebt es nur in ſehr geringer Anzahl. Die Waſſerarbeiten erfordern ſo bedeutende Kapitalien, daß eben zu einem ſchwunghaften Betriebe nur vermögende Leute kommen können.

Die eigentliche landwirthſchaftliche Arbeit wird von der freizügigen Landbevölkerung verſehen, die nirgends ein feſſelndes Band an Grund und Boden kennt, ſondern nur zeitweiſe pachtend ein Grundſtück übernimmt. In der Regel gehören dem Bauer 20 Prozent des Ertrages, wenn er die Ausſaat ſelbſt liefert, und 10 Prozent, wenn er ſie vom Herrn des Dorfes empfängt. Im Allgemeinen iſt die Lage der pachtenden Klaſſe erträglich; da es an Arbeitskraft fehlt, ſo muß der Beſitzer dieſelbe ſchonen und nicht überbürden, um ſo mehr, als eine Ueberſiedelung nach einer anderen Gegend bei dem geringen Haushalt und bei der Leichtigkeit, mit der man unter jenen klimatiſchen Verhältniſſen ein neues Haus errichtet, keine ſchwere Sache iſt.

Wenn vorher geſagt iſt, daß Perſien ſeinen Bedarf an Rohprodukten vollkommen deckt, ſo könnte dennoch die Produktivkraft des Landes bedeutend geſteigert werden; in früheren Zeiten iſt dieſe auch ſehr viel größer geweſen, wie dies die große Anzahl der in Trümmern liegenden Dörfer beweiſt. Einem Aufſchwung der Landwirthſchaft tritt am meiſten die völlige Unſicherheit des Rechts entgegen. Die Möglichkeit der Kultur liegt, wie ſchon geſagt, in dem Vorhandenſein der Bewäſſerung; eine nur einigermaßen verſtändige Geſetzgebung und Verwaltung würde daher den Beſitzſtand des Waſſers in unveränderlicher Weiſe feſtſtellen, das Zutageſördern neuer unterirdiſcher Waſſerſchätze in jeder Weiſe begünſtigen, den Schwachen gegen den Mächtigen ſchützen; hier indeſſen geſchieht gerade das Gegentheil; der Beſtechlichkeit iſt ein weites Feld geöffnet. Der Reiche und Einflußhabende ſucht durch alle möglichen Kniffe ſich einen fremden Waſſerlauf auzueignen, er legt in der Nähe ſeines Nachbars ebenfalls eine Leitung an und ſucht die mühſam aufgefundenen

Quellen dem ursprünglichen Eigenthümer abzuschneiden. Einen Schutz nach oben findet derselbe nicht, wenn er nicht einen Theil seines Vermögens als Bestechung opfert.

Natürlich leidet hierdurch die allgemeine Kultur. Der Grund und Boden hat einen verschiedenen Werth, ob er in den Händen eines einflußreichen Großen oder in den Händen eines einfachen Privatmannes ist; und verliert diesen größeren Werth wieder, wenn jener den Einfluß am Hofe des Schah oder des Gouverneurs einbüßt. Mit der abgeleiteten Wasserader gehen ganze Dörfer zu Grunde; die unzähligen Dorfruinen, denen man in Persien begegnet, sind nicht allein die Spuren der letzten kriegerischen Verwüstung, sondern das Resultat jener so verderblichen Verwaltungswirthschaft.

Ein anderer Umstand tritt noch hinzu, um die Gegend, durch die die großen Verkehrsstraßen führen, zu veröden. Die anliegenden Dörfer müssen die sämmtlichen Beamten auf ihren Reisen unentgeltlich verpflegen, ja die Gouverneure der Provinzen fordern für die Ehre ihrer Gegenwart außer freier Kost für sich und den großen Schwarm ihrer Diener und Pferde nicht unansehnliche Geschenke an baarem Gelde. Ebenso werden die Truppen auf ihren Märschen angewiesen, sich ihre Verpflegung aus den anliegenden Dörfern zu holen; wenn daher Truppendurchmärsche in größerem Maßstabe vorkommen, so verlassen oft die Einwohner mit ihrer beweglichen Habe ihre Dörfer, um wenigstens diese vor den Plünderungen zu schützen.

Am theuersten kommt es den armen Dorfbewohnern zu stehen, wenn sie das Glück haben, das Angesicht ihres erhabenen Gebieters, des Schah, bei sich zu sehen; eine einzige Reise desselben ruinirt oft ganze Distrikte jahrelang. Im Laufe des vergangenen Sommers wanderte z. B. die gesammte Bevölkerung eines Gebirgsthales aus, als sie hörte, der Monarch würde einige Zeit dort die kühle Luft genießen.

Die Folge dieser Bedrückung und Erpressung ist, daß alle Besitzungen, welche in der Nähe großer Straßen liegen, wo sich derartige Vorgänge wiederholen, außerordentlich im Preise gefallen sind und schließlich veröden. Welchen bedenklichen Einfluß diese Verödung der Kommunikationslinien auf Handel und Verkehr haben muß, ist leicht erklärlich. Wenn man zu diesen Uebelständen, die auf dem Ackerbau ruhen, noch die willkürlichen Bedrückungen der Gouverneure und Beamten rechnet, die den schwachen Dörfern Dinge zumuthen, die sie in volkreichen Städten nicht wagen, so wird man sich nicht darüber wundern, daß das Reich trotz eines langen Friedens sich nicht erholen kann, sondern man muß die Arbeitskraft des Volkes und die Ergiebigkeit des Bodens bewundern, die einer so sinnlosen Wirthschaft so lange noch haben widerstehen können.

Industrie.

Die Industrie Persiens steht auf dem Standpunkt unseres Mittelalters, d. h. sie ist durchweg noch das Produkt des Handwerks und nicht der Fabriken. Das Handwerk an und für sich ist außerordentlich weit ausgebildet, so daß das Land im Nothfall unabhängig von Europa leben könnte. Der rege Sinn für alles Mechanische, der lebhafte Nachahmungstrieb, sowie ein entwickelter Geschmack, der sich in einem Sinn für Verzierungen, für schöne Formen, selbst bei den gewöhnlichsten Haushaltsgegenständen kund giebt, haben das Handwerk auf einer hohen Stufe der Entwickelung erhalten, wenn auch die Verarmung des ganzen Volkes die Nachfrage nach Gegenständen des Luxus bedeutend vermindert hat. Der in neuerer Zeit wieder lebhafter gewordene Verkehr mit Europa hat die Industrie angeregt, die importirten Gegenstände mit Erfolg nachzuahmen, man verfertigt z. B. Messer, die dem Englischen Muster sehr wenig nachstehen, sie tragen sogar den Stempel London und haben den Vortheil, billiger zu sein. Unter der Leitung Französischer Offiziere werden in dem Arsenal von Teheran gezogene Infanteriegewehre, allerdings nicht so dauerhaft, aber um die Hälfte billiger hergestellt als die aus Europa bezogenen. Aber auch die eigenthümlich Persischen Produkte, wie Teppiche, Shawls, Holz- und Damastarbeiten, haben ihren alten Ruf erhalten. Sollte sich der Wohlstand des Landes durch eine verständige Regierung wieder heben und die Beziehungen mit Europa zunehmen, so dürfte Persien bald wieder eine Industrie erzeugen, die selbst ihren Markt in Europa mit Leichtigkeit finden würde.

Handel.

Bei den falschen Ansichten, die über den Asiatischen Handel bei uns größtentheils herrschen, erlaube ich mir, etwas näher auf dieses Kapitel einzugehen und mit Anführung der großen Kommunikationsstraßen, die Persien durchlaufen und die Verbindung Europas mit dem inneren Asien herstellen, zu beginnen.

1. Nördliche Karawanenstraße längs des Südfußes des Elbrusgebirges von Mesched über Nischapur, Schahrud, Teheran, Kaswin, Singan, Täbris. In ihrem Anfangspunkte Mesched treffen die Karawanen Afghanistans, die aus Indien über Kabul oder Kandahar nach Herat gehen, mit denen von Buchara und Chiwa zusammen. In neuerer Zeit hat der Verkehr Meschеds durch die räuberischen Einfälle der Turkmenen außerordentlich gelitten; um die Sicherheit jener Gegenden wiederherzustellen, hatte das Gouvernement im Sommer 1860 jenen unglücklichen Feldzug unternommen, auf den ich später noch zurückkommen werde. Infolge der Unsicherheit hat sich daher der ziemlich bedeutende Handel Bucharas nördlich nach Chiwa und von da direkt nach Rußland an das Ufer der Wolga gewandt. Trotzdem ist Mesched noch immer eine Stadt von 80 000 Einwohnern; es beherbergt in sich das Grabmal des Iman Riza, das jährlich 60 000 Pilger aus allen Theilen des

Reiches an sich zieht. 30 Meilen westwärts von Mesched geht nördlich eine Straße nach dem Kaspischen Meere nach Astrabad. So wenig sie in diesem Augenblick der feindlichen Einfälle wegen besucht ist, um so wichtiger dürfte sie einmal in der Zukunft werden. Sie ist die nächste Verbindung Rußlands mit Afghanistan und dadurch mit den Englischen Besitzungen in Indien. Mit wie eifersüchtigen Augen diese ganze Linie von England angesehen wird, geht aus den Anstrengungen hervor, die das Britische Gouvernement für die Selbständigkeit von Herat, als dem Schlüsselpunkte dieser ganzen Linie, seit 20 Jahren gemacht hat.

Merkwürdigerweise fehlen eigentlich praktikable Verbindungsstraßen über den großen Elbrusstock, so daß die Süduser des Kaspischen Meeres und die an Wald, Reis und Getreide so reichen Provinzen Masanderan und Gilans von der Hauptstadt Teheran so gut wie getrennt sind, was um so mehr zu beklagen ist, als gerade jene von den feuchten Dünsten des Kaspischen Meeres befruchteten Provinzen trefflich die trockenen Länderstriche des inneren Landes ergänzen könnten. Der einzige Uebergang für Karawanen über das Gebirge führt von Kaswin nach Resht, aber auch dieser ist nur in gewissen Theilen des Jahres passirbar.

Am Endpunkt Täbris spaltet sich die oben erwähnte Linie zweimal, um nördlich bei Djubsa den Araxes zu passiren und sich an die große durch Kaukasien führende Fahrstraße nach Tiflis anzuschließen, und zweitens westlich, um über Bajazed und Erzerum das Schwarze Meer bei Trapezunt zu erreichen.

Die zweite große Verkehrsader geht von Bender Buxhir am Persischen Golf aus, übersetzt in sehr steilen Gebirgspassagen sieben Parallelketten, berührt Schiras und führt nach der alten Kapitale des Persischen Reiches, nach Ispahan. Von hier gabelt sie sich und führt einmal nördlich über Kom nach Teheran und dann nordwestlich über Hamadan nach Täbris.

Eine dritte Verkehrsader geht von Teheran aus und führt über Hamadan, Kirmanscha nach Bagdad in das Euphratland.

Als die vierte Verkehrsader kann man die Verbindung von Jezd in der Mitte der großen Salzwüste nach Ispahan ansehen. In älteren Zeiten vereinigte sich in Jezd ein bedeutender Karawanenverkehr von Afghanistan, Kirman und Lars, in neuerer Zeit ist dieser indessen fast gänzlich verschwunden. Doch ist Jezd noch immer ein bedeutender Platz von 60 000 Einwohnern, der einen sehr bedeutenden Handel mit Farbstoffen unterhält.

Diese angegebenen vier großen Straßen vermitteln allein den Karawanenverkehr, die Nebenstraßen sind theils so unwegbar, theils so unsicher, daß man sie nur als Saumpfade ansehen kann. Aber auch auf diesen großen Verkehrsadern hat das Gouvernement in den letzten hundert Jahren nicht nur nichts Neues geschaffen, sondern es hat auch die Anlagen früherer Zeiten verkommen lassen. Die glänzenden Karawansereien, die zahlreichen Brunnen und Wasser-

reservoirs, die zum großen Theil aus den Zeiten der Sefiden herstammen, verfallen von Jahr zu Jahr mehr, was um so mehr zu beklagen ist, als sich auch der Anbau, wie wir es vorher gesehen haben, von den großen Straßen fortzieht. Die Brücken sind durchgehends verfallen, oftmals müssen Karawanen tagelang warten, bis die plötzlich anschwellenden Gewässer der Gebirgsflüsse sich wieder verlaufen haben. Mit geringen Kosten ließen sich die Karawanenstraßen fahrbar, wenigstens für einen Theil des Jahres, herstellen; die Hindernisse liegen weniger in dem Uebersetzen der Gebirge als in einzelnen Theilen der Ebene, in denen in der Zeit der Schneeschmelze die Flüsse versickern und den Boden unergründlich aufweichen. Aber selbst wenn man diese Hindernisse durch Aufführung von Dämmen beseitigen wollte, so würde es doch noch längere Zeit dauern, ehe das Vorurtheil der Asiaten gegen Wagentransporte überwunden wäre.

Sehen wir von augenblicklichen Konjunkturen ab, so erscheint Mesched als der Hauptstapelplatz für den Asiatischen, Buxhir für den Indischen, Astrabad und Resht für den Russisch-Kaukasischen und Täbris für den Westeuropäischen Handel. Alle übrigen Punkte sind mehr oder weniger nur Durchgangsorte. Am bedeutendsten von allen erscheint Täbris mit etwa 160 000 Einwohnern, es ist daher auch der einzige Punkt, wo sich Europäische Kaufleute niedergelassen haben, und wo der Persische Kaufmann in unserem Sinne zum Großhändler wird.

Den Verkehr des Persischen Handels in seiner Ein- und Ausfuhr in Zahlen anzugeben, unterliegt großen Schwierigkeiten und verschiedenen Irrthümern, da es sehr schwer ist, statistische Angaben zu sammeln. Der Europäische Verkehr läßt sich einigermaßen durch die Konsulate in Trapezunt übersehen; der Russische unterliegt einer Kontrole in der Russisch-Kaukasischen Zollinie, indessen wird hier der Schmuggelhandel in einer so schwunghaften Weise betrieben, daß mir orientirte Kaufleute versichert haben, man könne die Einfuhr doppelt so hoch annehmen, als dies die Zollstätten angeben. Noch schwieriger ist es, zuverlässige Nachrichten über den Asiatischen Handel einzuziehen. Nach den von der Preußischen Mission angestellten Recherchen, sowie nach den Berichten von Gödel und Blau in Trapezunt stellen sich die Zahlen der Ein- und Ausfuhr etwa folgendermaßen dar:

I. Westlicher Handel Persiens.

1. Europäische Einfuhr nach Persien via Trapezunt:

1847	für	8 681 000	Thlr.
1850	=	11 825 000	=
1852	=	9 642 000	=
1854	=	8 743 000	=
1856	=	12 393 000	=

Durchschnittssumme dieser Jahre 10 250 000 Thlr.

2. Ruſſiſche Einfuhr nach den Angaben der Zollbehörden:

1852 für 897 000 Rubel.
1853 = 795 000 =
1855 = 866 000 =
1857 = 750 000 =

Durchſchnittsſumme 850 000 Thlr.

3. Türkiſche Einfuhr 1 000 000 Thlr.

Daher beträgt der Geſammtwerth der weſtlichen Einfuhr 12 000 000 Thlr.

Hiergegen beträgt die Ausfuhr in denſelben Gebieten:

1. via Trapezunt:

1847 für 2 894 000 Thlr.
1850 = 4 148 000 =
1852 = 3 487 000 =
1856 = 4 202 000 =

Durchſchnittsſumme 3 700 000 Thlr.

2. Aus den Ruſſiſchen Liſten:

1852 für 2 780 000 Rubel.
1853 = 300 000 =
1855 = 3 640 000 =
1857 = 4 000 000 =

Durchſchnittsſumme 3 500 000 Rubel. Da man indeſſen, des ausgedehnten Schmuggelhandels wegen, wie oben erwähnt, die Exportangaben Perſiens verdoppeln muß, ſo ſtellt ſich die Summe des Exportes auf 7 000 000 Rubel.

3. Ausfuhr über die Türkiſche Grenze 2 500 000 Thlr.

Summe der geſammten Ausfuhr 13 200 000 Thlr.
Summe der geſammten Einfuhr 12 905 000 =
Perſiſcher Ueberſchuß . . . . 285 000 =

II. Oeſtlicher Handel Perſiens.

1. Einfuhr aus Inner-Aſien . 3 000 000 Thlr.
2. Einfuhr aus Oſtindien . . 5 000 000 =

Summe 8 000 000 Thlr.

1. Ausfuhr nach Inner-Aſien . 5 000 000 Thlr.
2. Ausfuhr nach Oſtindien . . 2 800 000 =

Summe 7 800 000 Thlr.

Hiernach ergiebt sich etwa folgendes Gesammtresultat:

Einfuhr im westlichen Gebiet .	12 100 000	Thlr.
Einfuhr im östlichen Gebiet . .	8 000 000	"
Summe der Einfuhr	20 100 000	Thlr.
Ausfuhr nach dem westlichen Gebiet	13 200 000	Thlr.
Ausfuhr nach dem östlichen Gebiet	7 800 000	"
Summe der Ausfuhr	21 000 000	Thlr.

Hiernach stellt sich also die Ausfuhr um Einiges höher als die Einfuhr. Ein unter den jetzigen Regierungsverhältnissen Persiens gewiß günstiges Resultat.

Die einzelnen Gegenstände der Ein- und Ausfuhr stellen sich in runden Zahlen etwa folgendermaßen dar:

Einfuhr.

a. Manufakturen:

Baumwollene . .	8 000 000	Thlr.
Wollene	2 877 000	"
Seidene	1 775 000	"
Summe .	12 652 000	Thlr.

b. Kolonialwaaren und Farben:

Zucker	500 000	Thlr.
Thee	1 800 000	"
Droguen und Farben	1 301 000	"
Verschiedenes . . .	1 429 000	"

c. Metalle:

Rohe	195 000	Thlr.
Verarbeitete . . .	300 000	"
Porzellan, Glas . .	163 000	"
Diverse	200 000	"
Summe der Einfuhr	18 540 000	Thlr.

Ausfuhr.

Rohe Naturerzeugnisse:

Schafe, Pferde, Blutegel	1 800 000	Thlr.
Weizen, Reis, Gerste . .	2 214 000	"
Tabak	730 000	"
Baumwolle	216 000	"
Verschiedenes	200 000	"
Summe	5 160 000	Thlr.

Halbrohe Naturprodukte:

Häute und Felle . . .	341 000	Thlr.
Butter, Talg, Wachs . .	122 000	"
Rohſeide	6 578 000	"
Droguen und Farben . .	443 000	"
Getrocknete Früchte:		
Roſinen . . .	850 000	"
Thee	726 000	"
Verſchiedenes	150 000	"
Summe	9 210 000	Thlr.

Induſtrie-Erzeugniſſe:

Manufakturen in		
Seide	1 061 000	Thlr.
Wolle	2 304 000	"
Baumwolle . . .	2 345 000	"
Metalliſche Erzeugniſſe .	412 000	"
Verſchiedenes	500 000	"
Summe	6 622 000	Thlr.
Summe der Ausfuhr	20 992 000	Thlr.

Die obigen Zahlen ſind in möglichſter Ausführlichkeit angegeben, da ſie dazu beitragen, das Bild des gegenwärtigen Kulturzuſtandes des Landes anſchaulich zu machen; wenn auch die Richtigkeit derſelben keine abſolute genannt werden darf, ſo ſind ſie doch die Reſultate einer möglichſt genauen Erforſchung. Manche der Zahlen erſcheinen doppelt, da ſie einmal als Europäiſche Einfuhrartikel, dann aber auch als Ausfuhrartikel gegen Inner-Aſien und Rußland aufgeführt ſind. Indeſſen ſind dieſe Ziffern doch nur unbedeutend, ſie beziehen ſich faſt nur auf Luxusartikel und auf Baumwolle, die aus Europa kommend auf Schmuggelwegen nach dem Kaukaſus gehen. Noch unbedeutender dürfte der Durchgang Oſtaſiatiſcher Waaren nach Europa ſein, der etwa nur über Aſtrabad nach Rußland geht, wie aber ſchon oben erwähnt iſt, iſt dieſe Straße augenblicklich durch die Einfälle der Turkmenen faſt gänzlich geſperrt. Im Mittelalter war der Durchgangshandel Indiens ſehr bedeutend, ehe der Indiſch-Europäiſche Seeweg ihn an ſich geriſſen, derſelbe trug wohl weſentlich dazu bei, den Ruf des Perſiſchen Reichthums in Europa zu verbreiten, indem man die urſprünglich Indiſchen Produkte dem nächſten Lieferanten, Perſien, zuſchrieb. Dieſer ehemalige Ruf iſt auch wohl daran Schuld, daß noch heute ſo viel falſche Begriffe über jenes Land bei uns kurſiren. Immerhin iſt aber das Reſultat der Handelsbilanz ein günſtiges, und ein Beweis, was Perſien unter einer einigermaßen vernünftigen und wohlwollenden Regierung

zu leisten im Stande wäre. Interessant ist auch die Vergleichung des Russischen Im- und Exportes, sie zeigt, daß Rußland eine Summe von 5 000 000 in baarem Gelde jährlich an Persien zahlen muß, um seinen kleineren Import auszugleichen. Wir sehen, daß es nicht im Stande ist, trotz seiner politischen Suprematie und seines Schiffsmonopols auf dem Kaspischen Meere den Nachbarstaat kommerziell auszunutzen.

Rußland giebt sich jetzt viele Mühe, den Durchgangshandel Persischer Produkte von seiner bisherigen Bahn Täbris—Erzerum abzulenken, um ihm die Richtung durch seine Kaukasischen Provinzen zu geben. Die Schifffahrt auf dem Kaspischen Meere ist deshalb von der Regierung stark subventionirt worden; ebenso sind die Verkehrsstraßen fahrbar gemacht, zum großen Theil chaussirt worden. Hemmend tritt diesen Bemühungen indessen einmal der Mangel an einem passenden Hafen am Schwarzen Meere entgegen. Diesem Mangel dürfte auch nur dann erst abgeholfen werden können, wenn Batum ein Russischer Platz geworden und in das Russische Straßennetz gezogen ist, da die projektirten Bauten an der Rion-Mündung wohl schwerlich zur Ausführung kommen werden. Dann aber sind auch die Zollschranken wie die Plackereien, mit denen eine engherzige Polizeiregierung den Karawanenhandel belästigt, daran Schuld, die Perser von dieser Straße abzuschrecken, während die Türkei wohl mehr aus Indolenz als aus richtigen Prinzipien dem Verkehr die völligste Freiheit läßt.

Der Persische Kaufmann hat zum Handel ein besonderes Talent und überflügelt in ihm seine Orientalischen Nachbarn. Persische Großhändler fangen schon an die Märkte von Konstantinopel und Nischninowgorod zu besuchen und selbständige Einkäufe zu machen, nur fehlt ihnen meistens noch größeres Kapital, um den Handel in großartiger Weise betreiben zu können, auch sind die Kreditverhältnisse bei dem Mangel einer geordneten Rechtspflege natürlich sehr ungünstig. Sonst sind die Kaufleute von allen Persischen Unterthanen am günstigsten situirt, außer einem mäßigen Zoll beim In- und Export sind sie keiner Steuer irgend einer Art unterworfen; die Regierung scheut sich auch, gegen sie mit Gewaltmaßregeln vorzugehen, da die Kaufmannschaft in sich eine geschlossene Gilde bildet, die der Regierung gegenüber immer zusammenhält und oftmals bei Geldkalamitäten gebraucht wird.

Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß die politischen Ereignisse in Mittel-Asien auch auf die Handelswege Persiens Einfluß gehabt haben. Während bis zum Jahre 1882 die Turkmenen unumschränkte Besitzer der an Persien im Nordosten angrenzenden Gebiete waren, und auch die Feldzüge der Letzteren in den Jahren 1860 und 1876 gegen Merw an dieser Thatsache infolge der völligen Niederlage der Perser nichts ändern konnten, so hat jetzt Rußland durch die Unterwerfung der räuberischen Turkmenen-Horden auch dem Handel nach und aus Mittel-Asien sichere Bahnen verschafft. Freilich wird die in diesem Gebiete angelegte Eisenbahn, welche Samarkand mit dem Kaspischen Meere verbindet und sich nördlich der Russisch-Persischen Grenze hinzieht, die Ausfuhr aus Inner-

Asien voraussichtlich mehr und mehr unmittelbar nach den Russischen Häfen hinlenken. Ebenso üben die im Kaukasischen Gebiet angelegten Eisenbahnen, besonders die Poti—Tiflis—Baku-Bahn und die von dieser nach Batum und demnächst weiter nach Erzerum führende naturgemäß jetzt schon eine große Anziehungskraft aus. So ist die bis dahin so verkehrsreiche Handelsstraße Trapezunt—Täbris jetzt fast ganz verödet. Poti, besonders aber Batum ist an die Stelle von Trapezunt getreten. Täbris ist indessen noch heute ein Haupthandelsplatz und für seinen Handelsverkehr mit Tiflis besteht im Süden von Transkaukasien das Hauptzollamt in Naschitschewan. Rescht, Barfurusch, Astrabad, Ispahan, Schuraz, Jezd, Kirman, Mesched sind Handelsplätze zweiten Ranges geworden. Wenig Bedeutung für den Handel hat Teheran, obwohl es die Residenz des Schahs ist. Der Europäische Handel hat seinen Hauptsitz in Buschir.

Die Haupteinfuhrartikel nach Persien sind jetzt Webstoffe, Tuch, Schuhwaaren, Stahlwaaren, Waffen, Hausgeräth, Stearinlichte, Zucker, Papier, Thee, Roheisen und Kupfer. Letztere beiden Erze werden allerdings auch in Persien in geringem Maße und in der primitivsten Weise gewonnen, obwohl reiche Erzlager dort vorhanden sind. Ausgeführt werden jetzt hauptsächlich Rohseide, Tabak, Opium (zu Beginn der 60er Jahre befahl die Regierung, alles Land mit Mohn zu bebauen, was natürlich eine Hungersnoth verursachte), Teppiche, Shawls, Felle, getrocknete Früchte, Baumwolle. Der Werth der Ein- und Ausfuhr wird jetzt etwa gleich sein. Die gesammte Handelsbewegung, abgesehen von der Ausfuhr nach Osten und Nordosten, kann man etwa auf 332 Millionen Frks. veranschlagen. — Der Haupthandel liegt in den Händen der Armenier und Parsen.

A. d. H.

Steuern.

Nach diesen flüchtigen Blicken auf Industrie, Ackerbau und Handel müssen wir noch einen Blick auf die Steuerkraft des Volkes werfen. Leider fehlt es uns auch hier an statistischen Angaben; die Regierung ist nicht zu bewegen, darüber etwas zu veröffentlichen, sie deckt im Gegentheil einen möglichst dichten Schleier darüber. So ist es mir trotz aller Bemühungen nicht gelungen, eine Angabe über die Steuerbeträge der verschiedenen Provinzen zu erhalten. In einer Beziehung stehen die Finanzen Persiens allen anderen voran; das Land besitzt keine fundirte oder schwebende Schuld, selbst die beträchtlichen Kriegskosten, die es zu verschiedenen Malen hat zahlen müssen, sind immer aus den vorhandenen Mitteln der Krone geleistet worden. Dieser schuldenfreie Zustand ist indessen wohl weniger ein Verdienst der Regierung als vielmehr der Beweis der völligen Kreditlosigkeit derselben. Selbst einer umsichtigen und gewissenhaften Regierung würde es hier schwer fallen, Kredit im Lande zu erhalten, da der Staat nach Persischer Auffassung nur einzig in der Person des jedesmaligen Regenten beruht, daher ihnen der Begriff Staatsschulden ganz etwas Unfaßbares ist.

Nach Angaben von Blau, die im Allgemeinen mit den von mir eingezogenen Erkundigungen übereinstimmen, betragen die Einnahmen der Krone etwa 21 000 000 Thaler. Dieselben setzen sich etwa folgendermaßen zusammen:

1. Einkünfte aus den Kron-Domänen	3 750 000	Thaler
2. Einkünfte aus den Kron-Lehen	6 000 000	"
3. Einkommensteuer	3 000 000	"
4. Konzessionen- und Gewerbesteuer	3 600 000	"
5. Zölle	1 950 000	"
6. Kontribution der Wanderstämme	1 800 000	"
7. Kopfsteuer der Rajahs . . .	900 000	"
Summe	21 000 000	Thaler.

Bei der angenommenen Bevölkerung von 10 000 000 Menschen würde dies gleichmäßig vertheilt pro Kopf $2^1/_{10}$ Thaler geben. Und wenn auch bei der geringen Besteuerung der Nomadenbevölkerung sich diese Zahl für den seßhaften Theil etwas vergrößert, so wäre dennoch dieser Betrag nicht überanstrengend, wenn nicht bei der früher geschilderten Verderbniß des Beamtenstandes durch Erpressungen der wirkliche Steuerbetrag sehr viel bedeutender sich herausstellte. So versicherten mir verschiedene Dorfälteste, daß sie vier oder fünf Mal so viel zahlen müßten, als ihr gesetzliches Steuerquantum betrüge. Von der oben angeführten Gesammtsumme von 21 000 000 Thaler werden die Kosten der Hofhaltung, der Verwaltung und des Heeres bestritten, der übrig bleibende Theil fließt in den Privatschatz des Schahs, den man in diesem Augenblick auf 7 000 000 Thaler abschätzt. Andere eigenthümliche Quellen der Einnahme sind die Geschenke und die Konfiskationen. Die Geschenke sind nur selten freiwillige, da man nur durch sie die Gunst des Monarchen erhalten oder erwerben kann. Regelmäßig werden sie von allen Großen des Reiches am Neujahrstage geliefert. Von den Konfiskationen ist schon oben die Rede gewesen; wenn in den Staatskassen Mangel eintritt, treten sie häufiger und energischer ein. Ziemlich einträglich ist auch der Handel mit Beamtenstellen, der besonders in neuerer Zeit sehr schwunghaft betrieben wird.

Es ist schwer festzustellen, wie groß die Einkünfte jetzt sind. Man nimmt im Allgemeinen an, daß die Einnahmen 4 bis 5 Millionen, die Ausgaben $4^1/_2$ Millionen Toman betragen. Eine Staatsschuld ist auch jetzt nicht vorhanden, dagegen besteht ein Staatsschatz, welcher an Gold, Edelsteinen und kostbarem Geschirr etwa auf 9 Millionen Toman geschätzt wird.

A. d. H.

Armee.

Die Geschichte Persiens zeigt uns schon seit den ältesten Zeiten stehende Heere, in denen die kriegerischen Stämme des Reiches aus der Nachbarschaft als Elitetruppen auftreten. Die Bachtiaren, die Kurden-, die Turkmenenstämme und in späteren Zeiten die Afghanen und die Bewohner Georgiens sowie des Kaukasischen Gebirges haben die großen Eroberungszüge und die Schlachten

des Reiches erfochten, während die eigentlich Iranische Bevölkerung sich vom Kriegsschauplatz in träger Ruhe zurückzog und damit natürlich auch auf politische Macht renoncirt hat. Erst die neuere Zeit hat in der Heeresorganisation durch die Berührung mit den Europäischen Armeen eine Aenderung hervorgebracht. Das Vordringen und das Festsetzen Russischer Macht im Kaukasus ließ die Perser das Ungenügende ihrer Organisation empfinden. Dieses Gefühl wurde noch angefacht durch die Eifersucht des Indobritischen Gouvernements, das jeden Fortschritt Rußlands für einen Angriff auf die eigene Machtstellung ansah und mit allen Kräften dahin strebte, in dem Persischen Reiche eine Barriere gegen Rußland zu schaffen. In den letzten Jahren der Regierung Fath Ali Schahs*) war dessen ältester und zum Thron bestimmter Sohn Abbas-Mirza Gouverneur von Aserbeidschan. Derselbe hatte sich mit leicht beweglichem Geiste den eindringenden Europäischen Ideen angeschlossen und versuchte, allerdings nur in äußerlicher Weise, sie in seinem Vaterlande zu verwirklichen. Die Engländer gingen hierbei natürlich hülfreich zur Hand und riethen hauptsächlich zu einer Heereseinrichtung nach Europäischem Muster. Der Englische General Malcolm, dem wir eine werthvolle Bearbeitung der Persischen Geschichte verdanken, arbeitete den Plan der Organisation aus, während junge Englische Offiziere das Werk der Instruktion übernahmen. In dem Zeitraum von kaum vier Jahren war es der fieberhaften Ungeduld des prinzlichen Gouverneurs gelungen, eine nach Europäischem Muster ausgehobene und ausgebildete Armee von 60000 Mann zusammenzubringen. Berauscht von diesen Resultaten, riß der junge Fürst seinen Vater zu einer Kriegserklärung gegen Rußland hin, welches man durch den Türkischen Feldzug vom Jahre 1828 geschwächt glaubte. Der Erfolg dieses Krieges ist hinlänglich bekannt, die jungen Persischen Truppen zerstoben vor dem erfahrenen Heere der Russen. Der Friede von Turkmantschai**) kostete Persien seine Besitzungen nördlich vom Araxes.

Wenn nun auch dem Feinde gegenüber sich die neue Organisation als unzulänglich erwiesen hatte, so hatte man doch nach einer anderen Richtung den großen Werth derselben erkannt. Sie hatte fast unmerklich die Stellung des regierenden Hauses dem Lande gegenüber völlig verändert. Die jetzige Dynastie der Kadscharen war emporgekommen einzig und allein durch die Macht des in sich einigen und gut organisirten Stammes, von demselben war also auch ihr weiteres Fortbestehen abhängig; löste sich die Organisation, traten Uneinigkeiten in dem Stamme hervor, oder konnten sich andere Stammeshäupter vereinigen, so war ihre Existenz eine gefährdete. In dem Augenblicke indeß, wo es dem regierenden Hause gelang, durch eine allgemeine Aushebung die Wehrkraft des ganzen Volkes für sich auszubeuten, fielen die

*) Fath Ali regierte von 1797 bis 1834.

**) Am 25. Februar 1828; Eriwan und Natschitschewan gingen an Rußland verloren.

A. d. H.

Besorgnisse zu Boden. Ja man kann wohl sagen, daß Persien erst durch die Schöpfung seiner Armee nach den Parteikämpfen der letzten 150 Jahre wieder zu einem Staate zusammengewachsen ist. Leider starb indessen jener hoffnungsvolle Prinz Abbas-Mirza,*) der trotz vieler Schwächen doch die Fähigkeit hatte, staatliche Kombinationen zu erfassen, bald nach dem unglücklichen Friedensabschluß. Seit jener Zeit ist die Armee allerdings bestehen geblieben, aber hat sich in keiner Weise günstig entwickelt. Die Mißstände, die wir früher bei der Verwaltung ins Auge gefaßt haben, herrschen auch im größten Maßstabe in der Armee. Alle Stellen, vom höchsten General bis zum Unteroffizier hinunter, werden meistbietend erkauft. Der Kaufpreis wird natürlich wieder von jedem Vorgesetzten in seinem Wirkungskreise erpreßt, und so kommt es, daß dem gemeinen Mann selbst das zum Leben Nothwendige kaum geliefert wird, derselbe kann nur seine Existenz fristen durch Handarbeiten oder andere Beschäftigung, die er in seinen dienstlichen Freistunden vornimmt, oder durch einen Zuschuß, den er von seiner Gemeinde bekommt und der, wie wir nachher sehen werden, auf der eigenthümlichen Aushebung beruht. Am besten bezahlt werden noch die Regimenter, die in der Hauptstadt stehen, da man von diesen den persönlichen Schutz des Schahs erwartet. Bei einigen derselben gelang es mir in die wirklichen Löhnungsverhältnisse einen Blick zu thun. Jeder Mann sollte nach dem Etat nach unserem Gelde 21 Thlr. und freies Brot erhalten, in der Wirklichkeit indessen erhielt kein Mann mehr als 7 Thlr. und eine kaum genießbare Brotration, zu der man mehr Sand als Mehl genommen hatte. Die Folge davon war, daß ein Theil der Leute aus Entkräftung völlig dienstunfähig wurde, ja ein Europäischer Arzt erzählte mir von zwei Fällen, wo Soldaten an Entkräftung durch Hunger gestorben waren. Man kann sich denken, in welchen Zuständen dabei die Bekleidung, Bewaffnung und Equipirung sein muß. Trotz alledem ist die Disziplin in leidlichem Zustande, der Orientale ist zu sehr an Druck gewöhnt, und es bedarf der außerordentlichsten Vorgänge, um ihn zum offenen Widerstande zu bewegen.

Augenblicklich besteht die Persische Armee aus 80 Infanterie-Regimentern oder vielmehr aus 80 Bataillonen, denn sie haben wie die Engländer per Regiment nur 1 Bataillon zu 800 Mann, macht in Summe 64 000 Mann Infanterie. An Kavallerie existirt nur ein einziges reguläres Regiment zu 5 Schwadronen, das in Teheran garnisonirt, außerdem kann man indessen noch eine unbeschränkte Anzahl von irregulärer Reiterei aus den kriegerischen Nomaden-Stämmen herausziehen; auf dieselben ist indessen nicht immer zu rechnen, da ihr Erscheinen nur immer von dem Ansehen abhängig ist, welches das Gouvernement augenblicklich besitzt. Diese Reiterei bekleidet und equipirt sich selbst und erhält nur in dem Moment, wo sie zusammengezogen ist, Sold

*) Abbas-Mirza starb 1833. A. d. H.

und Pferdefutter. An Artillerie ist nur eine sehr geringe Anzahl von Geschützen bespannt, indessen existiren eine Menge von Geschützen und Zubehör im Arsenal von Teheran und Täbris. Die Bedienungsmannschaften sind in 4 Artillerie-Regimenter zusammengestellt, aber meistens beurlaubt. Die Bewaffnung der Infanterie ist eine höchst jammervolle. Die Regierung hat zu verschiedenen Zeiten alte Gewehre in Europa aufgekauft, natürlich ist dies das unbrauchbarste Ausschußmaterial, das oft dem abfeuernden Soldaten gefährlicher wird als dem gegenüberstehenden Feinde. Gegenwärtig hat ein Französischer Kapitän in dem Arsenal zu Teheran eine Gewehrfabrik eingerichtet, die in den letzten 1½ Jahren dort schon 2000 gezogene Gewehre angefertigt hat; allerdings nur ein kleiner Bruchtheil für den großen Verbrauch. Die Infanterie ist in Teheran selbst, wo sie häufig vor Sr. Majestät Revue passiren muß, in möglichst bunte Farben gekleidet, so tragen die meisten Regimenter rothe Jacken von Halbtuch mit weißen Litzen reich besetzt, dazu weite weiße Leinwandhosen, Sandalen oder Stiefel, nach Belieben, weißes Lederzeug kreuzweis über der Brust und eine schwarze Lammfellmütze auf dem Kopfe, Mäntel und Tornister existiren nicht. Sowie indessen die Regimenter in die Provinzen geschickt werden, verschwindet dieses Ajustement; der Regimentskommandeur überläßt es dann seinen Leuten, sich ihre Anzüge selber zu suchen, und dann wird es selbst dem kundigen Auge schwer, den Soldaten herauszufinden.

Das Geschäft der Aushebung überläßt der Staat den einzelnen Gemeinden, indem er nur von jeder eine bestimmte Anzahl von Leuten verlangt. Da nun die Gemeinden kein gesetzliches Mittel haben, einzelne Individuen zum Dienst zu zwingen, so müssen sich dieselben meistens auf Werbung einlassen, daher erhalten die meisten Soldaten von ihren Gemeinden einen regelmäßigen Zuschuß, der sie allein vom Hungertode rettet. Die Dienstzeit bei der Fahne ist unbeschränkt. Gemeinden, die sich mit den resp. Regimentskommandeuren gütlich, d. h. durch Geschenke, verständigt haben, entsenden oft Kinder von 14 oder Greise von 60 Jahren als Rekruten zur Armee. Als die beste Charakteristik des gegenwärtigen Zustandes der Armee erlaube ich mir hier einige Notizen über den Feldzug gegen die Turkmenen im Sommer 1860 anzuführen.

Wie schon oben angeführt, hatten die Turkmenischen Grenzvölker die anliegenden Provinzen gänzlich verwüstet und den freien Verkehr aufgehoben; endlich entschloß sich die Regierung, diesem Unwesen ein Ende zu machen, und versammelte ein Heer von 16 000 Mann regulärer Infanterie, 12 bespannten Geschützen und einer großen Menge irregulärer Kavallerie, in Summe gegen 40 000 Mann an der östlichen Grenze des Reiches. Als Anführer desselben wurde ein Onkel des Schahs, Hamsa-Mirza, ernannt; da derselbe aber nie Soldat gewesen, so wollte man ihm einen erfahrenen General zur Seite setzen. Ein höherer Beamter in Teheran, der durch Betrügerei ein reicher

Mann geworden war, bewarb ſich um dieſen Poſten, trotzdem er mehr in ſeiner Schreibſtube oder in ſeinem Harem als vor dem Feinde zu Hauſe war. Durch ein Geſchenk von 20 000 Dukaten machte er indeſſen die Fähigkeit zu dieſem Poſten dem Schah begreiflich. Der Feldzug begann mit einem viertägigen Marſche durch die Wüſte nach der großen Oaſe von Merw, dem Mittelpunkt des feindlichen Stammes, ohne daß man daran gedacht hätte, Proviantvorräthe und Magazine anzulegen. Man erreichte auch glücklich die Oaſe, fand dieſe indeſſen völlig verlaſſen und von den eigenen Bewohnern verwüſtet. Nachdem man hier in einigen Tagen alle mitgebrachten Lebensmittel verzehrt hatte, mußte man ſich zum ſchleunigen Rückzug entſchließen. Dieſer Rückzug artete dermaßen in eine Flucht und regelloſe Unordnung aus, daß es den umſchwärmenden Turkmenen gelang, in einer Nacht die ganze Expedition mit Waffen, Kanonen und Gepäck gefangen zu nehmen. Nur die Anführer entkamen auf ihren ſchnellen Pferden.

Das oben Geſagte wird genügen, um die Schwäche der militäriſchen Organiſation dem Europäiſchen Nachbar gegenüber zu zeigen. Ein Ruſſiſches Korps von 10 000 Mann würde ſicherlich im Stande ſein, jeden Widerſtand zu überwältigen, um ſo mehr, als die unbegreifliche Sorgloſigkeit der Regierung die von Abbas-Mirza angelegten Befeſtigungen von Täbris völlig hat verfallen laſſen. In einer Entfernung von ſechs Märſchen von der Grenze kann ein Ruſſiſches Heer ſich jetzt der reichſten Stadt des Landes bemächtigen, in der ſie Alles findet, um ſich auf lange Zeit mit allem Nöthigen zu verſehen. Von hier aus würde es ihm dann freiſtehen, ſich nach jeder beliebigen Richtung hin auszudehnen. Daß dies noch nicht geſchehen iſt, iſt nur dem Einfluß der Europäiſchen Diplomatie zuzuſchreiben, die jeden Schritt Ruſſiſch-Aſiatiſcher Entwickelung mit allen Kräften gehemmt hat, denn ſelbſt die mangelhaft konſolidirten Verhältniſſe des Kaukaſiſchen Reiches, die dauernden Kämpfe daſelbſt würden immer geſtattet haben, die ſo morſchen Stützen Perſiſcher Macht mit den vorhandenen Mitteln zu zerbrechen. Die Perſiſch-Türkiſche Bevölkerung der Weſtprovinz mit ihrem ſtarken Zuſatz von Armeniſchen Chriſten würde jede fremde Ordnung, die ihre religiöſe Unabhängigkeit nicht verletzte und ihnen Schutz vor der frevelhaften Ausbeutung ihrer eigenen Regierung böte, mit Freuden oder mit Indolenz begrüßen. In einem einzigen Feldzug mit den im Kaukaſus vorhandenen Mitteln könnte ſich Rußland in den Beſitz dieſes ſo wichtigen Plateaus von Aſerbeidſchan ſetzen. Im Beſitz dieſes Plateaus wäre es Herr von ganz Inner-Oſtaſien. Gegen Oſten hin iſolirt es dadurch Süd- und Nord-Perſien, das in eine Menge von kleinen Stammherrſchaften zerfallen müßte. Gegen Süden hin eröffnet ſich die Straße nach den Euphratländern; gegen Weſten die Zugänge zu dem beinahe vorwiegend chriſtlichen Armenien. — In dem wichtigen reichen Täbris konzentriren ſich alle Handelswege und alle Handelsbeziehungen. Die fruchtbaren Ebenen des Urmia-Sees liefern reiche Schätze an

Getreide, die Gebirgsabhänge Gilans die reichsten Schiffsbauhölzer, sowie seine Ebene Schätze an Reis und Seide.

Wie groß muß die Verlockung sein, alles dies in einem einzigen Feldzug zu erreichen, und wie groß die Europäische Schwäche des Riesenreiches bei seinen traditionellen Eroberungsgelüsten, um diesen Verlockungen zu widerstehen.

Die Persische Armee entspricht heute ihrem Wesen nach ganz der im Vorstehenden gegebenen Schilderung. An der Spitze der Armee steht allerdings der Kriegsminister; seine Gewalt reicht aber kaum über den Militärbezirk Teheran hinaus, indem die Chefs der Militär-Bezirke Täbris und Ispahan mehr oder weniger ganz selbständig sind. Eine gesetzlich geregelte Wehrpflicht besteht ebenso wenig wie eine regelmäßige Rekrutirung und Entlassung. Auch kennt man keinen Unterschied zwischen Friedens- und Kriegsfuß. Die ganze Armee entbehrt der Einheitlichkeit; sie besteht aus einzelnen Regimentern, die im Bedarfsfalle willkürlich zusammengestellt werden.

Die Infanterie besteht jetzt aus 85 Regimeniern zu 800, einzelne zu 1000 Mann; jedes derselben ist in 8 Deste zu 100 Mann eingetheilt. Von diesen 85 Regimentern sind aber nur 30, der Kostenersparniß halber, im Dienst, während die übrigen beurlaubt sind. Jeder Mann dient thatsächlich nur 1 Jahr aktiv und ist 2 Jahre beurlaubt.

Die Kavallerie zerfällt in eine reguläre und irreguläre. Erstere umfaßt 3 Kasaken-Regimenter zu je 400 Mann. Außerdem steht noch in Ispahan 1 reguläres Regiment nach Art der Kasaken formirt. — Die irreguläre Kavallerie wird nur für den Kriegsfall eingezogen; ihre Stärke wird auf etwa 60 000 Mann angenommen. Für Ausrüstung, Bewaffnung und Pferde hat sie selbst zu sorgen. Dieser irregulären Kavallerie wird die Leibwache des Schahs — die Ghulas — eninommen, und ist die Hälfte derselben, 1500 Mann, immer präsent.

Die Artillerie besteht aus der von Aserbeidschan und der von Irak und zählt 18 Regimenter und 13 Deste, zusammen 6300 Mann.

Ingenieurtruppen sind nicht vorhanden.

Bewaffnet ist die Infanterie mit Werndl-Gewehren, wovon thatsächlich eine Anzahl vorhanden ist, aber die nur zu geringem Theile in den Händen der Leute sich befinden und gewöhnlich durch Perkussionsgewehre ersetzt sind. — Die Kasaken gleichen in Betreff der Bewaffnung den Russischen Kasaken, während die irreguläre Kavallerie alle möglichen Arten von Waffen führt. — Die Geschütze der Artillerie gehören den verschiedensten Modellen an. Es giebt Uchatiusgeschütze, Hinterladergeschütze verschiedener Systeme und auch Russische Stahlgeschütze. Nur ein Theil derselben ist bespannt. Einpfünder werden durch Kameele fortgeschafft.

Die Uniformirung ist nach Oesterreichischem Schnitt und Muster. War doch in den Jahren 1878 bis 1881 eine Oesterreichische Militär-Kommission nach Persien berufen, um die Ausbildung der Truppen nach Europäischem Muster in die Wege zu leiten, so daß jetzt auch die Oesterreichischen Reglements die Ausbildung der Infanterie und Artillerie regeln, soweit überhaupt der allgemeine Zustand der Truppen dies zuläßt. — Augenblicklich ist in Persien eine Russische Militär-Kommission, bestehend aus 1 Oberst, 3 Rittmeistern und 10 Unteroffizieren, thätig, welcher speziell die Kavallerie unterstellt ist. Diese wird denn auch nach Russischem Reglement ausgebildet. Es dürfte dies ein Zeichen sein, wie Rußland auch in Persien Einfluß zu gewinnen sucht.

Beim Reglerungsantritt des jetzigen Schahs Nassr Eddin wurde eine höhere Militärschule gegründei, die späier zur Polytechnischen Lehranstali erweitert wurde. Sie besteht aus drei Klassen für Infanterie-, zwei Klassen für Artillerie- und aus zwei Klassen für

Musik-Schüler. Außerdem besteht noch eine seit 1886 vom Kriegsminister ins Leben gerufene Militär-Schule. Aus diesen Schulen ergänzen sich die Instruktionsoffiziere, die aber den Regimentern nicht angehören und auch keinen wesentlichen Einfluß auf den Dienst haben.

In Betreff der Ergänzung des Offizierkorps ist eine Aenderung zum Bessern gegen damals nicht eingetreten. Die oben geschilderten traurigen Verhältnisse bestehen auch heute noch. Nicht alle Offiziere werden vom Schah ernannt, sondern nur die Generale auf Vorschlag des Kriegsministers; die Stabsoffiziere von den Chefs der drei Militär-Bezirke, alle übrigen Offiziere von den Regimentsinhabern. Es ist natürlich, daß bei den Zuständen in Persien überhaupt hier der Günstlingswirthschaft Thor und Thür geöffnet sind.

Die Sollstärke der Persischen Armee beträgt somit:

85 Regimenter zu je 800 Mann	70 000	Mann,
4 Kasaken-Regimenter zu je 400 Mann	1 600	"
Irreguläre Reiterei	60 000	"
Artillerie: 18 Regimenter und 13 Deste	6 300	"
zusammen	137 900	Mann.

Die im Kriegsfall wirklich aufzubringende Armee dürfte aber wohl kaum die Hälfte betragen.

Daß Rußland mit leichter Mühe diese Armee und somit Persien niederwerfen könnte, das dürfte allerdings keinem Zweifel unterliegen. Auch würde die Erwerbung des nördlichen Gebietes ein großer Gewinn sein. Wann Rußland aber einen solchen Schritt wagen kann, dürfte von der Gesammtlage seiner politischen Beziehungen abhängen. Seine „Europäische Schwäche", die wohl nicht mehr vorhanden ist, dürfte kaum ein Hinderungsgrund sein. A. d. H.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Einleitung	157
Verbindung und Verhältniß zu Rußland	165
Kriegsschauplatz des rechten Flügels	176
Armee	185
Organisation	189
Ersatz	191
Bekleidung	191
Bewaffnung	192
Kriegführung	192
Persien	209
Staatsform	212
Verwaltung	213
Ackerbau	217
Industrie	220
Handel	220
Steuern	227
Armee	228

Marſchanordnungen und Marſchleiſtungen unter Napoleon.

Vortrag, gehalten in der Militäriſchen Geſellſchaft zu Berlin am 15. März 1893

von

Frhrn. v. Freytag-Loringhoven,

Hauptmann im Nebenetat des Großen Generalſtabes, à la suite des 2. Garde-Regiments zu Fuß, Lehrer bei der Kriegs-Akademie.

Nachdruck verboten. — Ueberſetzungsrecht vorbehalten. D. Red.

Da nach einem alten Worte die Bürgſchaft des Sieges in den Beinen des Soldaten liegt, iſt es gewiß gerechtfertigt, die Art, wie dieſe Bürgſchaft in den großen Kriegen zu Anfang unſeres Jahrhunderts gewonnen wurde, einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

Vielfach wurden an dieſer Stelle die großen Operationen unter Napoleon behandelt, weniger iſt der Art und Weiſe, wie ſich die Truppenführung unter ihm entwickelte, Beachtung geſchenkt worden. Und doch ſtellt ſie ſich als der Ausfluß einer Kriegspraxis ohne Gleichen dar, doch iſt dieſe Truppenführung aus den Bedingungen hervorgegangen, die ihr der Krieg ſelbſt vorgezeichnet hat. Eben deshalb aber iſt ſie auch noch heute der Beachtung werth.

Es ſoll daher in Folgendem verſucht werden, an einigen Beiſpielen den Marſchanordnungen und Marſchleiſtungen jener Zeit in ihrer Wechſelwirkung näher zu treten. Neuere Franzöſiſche Veröffentlichungen*) gewähren uns am genaueſten einen Einblick in den Feldzug des Jahres 1806. Darum mag der Franzöſiſche Vormarſch auf Jena und die ſich anſchließende Verfolgung hier zu Grunde gelegt werden.

Von ſeinem Aufmarſchgebiet am Main bricht der Kaiſer zu Anfang Oktober des Jahres 1806 mit etwa 160 000 Mann in drei Kolonnen auf. Auf jeder Straße folgen ſich zunächſt zwei Korps. Die rechte Kolonne bilden das IV. Korps Soult und das VI. Korps Ney, die mittlere das I. Korps Bernadotte und das III. Korps Davout, die linke Kolonne das V. Korps Lannes und das VII. Korps Augereau. Der mittleren Kolonne geht ein Theil der Skizze 1.

*) Foucart, Jéna, Prenzlau-Lübeck, La cavalerie pendant la campagne de Prusse, campagne de Pologne.

Kavallerie-Reserve unter Murat vorauf, ihr folgt die Garde und hinter dieser das Gros der Kavallerie-Reserve.

Am 10. Oktober erreichen die Spitzen der drei Hauptkolonnen Plauen, Auma und Saalfeld. Am 12. Oktober faßt Napoleon in Auma Entschlüsse, denen zufolge der rechte Flügel hinter der Mitte fort, deren Marschstraße kreuzend, auf Jena an den linken Flügel herangezogen wird, während die bisherige Mitte mit dem III. Korps Davout von Mittel-Pöllnitz auf Naumburg, mit dem I. Korps Bernadotte, hinter diesem fort auf Camburg umfassend gegen die vermeintliche linke Flanke und den Rücken der Preußen angesetzt wird, da der Kaiser seinen Gegner mit versammelter Macht auf dem Plateau zwischen Ilm und Saale wähnt.

So stößt am 14. Oktober Davout allein bei Auerstädt auf die saaleabwärts rückende Preußische Hauptarmee, indessen Hohenlohe, welcher deren Abmarsch auf dem Plateau von Weimar zu decken hatte, bei Jena der Uebermacht des Kaisers erliegt.

Das anfänglich an der Spitze der rechten Flügelkolonne über Bayreuth und Hof vorrückende IV. Korps des Marschalls Soult zählte in 3 Infanterie-Divisionen und 3 leichten Kavallerie-Regimentern etwas über 30 000 Mann bei 48 Geschützen. Die Infanterie-Divisionen glichen etwa einer heutigen Infanterie-Brigade, der 2 bis 3 Batterien zugetheilt sind.

Schon während die Versammlung des Korps sich in Süddeutschland vollzog, hatte Marschall Soult eingehende Befehle erlassen, welche die Marschordnung zu regeln bestimmt waren. Falls es nicht ausdrücklich anders befohlen wurde, hatte stets innerhalb der Divisionen die leichte Infanterie die Tete zu nehmen, dieser die der Division etwa zugetheilte leichte Batterie zu folgen. Zwischen den beiden zunächst folgenden Linien-Bataillonen sollte sich die übrige Artillerie nebst den ersten Staffeln der Batterien einfügen, an die hinterste Brigade sich die zweiten Staffeln, die Sanitätsfahrzeuge, endlich die Bagage anschließen. Zur Bedeckung der Bagage durften nicht über 15 Mann jedes Infanterie-Regiments, möglichst nur Marschkranke, bestimmt werden.

Die gewöhnlich angewandte Marschformation der Infanterie war die Kolonne in Reihen zu drei Gliedern; vielfach marschirten Artillerie und Fahrzeuge neben der Marschkolonne der Infanterie.

Die Marschsicherung übernahm bei allen Korps die leichte Kavallerie-Brigade derselben. Ihr folgte als Rückhalt vielfach ein vor die übrige Infanterie der Tetendivision vorgezogenes leichtes Bataillon. Man rechnete auf die Division etwa 4 km oder eine Stunde Marschlänge. Beim Vormarsch des Korps auf einer Straße schlossen die Divisionen am Abend in sich auf, derart ihren Abstand von 4 km bewahrend.

Auch während der Ruhe lag der Kavallerie des Korps die Sicherung ob, ein Zurückziehen derselben hinter die Infanterie war nicht üblich, wohl aber schob sich diese mehrfach nach vorwärts in die von der Kavallerie belegten Ortschaften hinein.

Für den Weitermarsch versammelte sich alsdann die Kavallerie bei ihren vordersten Kantonnements und wartete hier das Eintreffen der Infanterietete ab. Erst durch den längeren Schritt der Pferde gewann sie dann während des Marsches etwa in jeder Stunde 1 km Vorsprung. Nur ausnahmsweise finden wir die Französische Kavallerie jener Zeit auf Märschen traben und so erklärt es sich, daß wir sie überall an der Infanterie klebend finden, ein Umstand, der um so nachtheiliger einwirken mußte, als der Kavallerie der Korps neben den Aufgaben unserer heutigen Divisionskavallerie, neben der Sicherung der Marschkolonnen, im Verein mit der Kavallerie-Reserve Murat gleichzeitig die Aufklärung im Großen, im Sinne unserer Kavallerie-Divisionen, zufiel. Dieses Ineinandergreifen der aufklärenden Thätigkeit der leichten Kavallerie der Korps und der Kavallerie-Reserve erklärt sich dadurch, daß eigentlich nur die leichten Regimenter für die strategischen Aufgaben der Kavallerie geeignet waren.

Bezeichnend ist, daß, während die Infanterie in den Tagen vor Jena außerordentliche Marschleistungen aufweist, die Kavallerie nirgends einen großen Vorsprung vor ihr erreicht. Das IV. Korps legt beim Anmarsch auf Jena am 13. Oktober mit seiner vordersten Division 40 km zurück, das V. Korps am 9. Oktober 44 km; das VII. Korps führt vom Nachmittag des 10. Oktober bis zum Abend des 11. Oktober einen Gewaltmarsch von 64 km aus. Dagegen meldet am 11. Oktober die zur Kavallerie-Reserve gehörige Husaren-Brigade Lasalle, sie habe bei Wachholderbaum (zwischen Gera und Zeitz) Halt machen müssen, die Pferde könnten nicht weiter, und das, wo 10 km hinter ihr die Infanterie des I. Korps Bernadotte bereits Gera erreichte.

So wenig solche Leistungen der Kavallerie unseren heutigen Ansprüchen zu genügen vermögen, so wenig sie, stets nur wenige Kilometer vorwärts der Infanterie befindlich, ihre eigentliche Aufgabe zu erfüllen vermochte, so zweckmäßig erscheint die Art, wie hier die Franzosen sich im Vormarsche mit schwachen Avantgarden begnügen. Deren Aufgaben werden im Wesentlichen von der Kavallerie des Korps gelöst, der nur schwache Infanterie ohne Zutheilung von Artillerie als Rückhalt folgt.

Diese Gewohnheit aber, nur schwache Avantgarden zu bilden, hatte sich aus der Kriegspraxis von selbst herausgebildet. Auch entstammt die Vorstellung von der Nothwendigkeit einer starken gemischten Avantgarde, die in einem bestimmten Verhältniß zu den Gesammtkräften zu stehen habe, jener Zeit, wo überall die naturgemäße Reaktion gegen die veraltete Taktik des 18. Jahrhunderts zu einer Uebertreibung der bei den Franzosen üblichen Mischung der Waffen führte, eine Uebertreibung, die sich unter Anderem in der bei den Gegnern der Franzosen üblichen Zersplitterung der Kavallerie offenbarte.

Die Kriegführung des vorigen Jahrhunderts kennt den Begriff der starken, aus allen Waffen gemischten Avantgarde nicht, wenigstens König

Friedrich ist er fremd. Ihm ist bei Leuthen seine Avantgarde nur das Tetenechelon seines Stoßflügels. Erst unter den Nachfolgern des Königs und bei seinen Gegnern kommt der Begriff der Avantgarde, wie wir ihn kennen, auf, und die Gegner Napoleons haben daran trotz mancher üblen Erfahrung festgehalten.

Auch Clausewitz hebt hervor,*) daß man, im Gegensatz zu Friedrich, Napoleon bei den vergrößerten Heeren seiner Zeit fast immer mit einer starken Avantgarde vorrücken sehe. Das ist nur bedingt richtig, wie schon das Beispiel des Anmarsches auf Jena zeigt. Napoleon ist die Kavalleriereserve Avantgarde der Armee, unter Umständen die Tetendivision oder das Tetenkorps derselben.

Unendlich zahlreich aber sind die Beispiele der Kriegsgeschichte bis in die neueste Zeit hinein, wo das Ausscheiden einer starken, gemischten Avantgarde einen Beleg zu dem Ausspruche Friedrichs des Großen bildet: „Wann Ihr Eure forces theilet, werdet Ihr en détail geschlagen."

So verliert die Schlesische Armee in bloßen Avantgarden-Gefechten im August des Jahres 1813 an einem Tage über 2000, an einem anderen sogar über 4000 Mann. Nach der Katzbach-Schlacht wird alsdann aus den Avantgarden der drei Korps der Armee ein gemeinschaftliches Avantgardenkorps gebildet, aber bereits nach wenigen Tagen wieder aufgelöst. Von da ab übernimmt Katzler dem Namen nach nur die Führung der Avantgarde des Preußischen Korps York, thatsächlich ist die ihm unterstellte Infanterie mehr spezielle Avantgarde des Korps York, während Katzler selbst mit der Kavallerie die Aufgaben einer Kavallerie-Division vor der Front der Armee löst. Deutlich ist erkennbar, wie man sich hier in dem Stadium des Versuchs befindet, wie auch hier von selbst im Laufe des Krieges die geeigneten Formen sich herausbilden.

Wenn aber, wie das Beispiel der Franzosen unter Napoleon zeigt, selbst zu jener Zeit schwache Avantgarden ohne Zutheilung von Artillerie für genügend gehalten wurden, wie viel mehr dürften sie es heute sein, wo die Defensivkraft auch schwächerer Infanteriekörper gegen jene Zeit so ungemein gesteigert ist.

Einleuchtend ist, wie die Zerlegung der Korps in kleinere, in ihrer Fortbewegung nicht aneinander gebundene Einheiten, zumal bei dem sehr geringen Troß, den die Franzosen damals mit sich führten — nur zwei vierspännige Wagen bei jedem Bataillon bezw. Kavallerie-Regiment —, das Fortschreiten erleichtern mußte. Dennoch häuften sich die Marschverluste erheblich, denn die Korps wurden unter starken Märschen mit Fortfall aller Ruhetage aus ihren zum Theil bis an die Alpen ausgedehnten süddeutschen Quartieren herangeführt,

*) „Vom Kriege", V. Buch, 7. Kapitel.

und so nahm das Unwesen der Nachzügler, das von jeher den Französischen Armeen angehaftet hat, alsbald einen großen Umfang an.

Am 11. Oktober ordnete Marschall Soult an, daß das dem Korps folgende Gendarmerie-Detachement nöthigenfalls Gewalt gegen die Nachzügler zu brauchen habe, und an demselben Tage meldete Davout an Berthier, daß er das ihm zugewiesene Marschziel nicht habe erreichen können; er habe 4 km diesseits Halt machen müssen, um die Infanterie des Korps aufschließen zu lassen, da der starke Marsch des Tages die Kolonnen sehr verlängert habe.

So starke Marschleistungen man aber auch den Truppen zumuthete, sie genügten trotzdem dem Kaiser nicht. Rastlos trieb er die Marschälle zur Eile an, indem er vielfach Marschziele bezeichnete, die über das Erreichbare hinausgingen, um so das Höchstmögliche geleistet zu sehen.

Die Geschlossenheit des Vormarsches mußte dabei erheblich leiden, und dies hätte bei vermehrter Initiative auf Seiten des Gegners empfindlich gestraft werden können.

So meldet Davout am 12. Oktober aus Naumburg, daß seine Avantgarde um 8 Uhr abends daselbst eingerückt sei, daß er aber infolge des 50 km betragenden Marsches von Mittel-Pöllnitz und der sich erheblich mehrenden Zahl der Nachzügler die vorderste Division des Korps 4 km diesseits Naumburg, die zweite noch weiter rückwärts, die dritte 20 km von Naumburg bei Rauschwitz habe belassen müssen.

Man vergleiche diesen Anmarsch in getrennten Echelons in unmittelbarer Nähe des Feindes mit der Geschlossenheit des Deutschen Vormarsches auf Sedan, wo es galt, dem Gegner den Weitermarsch über die Maas, wie hier die Uebergänge über die Saale zu verlegen, und wo es gelang, am 30. August abends die Vereinigung nahezu der Gesammtkräfte zweier Deutscher Armeen auf einem Raum von 10 km Breite und 15 km Tiefe zu bewirken, und man erkennt auch hier das Maßlose in der Natur Napoleons, das ihm verderblich werden mußte, sobald ihn das Glück verließ. Man erkennt, wie es die Größe des Feldmarschalls Moltke war, daß er stets nur das Erreichbare ins Auge faßte, daß er bei aller Kühnheit stets nur das Mögliche erstrebte.

Wie ein Tiger stürzt sich hier Napoleon auf seine Beute, mächtig ist der Impuls, den seine dämonische Natur allen Gliedern seines Heeres verleiht. Um wenigstens mit einem Theile seines Korps an der Ehre des Tages von Jena theilzunehmen, bildet der Marschall Ney, in Roda angelangt, weil die Masse seines Korps, das seit 13 Tagen unausgesetzt im Marsch ist, nicht mehr zu folgen vermag, eine besondere Avantgarden-Division aus den Elite-Bataillonen und drängt sich mit ihr in die Schlachtfront bei Jena ein.

Die Divisionen des Gros der Kavallerie-Reserve, welche hinter der Mitte der Armee folgen, legen in 21 bis 27 Stunden 46, 62 und 64 km zurück, um zur Entscheidung heran zu sein. In diesen starken Leistungen, welche den Schlachten

an der Saale vorausgingen, im Verein mit der mangelnden Klarheit über die Gesammtlage, die der Kaiser am Abend des 14. Oktober noch nicht übersah, liegt die Erklärung dafür, daß die Verfolgung am 15. Oktober nicht ganz die Früchte zeitigte, die sie hätte haben können, daß die Fühlung mit dem Feinde zum Theil verloren ging.

Skizze 2. Am Abend des 15. Oktober sehen wir die Französische Armee mit ihrer Hauptmasse zwischen Freiburg a. d. Unstrut und Weimar, mit dem VI. Korps Ney und der Masse der Kavallerie-Reserve Murat vor Erfurt stehen, während der größte Theil des geschlagenen Preußischen Heeres den Weg über Sömmerda auf Nordhausen eingeschlagen hat.

Das IV. Korps Soult war vom Schlachtfeld zwischen Jena und Weimar über Umpferstädt und Apolda nach Buttelstädt gerückt. Auf die Meldung, daß eine starke feindliche Kolonne bei Sömmerda angetroffen sei, entschloß sich der Marschall, von der bisher von ihm eingehaltenen nördlichen Richtung in eine mehr nordwestliche abzulenken und den geschlagenen Feind erneut aufzusuchen.

Der ganze Umfang der Zerrüttung, wie sie in der Preußischen Armee herrschte, war dem Marschall nicht bekannt, und da Davout am 14. Oktober bei Auerstädt gegen einen überlegenen Feind gefochten hatte, und dieser in nordwestlicher Richtung zurückgegangen war, so mußte man gewärtig sein, im Laufe des Tages mindestens eine starke feindliche Arrieregarde in der Richtung auf Sömmerda, welche man nunmehr wählte, anzutreffen.

Am 16. Oktober früh befahl daher der Marschall in Buttelstädt:

„Das Armeekorps wird sofort auf Sömmerda aufbrechen, um den Feind aufzusuchen und anzugreifen.

Die Divisionen folgen:

3., 2., 1.

Die leichten Batterien treten zur Teten-Division, desgleichen die Sappeure und Pontonniere, Letztere sind an die Tete zu nehmen.

Die Herren Generale haben während des Marsches so viel als möglich alle Wegengen zu vermeiden und die Dörfer möglichst zu umgehen.

Die Bataillone marschiren in Zugfront; wenn angängig, haben die Divisionen mehrere Kolonnenteten zu bilden."

Da die Masse des Korps an diesem Tage Greußen erreichte, ist ein Theil des 30 km betragenden Marsches sonach anscheinend in breiten Kolonnen zurückgelegt worden.

Auch das Nachbarkorps, das I. Bernadotte, war am Tage vorher, am 15. Oktober, beim Aufbruch zur Verfolgung von Apolda mit seinen 3 Divisionen hintereinander bis Bibra 20 km zum großen Theil in breiten Kolonnen marschirt. Das Tagebuch des Korps giebt an: es habe bald die Marschkolonne, bald die Tiefkolonne Anwendung gefunden.

Nicht lediglich die Rückſicht auf erhöhte Gefechtsbereitſchaft, auf Verkürzung der Marſchtiefen, war es indeſſen, welche den Anlaß zu ſolchen Formationen gab. Die unausrottbare Gewohnheit des Marodirens, die wachſende Indisziplin ließen die Generale ſie häufig wählen, um den Bataillons- und Kompagnieführern die Ueberſicht über ihre Mannſchaft, das Zuſammenhalten derſelben zu ermöglichen. Auf dieſe Weiſe finden wir ſpäterhin, als das Korps Soult in der Verfolgung Blüchers nach Lübeck begriffen iſt, deſſen Führer, auch dort, wo noch keine unmittelbare Fühlung mit dem Feinde hergeſtellt iſt, mehrfach anordnen, daß die Diviſionen, wenn das Gelände es nur irgend erlaube, in Zugkolonnen zu marſchiren hätten. In der Regel marſchirte dann die Diviſion in 3 Kolonnen, mit je einer Infanteriekolonne in Zügen neben, mit einer Artilleriekolonne auf der Straße.

Die gleiche Marſchordnung wandte im Jahre 1812 der Marſchall Macdonald an, als er mit dem X. Korps, von deſſen Beſtande das Preußiſche Hülfskorps zwei Drittel bildete, in Kurland einrückte. Der 25 km lange Marſch von Tauroggen bis Roſſieny erfolgte in dieſer Weiſe. Nach dem Urtheile eines Preußiſchen Augenzeugen ein unerträgliches Marſchiren. „Bei jedem Dorf", ſagt er, „bei jeder Brücke ſtockte das Ganze." . . . . . Der Zweck, die Kolonne abzukürzen und ſtets ſchlagfertig zu ſein, heißt es weiter, ſei verfehlt worden und außerdem nicht weſentlich geweſen, da kein Feind in der Nähe war.*)

In dieſem Preußiſchen Urtheil jener Zeit haben wir den Beweis, wenn es eines ſolchen noch bedürfte, daß dergleichen Marſchanordnungen fern vom Feinde eine raſche Vorbewegung lediglich behindern. Deutſche Truppen aber bedürfen derſelben aus disziplinaren Gründen heute ſo wenig wie damals die Preußen, die unter Macdonald nach Rußland rückten.

Andrerſeits aber lehrt das Beiſpiel der Franzöſiſchen Verfolgung am 15. und 16. Oktober 1806, daß, wenn die Umſtände es erheiſchen, ein ſolches Marſchiren in breiten Kolonnen ſehr wohl auch auf Strecken bis zu einem Tagemarſch anwendbar iſt, ſofern, wie hier zwiſchen Unſtrut und Ilm, ſich keine weſentlichen Schwierigkeiten des Geländes entgegenſtellen.

Bei den großen Maſſen aber, die es heutzutage zu bewegen gilt, dürfte die Anwendung dieſes Mittels, die Marſchtiefen zu verkürzen, überall da nicht abzuweiſen ſein, wo der erhöhte Kräfteverbrauch, den es fordert, im Verhältniß zu dem ſteht, was man zu erreichen beabſichtigt.

Auch der Feldmarſchall Moltke weiſt in der Löſung der erſten der von ihm im Jahre 1875 geſtellten taktiſchen Aufgaben bereits auf dieſe Marſchformation hin, indem er ſagt: „Marſchiren wir zu früh auf, ſo kommen wir nicht von der Stelle und ermüden unſere Truppen unnöthig. . . . . Aber wir haben noch zwiſchen der Marſchkolonne und der aufmarſchirten

*) Droyſen, Yorks Leben I, S. 355.

Front ein Mittelding: Das Marſchiren mit Kolonnen nebeneinander und die Bereitſchaftſtellung."

Infolge ſeines Vorgehens über Sömmerda auf Greußen gelang es dem Marſchall Soult zuerſt, die richtige Spur des Rückzuges der Hauptmaſſe der Preußen zu finden. Er folgte ihr nunmehr über den Harz auf Magdeburg, eine Richtung, die Murat mit der Maſſe der Kavallerie-Reſerve, und Ney, nachdem Erfurt am 16. Oktober kapitulirt hatte, gleichfalls einſchlugen.

Während derart der linke Flügel der Armee ſich gegen Magdeburg wendet, überſchreitet der Kaiſer mit dem rechten Flügel bei Wittenberg, Roßlau und Barby die Elbe und geht mit demſelben auf Berlin und Potsdam vor. In beſchleunigten Märſchen gewinnt Murat, aus der Gegend weſtlich Magdeburgs elbaufwärts dem vom Kaiſer in Perſon geführten Flügel nachrückend, wieder die Tete der Armee.

Seine Anordnungen während der bisherigen Verfolgung hatten nicht die Zuſtimmung des Kaiſers gefunden, er war daher begierig, das Verſäumte nachzuholen, und ließ ſeine Reiter-Diviſionen rückſichtslos marſchiren. Unter gänzlichem Fortfall der Ruhetage wurden dieſer Kavallerie, die ſeit Beginn des Feldzuges unausgeſetzt in Bewegung war, Leiſtungen bis zu 60 km und mehr zugemuthet. Sie vermochte darum auch mehrfach die ihr vorgeſchriebenen Marſchziele nicht zu erreichen; ſo blieb die Küraſſier-Diviſion Hautpoul am 24. Oktober 27 km hinter ihrem Marſchziele zurück, da ſie am Tage vorher 64 km hatte leiſten müſſen.

Ohne den Austauſch mit den beſſeren Pferden der gefangenen preußiſchen Regimenter, der maſſenhaft ſtattfand, wäre dieſe Kavallerie überhaupt nicht dienſttauglich geblieben.

Skizze 3. Am 24. Oktober erreicht der rechte Flügel der Armee, in drei Kolonnen anrückend, im Weſentlichen mit deren Teten die Gegend von Berlin, Potsdam, Zieſar ſüdweſtlich Brandenburg, während das IV. und VI. Korps, ſowie eine Dragoner-Diviſion vor Magdeburg verblieben ſind.

Der Abmarſch des Fürſten Hohenlohe von Magdeburg über Rathenow und Fürſtenberg, welcher den Franzoſen anfänglich verborgen geblieben war, nöthigte nunmehr deren Truppen erneute ſtarke Verfolgungsmärſche auf, um dem Gegner den Marſch an die Oder zu verlegen.

Das I. Korps Bernadotte erreichte dabei in der Nacht vom 26. zum 27. Oktober, über Brandenburg und Nauen anrückend, Börnicke ſüdweſtlich Kremmen, nach einem Marſche von 60 km. Trotzdem ſetzte ſich das Korps um 6 Uhr früh des 27. Oktober über Kremmen auf Oranienburg in Marſch. Von hier meldete der Marſchall um 2 Uhr nachmittags, daß er den Marſch über Badingen fortſetzen werde, derart auch für den 27. von den Truppen zu den bereits bis Oranienburg zurückgelegten 22 km weitere 30 km Marſchleiſtung fordernd.

Ein beſonderer Tagesbefehl bedeutete den Truppen, daß die an ſie geſtellten Anforderungen unvermeidlich ſeien, da es gelte, den Feind einzuholen. Dieſen wußte man im Marſch von Ruppin über Granſee, und der Marſchall trachtete, ihm bei Badingen den Weitermarſch auf Zehdenick zu verlegen, während thatſächlich die Preußiſchen Kolonnen weiter nördlich auf Fürſtenberg ausgebogen waren.

Bei dem Weitermarſch des Korps ſollte nach zwei Stunden eine halbſtündige Raſt eingeſchaltet werden, die Diviſionen ſollten um 10 Uhr abends an denjenigen Punkten Halt machen, die ſie um dieſe Zeit erreichten, und daſelbſt bis 2 Uhr früh des 28. Oktober ruhen.

Die an der Spitze des Korps befindliche Diviſion Dupont traf thatſächlich zwiſchen 3 und 4 Uhr früh des 28. Oktober bei Badingen ein. Sie hatte ſonach binnen 24 Stunden 52 km zurückgelegt.

Die Diviſionskommandeure wurden in Oranienburg ermächtigt, nur die noch völlig marſchfähigen Leute weiter mitzuführen, aus denjenigen, welche nicht mehr zu folgen vermochten, ſollte von jeder Diviſion ein Detachement in Oranienburg gebildet werden. Dieſe Detachements ſollten alsdann von dort in kleineren Etappen dem Korps folgen.

Allerdings war es dringend nothwendig, die Nachzügler unter Offizieren zu ſammeln, denn das Unweſen der Marodeurs begann ſich hinter der Armee ſehr bemerkbar zu machen. Am 28. Oktober mußte der Kommandant von Potsdam auf Bitten der Einwohner einen Stabsoffizier nach Brandenburg entſenden, um den Exceſſen ärgſter Art, welche daſelbſt von Trainards des Bernadotteſchen Korps begangen wurden, zu ſteuern.

Um wieder an den Feind zu gelangen, blieb in der That kein anderes Mittel, als nur die noch marſchfähigen Mannſchaften mitzuführen.

Welche Schwächung das Korps aber durch das Zurückbleiben zahlreicher Mannſchaften erlitt, beweiſt der Umſtand, daß es im Verlaufe der weiteren, nunmehr gegen Blücher ſich richtenden Verfolgung durch Mecklenburg nach Lübeck am 31. Oktober etwa nur noch 12 000 Mann von den 20 000 zählte, mit denen es in den Feldzug gegangen war. Faſt ausſchließlich Marſchverluſte ſind es aber, die ſolche Schwächung um volle $^2/_3$ des Beſtandes herbeigeführt haben, denn das Korps hatte bei Jena nicht mitgefochten und in einem leichten Gefecht bei Halle nicht über 800 Mann eingebüßt.

Die herabgeminderte Stärke läßt erkennen, wie derartige Anſtrengungen an mehreren aufeinander folgenden Tagen niemals einer Truppe zugemuthet werden dürfen, die man gefechtsfähig an einen noch unerſchütterten Gegner heranzubringen trachtet, und wie nur der Umſtand, daß es ſich um die Verfolgung eines geſchlagenen Feindes handelte, hier das Verfahren der Franzoſen gerechtfertigt erſcheinen läßt.

Auf die Verfolgung nach Jena passen recht eigentlich die Worte von Clausewitz:*) „Solche Märsche schwächen den Verfolger freilich mit und sie würden nicht zu rathen sein, wenn die Vernichtung des feindlichen Heeres nicht schon sehr vorbereitet ist, aber da, wo man sich dieses Mittel erlauben darf, wirkt es auch wie eine große Maschine. In solcher Zeit des vollen Glücks darf der Sieger keine Theilung seiner Kräfte scheuen, um Alles, was er mit seiner Armee erreichen kann, mit in den Strudel hineinzuziehen."

Legte das Korps Bernadotte in diesen Tagen erhebliche Strecken zurück, indem es noch auf der Suche nach dem Feinde war, so sehen wir das V. Korps Lannes, welches am 26. Oktober früh von Spandau über Oranienburg auf Zehdenick abrückte, die Marschleistungen des I. Korps noch übertreffen. Hier war die Fühlung mit dem Feinde bei Zehdenick durch die voraufgegangene Kavallerie Murats inzwischen wiedergewonnen, diese Kavallerie galt es zu unterstützen, dem Gegner den Weg nach der Oder zu sperren. Noch gebieterischer erheischte hier der Kriegszweck erhöhte Anstrengungen.

Um ihnen zu genügen, bildet der Marschall Lannes aus allen Voltigeur-Kompagnien des Korps, einem leichten Infanterie-Regiment und einer leichten Batterie eine besondere 2500 Mann starke Avantgarde. Mit dieser bricht er am 26. Oktober abends 10 Uhr auf, während der Rest des Korps die Nacht über bei Oranienburg verbleibt.

Bei Tagesanbruch folgt dann das Korps brigadeweise in Echelons. Bedenkt man, daß damals die Truppen völlig der Karten entbehrten, daß nur die höheren Stäbe und auch diese nur in völlig ungenügender Weise damit ausgerüstet waren, bedenkt man die schlechten, sandigen Wege damaliger Zeit, wo die Mark noch keine Chausseen besaß, so erscheint es thatsächlich bewundernswerth, daß diese gemischte Avantgarde des Korps am 27. Oktober früh 9 Uhr in Zehdenick eintrifft, nachdem sie 28 km binnen 11 Stunden, dabei 8 Stunden bei Nacht, zurückgelegt hat, daß sie um 2 Uhr nachmittags des 27. nach 5stündiger Ruhe erneut aufbricht und um 7 Uhr abends Templin erreicht, um, von hier um 11 Uhr abends aufbrechend, durch einen erneuten Nachtmarsch von 17 km Länge um 4 Uhr früh des 28. in Boitzenburg anzulangen. Bereits um 5 Uhr früh des 28., des Tages, da Hohenlohe bei Prenzlau kapitulirt, bricht sie wieder auf und trifft um 9 Uhr früh bei dem 16 km entfernten Prenzlau ein.

Im Laufe des Tages langen denn auch die übrigen Theile des Korps nach und nach an, nachdem sie gleichfalls bei Nacht von Zehdenick aufgebrochen sind und von hier die 52 km bis Prenzlau ohne längere Rast zurückgelegt haben. Das Gros des Korps blieb sonach mit einer Marschleistung von 104 km in 60 Stunden nicht erheblich von seiner Avantgarde, welche die gleiche Entfernung in 50 Stunden zurücklegte, ab. Allerdings hatte das Gros die erste

*) „Vom Kriege", V. Buch, 12. Kap.

Nacht vom 26. zum 27. voll zur Ruhe bei Oranienburg benutzen können. Die Avantgarde beschloß ihre Leistung durch einen Marsch von 33 km in einem Zuge, und während ihres 50stündigen Marsches machte sie nur dreimal längere Rasten, eine von 8, eine von 5, eine von 4 Stunden. Zu Statten kam ihr dabei allerdings, daß die Nachtmärsche durch Mondschein begünstigt wurden.

Bei diesen Verfolgungsmärschen werden die ohnehin nicht an eine strenge Marschdisziplin gewöhnten Franzosen nach unseren Begriffen sicherlich ein wunderbares Bild gewährt haben. Auch finden wir, daß namentlich die Marschälle Soult und Bernadotte bei der weiteren Verfolgung Blüchers durch Mecklenburg in immer schärferem Tone eine bessere Handhabung der Marschdisziplin fordern, zum Theil, wie es scheint, ohne Erfolg, denn am 3. November, als ein Kavallerieangriff der von York geführten Preußischen Arrieregarde unerwartet die Kavallerie des 1. Französischen Korps zurückwarf, traf derselbe weiterhin auf die schlecht geordnete Infanterie-Tete des Korps und nöthigte den daselbst mitten unter seinen Mannschaften gehenden Marschall Bernadotte, schleunigst sein Pferd aufzusuchen.*)

Es hat jedes Heer seine Besonderheiten, die mit dem Volkscharakter zusammenhängen, und wir dürfen im Gegensatz zu anderen Armeen uns einer hohen Marschdisziplin rühmen. Fehlerhaft wäre es, wenn wir hierin irgendwie nachlassen wollten, denn mögen immerhin Erleichterungen, wie sie bei den Franzosen geduldet wurden, in einzelnen Fällen die Marschfähigkeit erhöhen, so ist doch zu beachten, daß es sich hier um Verfolgungsmärsche, um das Herankommen wenn auch zunächst nur kleiner Abtheilungen handelte, um die Lösung von Aufgaben, wie sie heutigen Tages unter anderen die Russen ihren Jagdkommandos zu stellen beabsichtigen. Die Geschlossenheit und Präzision; welche die Bewegung größerer Heeresmassen, zumal jetzt, bei deren fortgesetztem Anwachsen verlangt, ist aber nur durch eine Marschdisziplin wie die unsere gewährleistet. Klingt doch selbst aus Zolas neuestem Kriegsroman La débâcle die staunenerregende, überwältigende Präzision der Deutschen Heeresbewegungen von 1870 heraus.

Trotzdem müssen wir uns davor hüten, daß unser an eine strenge Ordnung gewöhntes Auge nicht Dinge für unmöglich hält, wie sie 1806 von den Franzosen geleistet sind, damit auf uns nicht einst erneut die Worte Anwendung finden, die der Marschall Lannes am 29. Oktober 1806 an den Kaiser schreibt: „Wenn die Preußen 25 bis 30 km marschirt sind, glauben sie Alles gethan zu haben, was möglich ist, und wollen nicht glauben, daß wir 50 bis 55 km täglich leisten."

Diese Worte sind, wie das vorher Angeführte beweist, keine Großsprecherei des Marschalls, denn er hatte sie damals bereits wahrgemacht, sie

*) Droysen, Yorks Leben I, S. 169.

enthalten aber eine bittere Kritik der damaligen Preußischen Führer und zeigen, wohin man mit dem Festhalten an Friedensgewohnheiten, an den schematischen Begriffen von einer normalen Marschleistung von 20 bis 30 km im Kriege gelangt. Von solchen Vorstellungen gilt es sich frei zu halten. So wenig es möglich ist, der Truppe im Frieden bereits auf Kosten der Ausbildung öfter solche Anstrengungen zuzumuthen, so sehr gilt es daran festzuhalten, daß sie im Kriege unter Umständen geboten und auch erreichbar sind.

Nicht das gleiche Interesse hinsichtlich der Marschanordnungen und Marschleistungen wie das Jahr 1806 bieten die späteren Feldzüge des ersten Kaiserreichs. Mehr und mehr sinkt in ihnen die Qualität der Truppe, und einer Schulung im eigentlichen Sinn unterwarf Napoleon sein Heer nicht mehr. Wohl zertrümmerte der Gewaltige noch manchen Gegner, aber zugleich damit auch sein eigenes Werkzeug. Die Mehrzahl der Soldaten, die 1806 die sandigen Wege der Mark zu überwinden hatten, die alten Banden des Lagers von Boulogne, sie fanden, soweit sie nicht die Schlachten hingerafft hatten, späterhin in Spanien Verwendung.

Schon 1809 ist das Napoleonische Heer, das an der Donau schlägt, ein buntes Gemisch von Rheinbundstruppen, einigen Französischen Kerntruppen und provisorischen Regimentern. Mit Recht hat neuerdings Oberstlieutenant v. Malachowski*) darauf hingewiesen, wie die fort und fort sich verschlechternde Infanterie den Kaiser zwang, zu jenen Massenformationen zu greifen, welche seine späteren Angriffsschlachten zeigen, und die dem Schützengefecht nur wenig Raum ließen; ein Gleiches gilt von den Marschanordnungen, auch diese werden immer einfacher, und auch Marschleistungen wie das Jahr 1806 weist kein späteres auf.

Zwar ruft der Kaiser 1809 dem Marschall Masséna noch sein bekanntes Wort „activité, activité, vitesse“ zu, und nicht vergeblich, denn die Tete der vom Marschall geführten Armeeabtheilung bricht in der Nacht zum 19. April von Augsburg auf und erreicht am 20. April abends Freising an der Isar, sonach in weniger als 48 Stunden 70 km zurücklegend, aber solche Leistungen finden sich doch nur noch vereinzelt.

Vollends die Schwierigkeiten des Russischen Kriegsschauplatzes, im Verein mit den hier zu bewegenden großen Massen, zwingen im Jahre 1812 zu den einfachsten Marschanordnungen.

Die Regentage des Monats Juli hatten die Nebenwege in dem Gebiete des linken Ufers der mittleren Düna bei dem Marsche der Armee über Wilna hinaus derartig aufgeweicht, daß der Kaiser es vorzog, das Waldgelände, das es nunmehr bei dem weiteren Vormarsch auf Witebsk zu durchschreiten galt, mit der von ihm persönlich geführten Hauptmacht, die immer noch 180 000 Mann zählte, in einer einzigen langen Kolonne zu durchziehen.

*) Scharfe Taktik und Revue-Taktik.

So folgen ſich das Kavalleriekorps Nanſouty, das IV. Korps, die Garde, das I. und III. Korps ſämmtlich hintereinander auf der Hauptſtraße. Die Breite der Ruſſiſchen Poſtſtraßen geſtattete zwar die Anwendung breiter Marſchkolonnen und die Armee derartig aufgeſchloſſen zu halten, daß ſie binnen zwei Tagen aufzumarſchiren vermochte, aber ſelbſt abgeſehen von allen Verpflegungs- und Unterkunftsſchwierigkeiten, die ſich auf dieſe Weiſe ergeben mußten, blieb doch nur ein ſehr langſames Fortſchreiten möglich. Vom 20. bis zum 27. Juli, in acht Tagen, legte die Spitze der Armee im Ganzen 140 km, d. i. täglich im Durchſchnitt nur 17,5 km, zurück.

Dem Gegner aber wurde es leicht, durch verhältnißmäßig ſchwache Arrieregarden das Fortſchreiten der überlegenen, aber nur mit einer Tete anrückenden Franzöſiſchen Armee aufzuhalten und bei Witebsk ſich der Entſcheidung durch rechtzeitigen Abmarſch zu entziehen, da trotz des langen Sommertages, trotzdem die Franzöſiſche Armee ſo dicht aufgeſchloſſen marſchirte als möglich, es Napoleon nicht gelang, den Aufmarſch ſeiner tiefen Kolonne rechtzeitig zu vollziehen.

Daſſelbe Schauſpiel wiederholt ſich dann noch mehrfach im Laufe dieſes Feldzuges, und als bei Borodino ſich die Ruſſen endlich zur Entſcheidung ſtellen, befinden ſich infolge des fortgeſetzten Zuſammenſchmelzens des Franzöſiſchen Heeres die beiderſeitigen Kräfte faſt ſchon im Gleichgewicht; es fechten 123 000 Franzoſen gegen 104 000 Ruſſen.

Das Jahr 1813 zeigt uns nach der Kataſtrophe in Rußland unter Napoleon ein völlig neugeſchaffenes Heer. Schon der Anmarſch von der Saale zur Schlacht bei Lützen läßt deſſen Qualität erkennen, nicht über 10 km täglich legt die Spitze zurück, der Mangel an Kavallerie zwingt ſie, ſich nur vorſichtig taſtend vorzubewegen. Unter den 400 000 Mann, mit denen der Kaiſer in den Herbſtfeldzug eintritt, ſind noch nahezu $^6/_7$ nur kurze Zeit geübte Mannſchaften, und nichts zeigt deutlicher als dieſes Kriegsjahr, wie bei den heutigen Maſſenheeren es vor Allem darauf ankommt, außer über genügende und gute Kadres über eine große Maſſe ausgebildeter Mannſchaften zu verfügen.

Das Franzöſiſche Heer des Jahres 1813 iſt ein Heer von Rekruten, und dem entſprechen ſeine Marſchleiſtungen.

Nur noch einmal zeigen Theile dieſes Heeres dieſelben auf der alten Höhe. Als der Kaiſer Ende Auguſt, von Blücher ablaſſend, aus Schleſien nach Dresden, vor dem inzwiſchen die verbündete Hauptarmee erſchienen iſt, zurückeilt, führt er die Garden, das Korps von Marmont und das 1. Kavalleriekorps mit ſich. Am 23. Auguſt brechen die Garden um 4 Uhr früh von Löwenberg am Bober auf und erreichen über Lauban, Görlitz, Löbau am 25. abends Stolpen, damit an drei aufeinander folgenden Tagen täglich im Durchſchnitt 37 bis 38 km zurücklegend.

Der Leiſtung dieſer Elitetruppe ſteht das Korps von Marmont, welches direkt über Bautzen auf Dresden marſchirte, mit etwas über 30 km täglich, nur wenig nach.

Nicht nur hinter den Verfolgungsmärſchen des Jahres 1806, ſondern auch hinter den Leiſtungen beim Anmarſch zur Schlacht bei Jena bleiben ſonach die eben erwähnten erheblich zurück, ſo achtbar ſie auch für große Verbände ſind. Dazu werden ſie nur vorübergehend von den Truppen gefordert. Aber auch hier iſt der letzte Sieg, den Napoleon auf Deutſchem Boden erringt, das Ergebniß geſteigerter Marſchleiſtungen.

Den folgenden Monat September hat er, nachdem ſeine Marſchälle ſchwere Niederlagen erlitten hatten, ſelbſt nur als eine Periode des „Hin und Her", des „va et vient" bezeichnet, es iſt der Beginn des Niederganges ſeiner Macht, der ſich um dieſe Zeit endgültig ankündigt.

Die Etappen dieſes Niederganges aber ſind bezeichnet durch die Namen: Katzbach, Dennewitz, Wartenburg, Möckern und Belle-Alliance, ſie knüpfen ſich an den Ruhm Preußiſcher Führer, von denen Napoleon ſelber geſtand: „Ces animaux ont appris quelque chose."

In der That ſind es die Preußiſchen Generale jener Zeit, die, gereift in der harten Schule des Unglücks, am meiſten von ihm gelernt haben. Ihre Erben haben alsdann ſeine Lehren fortgebildet; Clauſewitz hat ſie in ſeiner Theorie an die Lehren des Großen Friedrich angeſchloſſen, Moltke hat dieſe Theorie in die Wirklichkeit übertragen, während im Franzöſiſchen Heere in der Folgezeit nur Napoleoniſche Legende, nicht aber Napoleoniſche Kriegsweiſe gepflegt wurde.

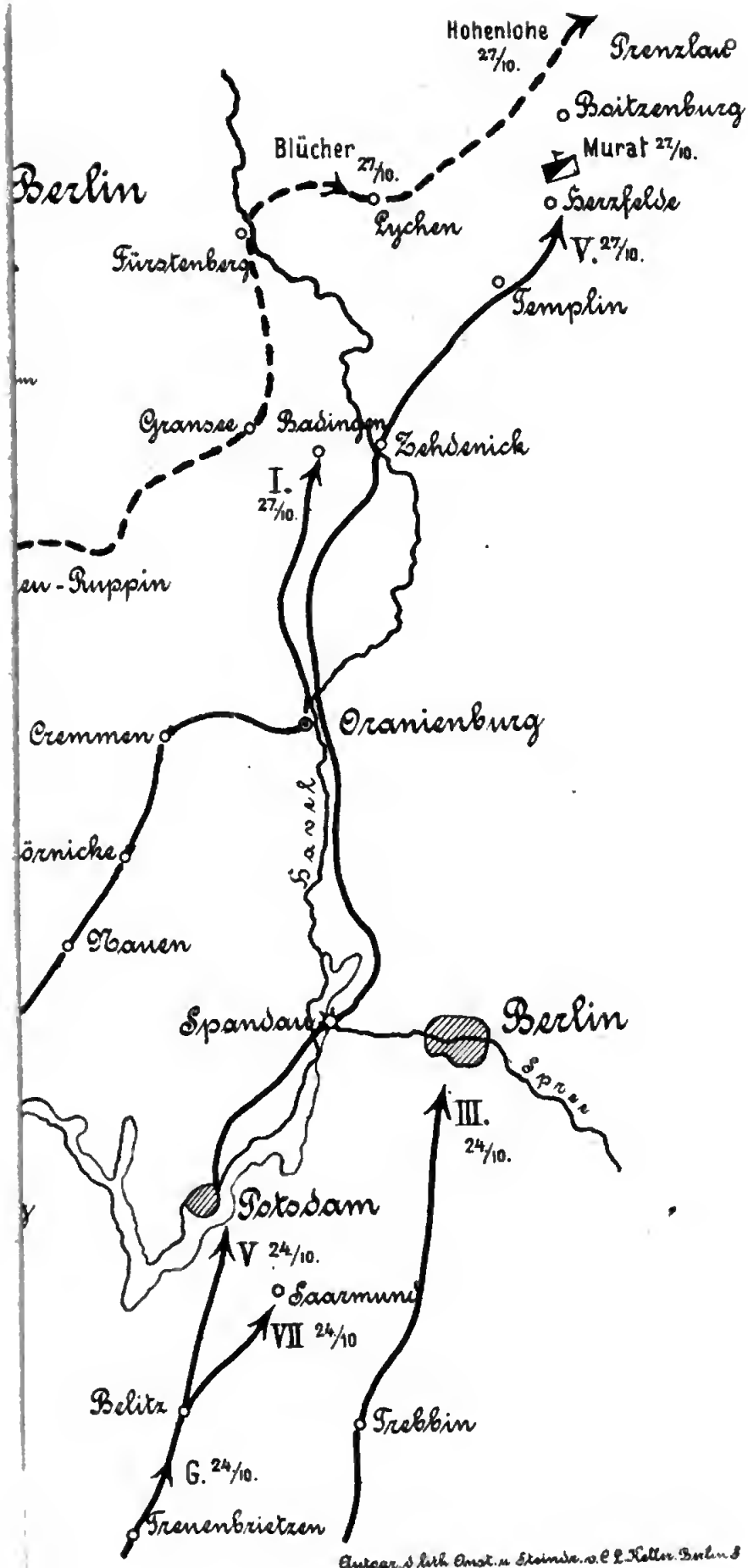
Neuerdings aber beginnt man ſich überall wieder der Grundſätze Napoleoniſcher Kriegführung bewußt zu werden, und überall auch ſehen wir ſein Wort beherzigt, daß man wohl in einem einzelnen Feldzuge auch mit einer Minderzahl zu ſiegen vermöge, daß aber über den endgültigen Erfolg im Kriege doch immer ſchließlich die Maſſe, „les gros bataillons", entſcheide.

Angeſichts dieſer Lage gilt es für uns um ſo mehr deſſen eingedenk zu ſein, daß wir auf die Dauer uns die Ueberlegenheit über unſere Gegner nur zu erhalten vermögen, wenn wir das weiter entwickeln, was wir vor ihnen noch voraushaben, die geiſtigen Kräfte im Offizierkorps.

Auch die angeführten Beiſpiele zeigen, wie bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der Lagen, die der Krieg zeitigt, die Führung nicht nur in Hinſicht der zu faſſenden Entſchlüſſe, ſondern auch in Hinſicht der Anordnungen, welche dieſe zur Ausführung bringen ſollen, ſich ſtets der wechſelnden Lage anzupaſſen hat.

Nur ein ſoldatiſches Handeln, das ſich völlig von der Herrſchaft des Schemas frei zu machen weiß, das ſich ausſchließlich von freier geiſtiger Thätigkeit beherrſchen läßt, vermag im Kriege zu beſtehen.

Sicherlich aber iſt ein dahin gehendes Streben der beſte und ſchönſte Theil jener „ohnendlichen Application", die der Große König von denjenigen fordert, die ſeine Truppen kommandiren.


Hohenlohe
27/10.
Prenzlau
Baitzenburg
Murat 27/10.
Blücher 27/10.
Berlin
Herzfelde
Lychen
V. 27/10.
Fürstenberg
Templin
Granzee
Badingen
Zehdenick
I.
27/10.
Oranienburg
Cremmen
Havel
Nauen
Spandau
Berlin
Spree
III.
24/10.
Potsdam
V 24/10.
Saarmund
VII 24/10
Belitz
Trebbin
G. 24/10.
Frenenbrietzen
Autogr. & lith. Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller. Berlin S.

Das Ruſſiſche Kriegsweſen, wie es iſt und wie es ſein ſollte.

Unter dem für Jeden, der ſich für die Ruſſiſche Armee intereſſirt, ſehr viel verſprechenden Titel: „Das Ruſſiſche Kriegsweſen in der Wirklichkeit und in Träumen" — hat ein hochgeſtellter Ruſſiſcher Offizier, A. Rittich, neuerdings ein 280 Seiten ſtarkes Buch veröffentlicht, das in Rußland ein gewiſſes Aufſehen gemacht, aber auch ſeiner außerordentlich offenen, ja ſcharfen Sprache wegen die Kritik herausgefordert hat. Es iſt kaum eine Seite der Ruſſiſchen Armeeverhältniſſe, die Verfaſſer bei ſeinen auf augenſcheinlicher Sachkenntniß gegründeten Aeußerungen nicht berührte, und wir gewinnen dadurch Einblicke, die uns bisher durchaus gefehlt haben. Sein Standpunkt iſt dabei ein ſpezifiſch Ruſſiſcher, und auch das iſt für den fremden Beobachter von Werth. Bei der Wiedergabe des Inhalts haben wir uns auf die uns am intereſſanteſten erſcheinenden Punkte beſchränkt, jedoch vielfach Veranlaſſung genommen, zum beſſeren Verſtändniß erläuternde Bemerkungen und, wo es geboten ſchien, auch kritiſche Aeußerungen hinzuzufügen.

A. v. Drygalski, Rittmeiſter a. D.

I.

Verfaſſer beginnt ſeine Ausführungen mit folgender, ebenfalls nur im Auszug wiedergegebener Einleitung.

Es iſt jetzt ſowohl uns als unſeren Nachbarn vollſtändig klar, daß nach langer Zeit der Ruhe der Augenblick des Kampfes naht. Es iſt daher geboten, uns Rechenſchaft darüber zu geben, worauf unſere Kraft beruht und wo ſie zu ſuchen iſt. Zunächſt müſſen wir aber dieſe hochmüthigen Deutſchen betrachten und uns darüber klar werden, ob wirklich der 1870 über die Franzoſen errungene Sieg lediglich ihren hervorragenden Eigenſchaften und ihrem ungewöhnlichen Verſtändniß in der Kriegführung zuzuſchreiben iſt?

War wirklich Feldmarſchall Moltke ein ſo großer Stratege, waren die Deutſchen Truppen wirklich unbeſieglich? Unzweifelhaft hat Preußen ſeit 1807 in der Organiſation ſeiner Streitkräfte große Fortſchritte gemacht, und unter Feldmarſchall Moltke hat das ganze Syſtem der Vorbereitung zum Kriege eine ſtreng mathematiſche Schablone erhalten, die zum Erfolge weſentlich beitrug. Sehr viel thaten dabei auch die Perſönlichkeit Kaiſer Wilhelms I., ferner die durch Schiller und Körner erweckten patriotiſchen Empfindungen,

die günstigen politischen Beziehungen zu Rußland und das unklug herausfordernde Verhalten Frankreichs . . . . die durch Napoleon III. geschaffene Demoralisation u. s. w. . . . . Sonst siegten die Preußen nicht durch Genialität, sondern nur durch die längst ad hoc vorbereiteten Massen. Der Erfolg hing oft nur an einem seidenen Faden*) . . . . .

Daß der Krieg für Frankreich ungünstig ausfallen würde, wurde von Sachkennern, die die Verhältnisse, die Armee und den Volksgeist kannten, bereits 1867 vorausgesagt.

Kann man gegenwärtig auch bei uns (in Rußland) etwas von diesen die Armee und die Nation ruinirenden Zuständen entdecken, wie sie sich bei den Franzosen vor 1870 zeigten?**)

Da dieses nicht der Fall ist, so werden die Umstände, unter denen die Deutschen mit uns Krieg zu führen haben, nicht nur andere, sondern sehr schwere sein, und in diesem Sinne wird die Friedensliga (der Dreibund) die Nothstände Deutschlands, die wir nicht zu schonen brauchen, nur verstärken. Außerdem gerathen die Deutschen, wenn sie in unser Land eindringen, aus einer guten Lage in eine schlechte, aus Ueberfluß in Entbehrung; bei uns tritt der umgekehrte Fall ein. Obwohl sich die guten Deutschen auf ihren Militarismus viel einbilden, so werden sie sich doch, wenn sie es mit unseren einheimischen Existenzbedingungen und mit der unvergleichlichen Entbehrungsfähigkeit unserer Armee zu thun bekommen, gewaltig wundern. Sie kennen den Osten nicht, obwohl sie im siebenjährigen Kriege einen kleinen Vorgeschmack davon erhielten . . . . .

Ebenso haben die letzten großen Manöver der Deutschen Armee gezeigt, daß die Konzentrirung der Truppen ungeachtet der Menge von Eisenbahnen und aller genauen Vorausberechnungen, den Erwartungen nicht völlig entsprach. Die Ausrüstung der einberufenen Reserven, die Verpflegung mit Konserven und anderen Surrogaten ließen ebenfalls viel zu wünschen übrig. „Möge man uns mit Erbswurst und Mehlklößen in Wasser, wie sie die Deutschen Soldaten essen, verschonen," heißt es an einer anderen Stelle. Wir sind überzeugt, daß Vieles, was wirklich erreicht sein soll, nur auf Zeitungsreklame beruht und sich als Schwindel erweisen wird. Den Schaden davon werden nur die Deutschen allein haben.

Auch in strategischer Hinsicht ist die Lage der Deutschen viel ungünstiger als die unsrige, da sie exzentrisch nach drei Fronten operiren müssen, während wir unsere Massen konzentrisch wirken lassen können und unseren Rücken frei haben. Auch die Massen, mit denen die Deutschen uns gegenüber auftreten können, und auf die sie in ihrer Verblendung und Wuth solche Hoffnungen

*) Pflegt bei allen Kriegen mehr oder weniger der Fall zu sein. A. v. D.

**) Ob die inneren Zustände in Rußland wirklich so ideal sind, wie sie der Verfasser anzusehen vorgiebt, überlassen wir dem Urtheil kompetenterer Persönlichkeiten. A. v. D.

bauen, ſchrecken uns nicht. Wir werden auf gut Ruſſiſch mit ihnen fertig werden.*)

Haben ſich doch dieſe feindlichen Kräfte trotz ihrer Siege über das zuſammengebrochene Frankreich und der damaligen ſehr günſtigen politiſchen Verhältniſſe ſehr vor einem neuen Kriege gefürchtet. Sogar die Tapferſten von ihnen ſagten damals: ein neuer Krieg ſei nicht wünſchenswerth, weil die im Kampfe Geweſenen den mörderiſchen Kugelregen nicht wieder auszuhalten vermöchten. Uns haben derartige Bedenken weder bei Plewna, noch bei den anderen blutigen Kämpfen des Krieges von 1877—1878 beeinflußt.**)

Derartige Befürchtungen kennt man in Rußland nicht! Nach der Schwächung Frankreichs ſind die Blicke unſerer Gegner lediglich auf uns gerichtet, ſie ſtudiren uns in unſeren innerſten Tiefen und kommen zu dem Schluß, daß der Krieg mit Rußland an ſich nicht ſchrecklich iſt, die Hauptgefahr aber darin liegt, daß man im Kriege nie wiſſen kann, was die Ruſſen thun werden!

Aber das iſt es ja eben, was uns hilft. So tapfer und hartnäckig die Deutſchen ſind, und obwohl ſie ſogar vor Bajonettangriffen nicht zurückſchrecken (sic), ſie ſind ſo in ihrer Pedanterie und in ihren alten Gewohnheiten, die noch aus der Fridericianiſchen Zeit herrühren, befangen, daß ſie ſich zu Improviſationen, zu einer vorbedachten militäriſchen Unordnung, wie ſie für das jetzige Feuer und die Ausdehnung der Gefechtslinien paßt, nicht aufzuſchwingen vermögen. Ihnen fehlt die Initiative der Ruſſiſchen Befehlshaber à la Rumjanzew, obwohl ſie dieſe Initiative ſtets predigen und gepachtet zu haben glauben. Sie hängt von dem Geiſte der Truppen und der Charakterſtärke der Führer ab, und ſolche werden ſich im entſcheidenden Augenblick viele bei uns finden. Dieſer Eigenſchaften wegen, die nicht durch die Taktik gelernt werden können, fürchten uns die Deutſchen.

Wir werden ſtatt aller ſchlauen Berechnungen den Umſtänden gemäß handeln, wie Gott ſie fügt, und vor allen Dingen, wir werden uns nicht ſchonen.

Beide Kriege, ſowohl der von 1866 als von 1870, bei denen wir den Deutſchen ihre Verdienſte wohl laſſen wollen, können wir, wenn wir die dabei aufgewendeten Mittel und den Gang der Ereigniſſe in Betracht ziehen, nicht als Weltkriege, ſondern nur als theilweiſe lehrreiche Epiſoden, ausgefochten auf einem verhältnißmäßig kleinen Gebiet, anerkennen. Für uns iſt es wichtiger, die Urſachen der Niederlagen, als die Mittel zu Erfolgen zu ſtudiren,

*) Die augenblicklich in unſerem Reichstag ſchwebenden Verhandlungen über die Verſtärkung der Armee laſſen nicht gerade darauf ſchließen, daß wir auf eine numeriſche Ueberlegenheit unſerer Streitkräfte pochen. Auch in Zukunft dürfte Rußland dieſer Ueberlegenheit ſtets gewachſen bleiben. A. v. D.

**) Man ſollte glauben, doch, z. B. nach dem dritten Angriff auf Plewna. A. v. D.

Letztere kennen wir zur Genüge. Ein hinfälliger Körper (wie Frankreich?) hält selbst den Faustschlag eines Kindes nicht aus, und unser Rußland, gegen das einst der Orient und später der ganze Westen anstürmte, muß wohl eine festere Konsistenz haben. Nur derartige Kriege, wie wir sie durchgemacht haben, kann man Weltkriege nennen, einen solchen haben wir allein im Auge, und wir wissen genau, worauf wir uns vorbereiten.

Verfasser geht nun die Kämpfe Rußlands von Anbeginn seiner Existenz bis auf die neueste Zeit mit den Gothen, Tataren, Schweden, Türken, Franzosen, Polen, in Sibirien, Centralasien, Kaukasien u. s. w. durch, welche die Leistungsfähigkeit des Russischen Volkscharakters, seine Unüberwindlichkeit und seine historische Mission beweisen sollen. Wir folgen ihm auf dieses immerhin streitige Gebiet nicht, möchten aber doch einer die Verhältnisse Rußlands zu Bulgarien im Auge habenden Wendung A. Rittichs Erwähnung thun. Er äußert, daß die Bulgaren, welche damals ein Reich an der Wolga inne hatten, bereits einmal durch die Russen unter Swjatoslaw von ihren Feinden, damals den Arabern, befreit worden seien, sich aber damals ebenso verrätherisch gezeigt haben, wie unlängst nach der Befreiung vom Türkischen Joch. Das heißt, sie gaben sich den Feinden Rußlands in die Hände. Beide Male gingen die Befreier gewissermaßen an den Folgen ihres Heroismus zu Grunde, und wir vergessen das Bulgarien nicht. Der Russische Nationalgeist läßt sich so etwas nicht bieten, und die Vergeltung ist nur eine Frage der Zeit. Vorübergehende Nichterfolge schrecken uns nicht. Auf das Unglück folgt der Sieg. Nach Narwa folgte Poltawa, nach Otschakow Ismail, nach Borodino Paris. Das Schicksal ist unerbittlich, und Rußland ist nicht geschaffen, um jetzt zu Grunde zu gehen. Es ist erstarkt, aber noch nicht abgerundet. Erst wenn das Russische Volk seine ethnographischen Grenzen gefunden haben wird, wird die Zeit des allgemeinen Friedens und der Abrüstung eintreten, und der von Natur friedfertige Russische Landmann, der dann den Zugang zu allen Meeren hat, wird sein neues nutzbringendes Leben beginnen.*)

*) Es steht zu fürchten, daß wir auf diesen Moment lange zu warten haben werden. Als ob Rußland allein die Berechtigung hätte, sich auszudehnen und den Zugang zu den Meeren zu suchen! Soll der Schweizerische Admiral immer nur eine Operettenfigur bleiben? Ebenso übertrieben erscheinen uns die fortwährenden, von vielen seiner Landsleute getheilten Verherrlichungen und Ansprüche des Slaventhums, die A. Rittich bei jeder Gelegenheit anbringt und die fast zum Fanatismus ausarten. Wir unterschätzen die guten Eigenschaften des Slaventhums keineswegs und neiden ihm seine Stellung unter den Europäischen Nationen nicht. Was aber die Russen, speziell die Großrussen, von den echten Slaven mit Vorliebe Moskowiter genannt, anbetrifft, so sind sie, wie selbst von Russischen Gelehrten anerkannt wird, so sehr mit Tatarisch-Finnischen Elementen vermischt, sogar in ihrer Aristokratie, daß sie kaum das Recht haben, sich gerade als die Hauptvertreter der Slavischen Idee hinzustellen. Sie sind ebenso viel und ebenso wenig Slaven, wie ihre „unglücklich geliebten Bratuschky (Brüderchen)", die Bulgaren. Die Russen haben ihre Mission, und zwar ihre sehr wichtige und verdienstliche Mission als Russen. Warum bedarf es da des Slaoischen Mäntelchens? A. v. D.

II.

Wenden wir uns jetzt der Gegenwart zu, also zu dem, was wir bereits haben und was uns noch zu wünschen übrig bleibt. Die Uebersicht ist schwerer als bei dem aus einer gewissen Entfernung Betrachteten, und zwar um so mehr, je schnellere Fortschritte die Kriegswissenschaft und die Technik in der letzten Zeit gemacht haben. Wir wenden uns daher zunächst zu dem Menschen selbst, der sich im Laufe der Zeiten am wenigsten verändert . . . .

Wir sind tapfer und ohne Mitleid dort, wo es zum Ziele führt, und unsere ganze Hoffnung beruht in diesem Falle auf dem Vertrauen und der Liebe der Untergebenen zu den Vorgesetzten. Diese Grundlagen des Erfolgs sind bei uns im vollsten Maße vorhanden. Unsere Vorgesetzten sehen den Soldaten nicht bloß als Kanonenfutter an, und wenn sie Opfer fordern wie Radetzki auf dem Schipkapaß, so wissen sie, weshalb. Dieses gegenseitige Band des Vertrauens muß noch immer mehr gefestigt werden.

Um unsere Ausbildungsschule, die unter der väterlichen Einwirkung, speziell des Kompagniechefs, in der kurzen Zeit von nur vier Monaten aus dem rohen Bauern einen Soldaten macht, können uns die Westeuropäischen Armeen, denen wir so lange nachgeäfft haben, beneiden. Hinsichtlich der Humanität der Behandlung des Soldaten stehen wir allen anderen Armeen voran, die Zahl der Vergehen und Bestrafungen ist erheblich geringer als bei unseren Nachbarn. Die Armee ist im wahrsten Sinne die Schule der Nation, und es wäre nur zu wünschen, daß diese Schule, die eine ungeheure Zukunft hat, länger dauerte.

Wir sind aber noch lange nicht auf der Höhe angelangt und wollen uns zunächst mit einigen Mängeln beschäftigen. Beginnen wir mit der Aushebung, die lediglich in den Händen der Kreiserfatzkommissionen liegt. Alle Achtung vor ihren Leistungen, man muß sich aber darüber wundern, daß man so oft junge, von Gesundheit strotzende Leute antrifft, die von der Dienstpflicht befreit sind. Fragt man, so wird als Ursache der Befreiung fast immer Schwäche der Augen, ein Herzfehler oder eine andere schwer kontrollirbare Krankheit angegeben. Meistens sind diese Leute bemittelt, ja reich, und genießen alle Annehmlichkeiten des Lebens, und für sie müssen Söhne aus armen Familien, die eine niedrige Nummer gezogen haben, die beschwerliche Dienstpflicht erfüllen. Meistens gehören derartige Individuen, die auch in ihrem sonstigen Wesen ihr Russenthum verleugnen und sich besser dünken als der arme Adel, dem begüterten Kaufmannsstande an. Beim Adel hat sich das Bewußtsein der Dienstpflicht fester erhalten, er ist aber seit der Aufhebung der Leibeigenschaft sehr heruntergekommen, und unser Offizierkorps hat an seinem früheren Nimbus, seinem aristokratischen Gepräge, sehr verloren.

An die Stelle der früheren Herren sind arme Broterwerber getreten, die nur von ihrem dürftigen Gehalt leben.

Es hat diese Dürftigkeit und Arbeitsamkeit auch ihre gute Seite, da sie dem Soldaten zum Beispiel dient; sie bringt aber ein nicht erfreuliches Familienleben mit sich und ruft häufig Mißstände hervor. Infolge dieser Noth hat selten ein verheiratheter Offizier drei Kinder, und die vorhandenen sind elend und kränklich. Und welche Sorge*) mit der Erziehung dieser Kinder.

Diese Uebelstände führen zu dem Französischen Zweikindersystem, zum Aussterben einer von Natur gesunden Race. In Frankreich wird dadurch wenigstens der Bestand der Vermögen erhalten; bei uns fällt auch das fort; wir haben kein Vermögen und keine Kinder. Die Frage der Unterstützung der armen verheiratheten Offiziere ist daher von großer Wichtigkeit, und wir kommen auf dieselbe noch zurück.

Bei der Auswahl der Mannschaften zu den verschiedenen Waffengattungen durch die Bezirkskommandeure wird mit zu großer Oberflächlichkeit verfahren; man beschränkt sich darauf, den Buchstaben des Gesetzes zu erfüllen und die verlangte Rekrutenzahl so schnell wie möglich an den Bestimmungsort abzuliefern. Auf Neigung und körperliche Geeignetheit zu dieser oder jener Waffe wird viel zu wenig Rücksicht genommen. Viele Leute werden dadurch ihrer eigentlichen Spezialität, in der sie Großes leisten könnten, entzogen.

Große Schwierigkeiten bei der Aushebung bereiten die Juden, für die die Gesetze noch immer unwirksam sind. Nicht allein, daß die Juden sich selbst verstümmeln, sie werden auch fast nie richtige Soldaten, dem übrigen Volk bleiben sie stets fremd, und im Dienst eignen sie sich mit geringen Ausnahmen fast nur für Nichtkombattantenposten.**) Aber auch dann muß man sie scharf im Auge behalten, sonst kommt ihre Natur zum Vorschein, die Armee gewinnt durch die Juden nicht. Für den Juden ist aber die Verpflichtung zum Dienst äußerst heilsam, er wird aus seinem Schmutz emporgezogen und erst zum Menschen gemacht, wobei ihm seine Folgsamkeit und Unterwürfigkeit, desgleichen seine Befähigung, sich fremden Sitten anzupassen, zu Hülfe kommt. Niemals aber darf man die Juden zur Herrschaft gelangen lassen, diese Parasiten der Nation müssen stets in der niederen Masse verbleiben und dürfen nicht nach oben kommen. Wollen sie sich dem nicht fügen, so mögen sie sich wo anders hinbegeben, wir werden auch ohne sie fertig werden und wenn auch geringeren Gewinn erzielen, so doch ehrlich bleiben.

*) Diese Sorge wird unserer Kenntniß nach sehr dadurch gemildert, daß es in Rußland nicht nur viele Erziehungsanstalten (Kadettenkorps u. s. w.) für Offizierssöhne, sondern auch Institute für Töchter giebt, in welchen dieselben kostenfrei erzogen werden. Auch die Versorgung der Wittwen und Waisen ist eine verhältnißmäßig gute.
A. v. D.

**) Mit Vorliebe werden die Juden Musiker und lernen diese Kunst zu diesem bestimmten Zweck schon in der Jugend. A. v. D.

Die Kompagnien haben von den Juden nur Mühe und Noth. Ein Glück nur, daß sie nicht Offiziere werden dürfen.*) Eine gewisse Machtstellung erreichen sie aber leider doch und zwar als Militärärzte, als welche sie nicht nur Uniform tragen und Rangstufen einnehmen, sondern sogar Kriegsauszeichnungen erhalten.

Wir betrachten diese aus dem Westen entlehnte falsche Humanität als einen großen Fehler, denn der jüdische Arzt hat für den Soldaten kein Herz, sondern sieht ihn nur als Objekt für praktische Versuche an, um später mit seiner Geschicklichkeit umsomehr Geld zu verdienen. Wehe dem Soldaten, der einem jüdischen Chirurgen auf dem Verbandplatze in die Hände fällt! Am besten wäre es noch, man ließe die Juden nur zur Veterinärthätigkeit zu, aber diesen Beruf lieben sie nicht, er bringt nicht genug ein und ist überdies mit Gefahren verbunden.

Außer den Juden dienen in unserer Armee noch eine Menge Angehörige anderer Nationalitäten: Deutsche, Rumänen, Griechen, Tataren, Finnen, Polen, im Ganzen 25 pCt., von denen ein Drittel gar keine Kenntniß der Russischen Sprache hat und die Ausbildung in hohem Maße erschwert.

Es muß daher ein viel energischeres Russifizirungssystem mit Hülfe der Volksschulen, namentlich in den Westgebieten, eintreten, in deren Nähe wir unsere Kriege haben werden. Die Sprache thut zur Veränderung der Nationalität und zur Verschmelzung mit dem Russenthum fast noch mehr als die Religion, so z. B. sind die Rumänen am Pruth und die Bulgaren orthodoxe Christen wie wir, aber die Sprache trennt sie von uns, und sie lieben uns ebensowenig wie die Ungarn. Die Rumänen dringen immer weiter nach Norden vor und bei Mischehen werden die Kinder nicht etwa Russen, sondern Rumänen.

Schärfer muß man auch mit den süddeutschen Kolonisten vorgehen, die uns unsere Gastfreundschaft nur mit Undankbarkeit lohnen und sich jetzt nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht durch Auswanderung dem Eintritt in die Armee zu entziehen suchen.

Wir müssen Herr sein in unserem eigenen Lande und mit der Arbeit zunächst an den Grenzen beginnen. Die Festungen allein genügen zur Festhaltung derselben nicht; der Geist muß dort Russisch werden, wir schließen aber in dieser Hinsicht leider die Augen!!!

Eine nachtheilige Erbschaft aus dem 18. Jahrhundert ist das Gewicht, welches bei der Vertheilung der Ausgehobenen bei den Truppentheilen auf Größe und Schönheit der Leute gelegt wird. Dieses Streben, schöne, ansehnliche Leute bei auserlesenen Korps, wie z. B. der Garde, zu haben, hat seine historische Berechtigung, und ein Land wie Rußland kann sich einen solchen Luxus gestatten.

*) Es giebt trotzdem in der Russischen Armee viele Offiziere, darunter auch höhere, von jüdischer Abstammung. A. v. D.

Es ist aber Zeit, eine Einschränkung der Größe eintreten zu lassen. Die neuere Taktik verlangt Leichtigkeit, Beweglichkeit, Zähigkeit, Eigenschaften, die zu groß gewachsene Leute nur selten besitzen. Sie sind auch sichtbarer und leichter zu treffen als kleinere Soldaten. Bei Plewna waren die Verluste der Garde und der Grenadiere ganz besonders stark.

Die großen Leute brauchen auch eine reichlichere Verpflegung und gestatten nicht, am Brot Ersparnisse zu machen.*) Die Garde und die Grenadiere würden daher nichts verlieren, wenn man ihr Maß zwischen 6 bis 9 Zoll beschränken und alle größeren Leute zu den Nichtkombattanten, den Trains, verschiedenen Kommandos und den Kadres nehmen würde.

Es ist bei den Regimentern eine alte Erfahrung, daß die aus kleineren Soldaten zusammengesetzte 16. Kompagnie stets schneller mit dem Schulschießen fertig wird als die 1. Kompagnie mit ihren großen Leuten, und wenn man ein Minimalmaß (2, 2½ Zoll) festsetzt, warum nicht auch ein Maximalmaß? ...

Besonders beachtenswerth, obwohl sehr pessimistisch gefärbt, erscheinen uns die Bemerkungen A. Rittichs über die Klasse der „Freiwilligen", unter welcher Bezeichnung man in Rußland sowohl unsere Avantageure als auch die „Einjährig-Freiwilligen" zusammenfaßt. Sie zeichnen sich wie bei uns durch eine Schnur um die Achselklappen aus. Er schreibt: in unsere Armee tritt alljährlich eine große Zahl von Freiwilligen, meistens zweiter Kategorie (auf Grund ihrer Bildungsstufe zu nur zweijähriger Dienstzeit bei der Fahne verpflichtet) ein, von denen sich viele nur deshalb freiwillig stellen, um sich nicht der Losung unterziehen und dann vier Jahre dienen zu müssen. Die Absicht, Berufsoffiziere zu werden, haben nur wenige von ihnen. Abgesehen von den Freiwilligen erster Kategorie (die nur ein Jahr zu dienen brauchen und noch seltener die Offizierskarriere einschlagen), haben diese Freiwilligen große Aehnlichkeit mit dem von v. Wisin, einem bekannten Russischen Schriftsteller, gezeichneten Typ des „Niedorosl", das heißt, ihnen fehlt selbst bei den bescheidensten Anforderungen durchaus eine gründliche wissenschaftliche Vorbildung für den Offiziersstand.

Sie vermögen nicht logisch zu denken, und die einfachsten Fragen sind ihnen fremd. Sie rekrutiren sich aus dem Abfall der Gymnasien, der Realschulen und zum Theil der Seminarien. Weiter als bis zur dritten Klasse (in Rußland ist die erste Klasse die niedrigste, die siebente die höchste) haben sie es selten gebracht. Nach der vierten Klasse werden sie, um ihnen den freiwilligen Eintritt zu ermöglichen, hinübergeschoben.

In den Abgangszeugnissen erhalten sie für die einzelnen Gegenstände meistens nur die Nummer drei. Das genügt aber zum Eintritt, und mit solchen Offiziersanwärtern von oft zweifelhafter Moralität werden unsere

*) Dieses Streben ist bei der Russischen Armee sehr lebhaft, um dadurch die andere Kost zu verbessern. A. v. D.

Regimenter beglückt! Es kommt vor, daß sich auch unter diesem wenig versprechenden Nachwuchs Individuen befinden, die infolge ihrer militärischen Beanlagung dem Dienste zum Nutzen gereichen; sie sind aber selten, von zehn einer, und kommen ziemlich häufig unter den Seminaristen, Bürgerssöhnen und Leuten von sonst niederer Herkunft, vor.*) Wir kennen aus dieser Klasse einige sehr gute Offiziere, sie können sich aber leider aus Mangel an Mitteln nicht weiter entwickeln und sind nur im Frontdienste zu verwenden.

Wären bei uns innerhalb der Armeekorps oder der Militärbezirke kleine Akademien vorhanden, die die theoretische und geistige Weiterausbildung geeigneter Offiziere zum Ziele hätten, so könnten diese sonst strebsamen Leute der Armee und ihrer Verwaltung großen Nutzen leisten.

Die große Mehrzahl der Freiwilligen zweiter Kategorie sucht nothgedrungen die für den Eintritt in die Junkerschule**) erforderlichen Kenntnisse (es ist dazu ein Examen mit bestimmtem, sehr mild bemessenem Programm vor einer Kommission abzulegen) zu erlangen. Den meisten gelingt es so oder so, aber wie wenig wissen sie! Auch in der Junkerschule selbst lernen sie von den Wissenschaften nur das Oberflächlichste, ja selbst mit dem Gebrauch der Russischen Sprache ist es schlecht bestellt; von fremden Sprachen ist keine Rede. So beschränkt sich der militärische Kursus der Junkerschulen im Grunde auf das Reglement, das Exerziren, die Gymnastik, das Schießen, also auf Fächer, die jeder Unteroffizier ebenso gut beherrscht; in der unteren Klasse werden auch Schulfächer getrieben. Nach zweijährigem Drill, und nachdem die für einen Offizier absolut nothwendigen Kenntnisse, darunter Fortifikation, Waffenlehre, Aufnehmen, dem Junker mühsam eingepaukt sind, verläßt er die Schule meistens mit einem Abgangszeugniß zweiter Kategorie und kehrt als Unterfähnrich (dasselbe wie unsere Fähnriche, die nach bestandenem Offiziersexamen die Offizierswaffe tragen dürfen und auf Vakanzen warten) zum Regiment zurück, bei dem er schon vor Eintritt in die Schule einige Zeit gestanden und seine erste militärische Ausbildung erhalten hat.

Die jungen Leute sind meistens sehr gut angezogen und bilden sich ein, bereits etwas Großes geleistet zu haben, den Dienst kennen sie genügend. Wie kläglich ist aber ihre Stellung im Regiment. Sie gehören nicht zu den unteren Chargen, nicht zu den Offizieren, sondern sind ein unbestimmbares Mittelding und müssen mitunter sechs Jahre auf die Epauletten warten, da ihnen die

---

*) Wir bemerken dazu, daß bei der Russischen Armee bei der Annahme von Offiziersaspiranten auf die Herkunft der jungen Leute wenig oder gar keine Rücksicht genommen wird, namentlich bei der Infanterie. Eher kommen bei der Kavallerie die Geldmittel in Betracht. A. v. D.

**) Es ist durchaus ein Unterschied zwischen den niedriger stehenden Junkerschulen, die den Haupt-Offiziersersatz für die Armee liefern, und den Kriegsschulen zu machen, deren Abiturienten, meistens frühere Kadetten, hauptsächlich zur Garde und den Spezialwaffen kommen. A. v. D.

Kameraden, welche ihr Examen in der Junkerschule mit dem Zeugniß Nr. 1 bestanden haben, oder aber aus den höher stehenden Kriegsschulen hervorgegangen sind, vor die Nase gesetzt werden.*) Noch ein Glück, wenn solch ein Unterfähnrich in der Garnisonstadt Verwandte hat und nicht für sich allein leben muß. Er wird mehrere Jahre hindurch von einem Dienst in den anderen geschickt, sitzt beständig auf Wache und wird schließlich ein reiner Kommißsoldat, der Alles, was für einen Offizier an Manieren und Anschauungen nothwendig ist, verliert.**) In der Gesellschaft findet er keinen Eingang, da sein Gesichtskreis ein zu beschränkter ist. Wo soll solch ein Mensch schließlich bleiben, er verkommt und steigt in die unteren Sphären hinab, wo er immer noch eine bessere Rolle spielt als die halb gebildeten Schreiber und niederen Beamten. Dann kommt die Zeit, wo die jungen Leute daran denken eine Familie zu gründen. Heirathen kann der Unterfähnrich aber nicht, dazu fehlen ihm die Mittel und die Stellung; er erhält auch keine Erlaubniß dazu, denn kein bemitteltes Mädchen denkt daran, ihr Loos mit ihm zu theilen.***) Es ergiebt sich daraus schließlich ein Zustand der Stumpfsinnigkeit, der sittlichen Verwahrlosung, kurz einer Soldatenexistenz, wie sie besonders in den vierziger Jahren zur Erscheinung trat. Jetzt ist die Lage der Unterfähnriche durch Erhöhung der Soldbezüge etwas verbessert worden,†) nichtsdestoweniger befinden sich die Unterfähnriche in großer Armuth, und die Lage des Soldaten††) ist verhältnißmäßig eine viel bessere. Der Besitz des letzteren beschränkt sich zwar nur auf das, was er in seinem kleinen Kasten hat, der Podpraporschtschik hat aber häufig nicht einmal dieses Inventarstück, ja selbst kein Bett, sondern nur eine Art Mönchspritsche. Das Kissen ist bei ihm stets mit dem Mantel zusammengebunden; von eigenen Zelten ist keine Rede; die Wäsche nicht ausreichend und schlecht gereinigt. Im Ganzen kann man ihn als eine Art Umherstreicher (Bobyl) mit ganz ungeordneter Lebensweise bezeichnen.

Die Existenz dieser Leute, und wie viele giebt es ihrer nicht, kann der Russischen Armee nicht zum Nutzen gereichen, namentlich nicht bei einem Kriege mit dem gefahrdrohenden Westen. Sie werden sich im Kriege als tapfere, mit dem Dienst vertraute, praktische Offiziere erweisen, aber Findigkeit und Initiative, wie sie der Offizier braucht, darf man von ihnen nicht erwarten. Dabei spricht die Gewöhnung von Jugend auf, die Geburt, die soziale Stellung, die Schule mit. Alles das fehlt den langgedienten Podpraporsch-

*) Letztere können auch ohne Vakanzen Offizier werden und erhalten vordatirte Patente. A. v. D.

**) In der Garde giebt es solche Podpraporschtschik's nicht; die Gardeoffiziere treten aus den Kriegsschulen u. s. w. gleich als Offiziere zur Truppe über. A. v. D.

***) Siehe über die Heirath auch unten. A. v. D.

†) Ein Russischer Unterfähnrich erhält im Frieden jährlich 240 Rubel. A. v. D.

††) Derselbe erhält außer Verpflegung, Wohnung, Kleidung jährlich nur 2 Rubel 70 Kopeken bis 4 Rubel 95 Kopeken (Garde). A. v. D.

tschiks, und wenn sie im Frieden als Offiziere irgendwo zu gebrauchen sind, so ist es an unseren Ostgrenzen in Asien, aber ja nicht im Westen. Im Osten, wo es an Menschen fehlt, und wo es auf Geist und Intelligenz weniger ankommt, kann man solche Leute noch ausnutzen, und dorthin sollte man sie auch zu ihrem eigenen Heile verpflanzen . . . .

Der Verfasser wendet sich nunmehr zu der Ausbildung des Soldaten bezw. des Rekruten, die jetzt bekanntlich im Gegensatz zu der früheren langen Dienstzeit in der Hauptsache innerhalb 16 Wochen beendigt sein muß, so daß die erst Anfang Januar eingezogenen Rekruten am $\frac{1.}{13.}$ Mai in die Kompagnien eingestellt werden können.

Große Schwierigkeiten verursacht dabei nicht nur die im Allgemeinen sehr geringe Entwickelung der Intelligenz der Leute, sondern auch der Umstand, daß viele derselben der Russischen Sprache nicht mächtig sind. Trotzdem wird bei der guten natürlichen Beanlagung des Materials und bei dem von Schülern und Lehrern angewandten Fleiß das Nöthige erreicht. Der Verfasser ist sogar der Meinung, die Rekrutenausbildung könnte auf drei Monate beschränkt werden, so daß die Kompagnien schon am $\frac{1.}{13.}$ April zusammentreten könnten.

Bei der jetzigen viermonatlichen Periode wird Vieles unnöthigerweise bis zum Ueberdruß wiederholt, was namentlich die Lehrer stumpf macht und ermüdet. Die jetzt mit den Reservisten und Reichswehrmannschaften vorgenommenen (dreiwöchentlichen) Uebungen haben ja gezeigt, daß man auch in kürzerer Zeit mit den Rudimenten fertig werden kann, ebenso wie ja auch im Kriegsfall eine kürzere Ausbildung genügen muß. Viel besser wäre es daher, die Rekruten auch im Frieden schon vier Wochen früher in die Kompagnie einzustellen, wo sie sich viel schneller entwickeln und mit der übrigen Masse bald gleichartig werden.*)

Am meisten werden die jungen Soldaten mit dem mündlichen Unterricht gequält. Hierbei konnten sehr wohl Erleichterungen eintreten. Muß man doch bei den der Russischen Sprache nicht mächtigen Leuten von der Aneignung des Unterrichts Abstand nehmen und sie einstellen wie sie sind, und doch werden sie bald ganz brauchbare Soldaten; der Rest findet sich später (?). Sehr erleichtert könnte die mündliche Instruktion dadurch werden, wenn man die vielen fremdländischen Ausdrücke, die sich infolge der

*) Wir bemerken dazu, daß diese Auffassung des Verfassers ebenso wie viele andere von den Russischen Autoritäten nicht getheilt wird. Es ist das nur natürlich, denn eine gründliche Anfangsausbildung beeinflußt den ganzen übrigen Dienstbetrieb, und eine Masse schlecht ausgebildeter Rekruten bringt es dahin, daß die Truppe nie etwas Ordentliches leistet. Man denkt daher viel mehr daran die Rekrutenzeit zu verlängern, als sie zu verkürzen. A. v. D.

Nachäffung des Fremden in die militärische Sprache eingeschlichen haben, beseitigte.

Viele dieser Worte und Titulaturen sind dem gemeinen Mann vollständlich unverständlich, und sie könnten leicht durch gute Russische Bezeichnungen ersetzt werden. In den Reglements des 17. Jahrhunderts und früher kannte man nur Russische Ausdrücke, und die Kasaken haben noch heute diese alten Traditionen nicht zu ihrem Schaden bewahrt.*)

Sehr und mit Recht klagt A. Rittich auch über die den Dienstbetrieb erschwerende und die Gesundheit gefährdende mangelhafte Unterbringung der Truppentheile, desgleichen über die geringe Sorgfalt bei der ärztlichen Besichtigung der Neueingestellten. Es werden durch die Rücksendung der sich später als unbrauchbar Erweisenden dem Staate große Kosten, der Truppe selbst Zeitverlust verursacht.

Sehr drastisch schildert der bei seinen Ausführungen starke Sprünge liebende Reformator die sogenannte, in Wirklichkeit aber nicht existirende, Erholungszeit nach Beendigung der Sommerübungen. Auch wir wissen davon ein Lied zu singen, und es wird den Leser interessiren, auch aus dieser Schilderung eine gewisse Aehnlichkeit mit unseren Verhältnissen zu erkennen: Gleich nach dem Eintreffen in den Garnisonen (in der Regel erfolgt die Entlassung am 1./13. September) verlieren die Truppentheile durch Entlassung der Reservisten, darunter ein Prozentsatz, der nur neun Monate bei der Fahne gedient hat,**) einen großen Theil ihrer Mannschaften aller Chargen, einschl. Handwerker, Musiker u. s. w. Die Kompagnien kommen auf 60 Mann und weniger; nicht die besten Leute, auf denen nun der ganze Dienst ruht. Die Handwerkerkommissionen sind fast aufgelöst, obwohl es an Arbeit gerade um diese Zeit nicht fehlt. Viele Leute werden zeitweise beurlaubt, der Rest geht auf freiwillige Arbeiten, in der Kompagnie verbleiben höchstens 20 Mann. Dabei fangen nun die Uebungen der Reservisten und der Reichswehrleute an,***) zu denen ebenfalls Mannschaften uud Offiziere abkommandirt werden müssen. Die Offiziere, der Regimentskommandeur an der Spitze, wissen nicht, wo ihnen der Kopf steht, und doch muß Alles gemacht werden, und es wird auch gemacht, aber wie und unter welcher aufreibenden Anstrengung! Vom November ab beginnt die Rekrutenaushebung, bald darauf die Einziehung, und

---

*) Diese Bemerkung muß als zutreffend bezeichnet werden. Es ist erstaunlich, wie viele Deutsche Worte sich namentlich in den Russischen Instruktionsbüchern, bei der Benennung der Chargen, Aemter, des Materials u. s. w. befinden. Dabei ist die Russische Sprache reich genug, um solche Entlehnungen entbehrlich zu machen. A. v. D.

**) Es wird alljährlich außer der eigentlichen Rekrutenquote noch eine gewisse Zahl solcher Mannschaften eingestellt, etwa 30 000 Mann, die nur ein Jahr dienen. Es geschieht das, um die Zahl der ausgebildeten Reserven schneller zu vermehren. A. v. D.

***) Beide Kategorien müssen jetzt zweimal je drei Wochen üben, die Reservisten bei den aktiven Truppen, die Reichswehrleute bei den Lokalstäben. A. v. D.

wieder müssen viele Offiziere und Aerzte nach allen Theilen des Reichs abkommandirt werden.

Da für die auf den Sammelpunkten eintreffenden Rekruten gewöhnlich keine besonderen Unterkunftsräume vorhanden sind, so werden sie meistens in die soeben erst erneuerten und gereinigten Kasernen der Truppen gelegt, deren Hauptbestand zeitweilig abwesend ist. Infolge der dadurch hervorgerufenen Unsauberkeit erwachsen den Truppentheilen neue Arbeiten, und man kann sich nur damit trösten, daß es früher in dieser Hinsicht noch schlechter bestellt war. Mit einem Wort, es fehlt bei uns an einem System, die ganze Thätigkeit gleicht einer Sisyphusarbeit, die jedes Jahr von vorne anfängt, und es wäre kein Wunder, wenn die Offiziere, die in den Militär-Lehranstalten einen viel geordneteren und logischeren Dienstbetrieb kennen gelernt und diese Begriffe mit zur Truppe herübergenommen haben, angesichts der Enttäuschungen der Wirklichkeit die Köpfe hängen ließen.

Erst mit dem 15./27. Dezember tritt die Ordnung und Regelmäßigkeit wieder mehr in ihr Recht, und nach Neujahr beginnt der fast 4 Monate unterbrochene Dienstbetrieb mit voller Kraft.

Es wäre, um diese nachtheilige und dabei aufreibende Unterbrechung zu vermeiden oder doch zu mildern, zweckmäßig, wenn man die Bestimmung eintreten ließe, daß das einjährige Kontingent (siehe oben), wirklich ein ganzes Jahr bei der Fahne behalten und nicht schon größtentheils nach 9 Monaten entlassen würde.*)

Die Leute können in dieser kurzen Zeit nicht gründlich ausgebildet werden, und wenn sie nach Jahren wieder zu Uebungen eingezogen werden, muß man mit ihnen wieder von vorne anfangen.

Damit hängt auch die Unteroffizierfrage zusammen, die bei uns wenig gelöst ist. Die in Riga bestehende Unteroffizierschule reicht nicht aus.

Man fängt jetzt an, bei den Regimentern junge Burschen in besonderen Schulen zu erziehen, die dann mit 17 Jahren in den Dienst treten und recht brauchbar sind. Um die guten Elemente länger zu halten, müßten die älteren Unteroffiziere, mindestens 7 per Kompagnie einschl. Feldwebel, viel besser gestellt werden. Jetzt ziehen sie es vor Zivilstellungen anzunehmen, bei denen sie sich viel besser stehen. Die meisten Unteroffiziere haben erst zwei Jahre gedient. Ebenso könnte auch die Vornahme der freiwilligen Arbeiten**) viel besser eingerichtet werden. Wie es jetzt ist, wird dabei so wenig verdient, daß die Vortheile, welche die Truppenkasse und die einzelnen Leute davon haben, mit den Nachtheilen welche die freiwilligen Arbeiten für die Bekleidung, die Disziplin, den Frontdienst u. s. w. mit sich führen, nicht im Einklang stehen.

*) Es geschieht das aus Ersparnißrücksichten. A. v. D.

**) Dieselben sind eingeführt, um dem Soldaten Gelegenheit zu einem Nebenverdienst zu seiner dürftigen Besoldung zu geben und die Menagekasse zu unterstützen. A. v. D.

Es müßten die Abschlüsse zu den freiwilligen Arbeiten von dem Regiment im Großen und nicht von den Kompagnien ausgehen, die Leute müßten in Masse bei Staatsbauten, z. B. Befestigungs- und Wegearbeiten, verwendet werden, wobei sie gleichzeitig etwas lernen. Es giebt Regimenter, die auf diese Weise innerhalb 6 Wochen 12 000 Rubel verdient haben. Bei der Methode der Arbeit in kleineren Gruppen (zu 5 und 6 Mann) kostet es dagegen große Mühe, überhaupt Arbeit zu finden, und der ganze Verdienst des Mannes beläuft sich nur auf 10 bis 20 Rubel, von denen er nur den dritten Theil für sich erhält. Der Rest geht an die Kompagniekasse zur Verbesserung der nicht ausreichenden Beköstigung und an die von den Arbeiten zurückgebliebenen Leute. Ein Aufwand von ½ Million Rubel würde ausreichen, um die Vornahme der im Grunde für Soldaten nicht angemessenen freiwilligen Arbeiten ganz entbehrlich zu machen, und der Dienst würde dabei nur gewinnen.

Aber es reicht einmal wieder nicht, und das Russenthum zeigt sich eben darin, daß es das Unmögliche möglich zu machen weiß. Vielleicht kommt uns sogar dieser Kampf ums Dasein zu Gute, und wenn wir dieselben Vortheile und Bequemlichkeiten hätten, wie die Armeen des Westens, wer weiß, ob der Russische Soldat dasselbe leisten würde, wie er es jetzt thut . . . .

Sehr erschwert wird der Dienstbetrieb durch die verschiedenen Spezialkommandos, die zum großen Theil schon am 15./27. Oktober zusammengestellt werden und deren Beschäftigungen neben dem sonstigen Dienst vorgenommen werden müssen. Wir begnügen uns hier damit, diese Kommandos aufzuzählen. Es sind: Das Lehr- oder Schulkommando zur Heranbildung von Unteroffizieren mit zweijährigem Kursus, die Unterweisung älterer Leute, der sogenannten Djadken, als Lehrer für die Rekruten. Ferner die Kompagnieschule, in der die Analphabeten unterrichtet werden, und die Kommandos zur Ausbildung von Spielleuten, Ochotniki, Krankenträgern, Truppen-Sappeuren und (nicht überall) von besonders guten Schützen. Alle diese Kommandos sind nöthig, damit eine Truppe im Felde für sich selber bestehen kann und nicht auf fremde Hülfe angewiesen ist. Die Leistungen werden nicht als genügend anerkannt, da es an Zeit und Lehrkräften fehlt. Ganz besondere Wichtigkeit wird der Ausbildung der sogenannten Ochotniki oder Jäger beigemessen, denen die schwierigeren, nicht von allen Leuten zu erlernenden Aufgaben des Felddienstes und des kleinen Krieges zufallen. Der Verfasser verbreitet sich eingehend über die Obliegenheiten und die Ausbildung dieser für die Russische Armee charakteristischen und eine Erbschaft aus früheren Epochen bildenden Eliten. Der Raum verbietet es uns aber, seinen Ausführungen, die den Mund etwas voll nehmen, zu folgen. Genug, daß diese Ochotniki, bei jeder Kompagnie vier, und zusammengestellt in sogenannten Jagdkommandos, mindestens das leisten sollen, was wir (in Deutschland) von unseren Jägern und Patrouillenführern verlangen. Sie sollen aber weniger

im Verbande der Kompagnie bleiben, als vielmehr bei Manövern und im Felde zu selbständig auftretenden Kommandos vereinigt werden, wie es thatsächlich schon im Frieden geschieht.*)

Der Verfasser ist der Meinung, daß die aus den 4 Regimentern einer Division vereinigten Jagdkommandos, in Summe 456 Mann (pro Regiment 64, pro Kompagnie 4 Mann) mit Hinzugabe einer Schwadron und zweier Geschützen dem Feinde großen Schaden zufügen können, namentlich in Flanke und Rücken, zu schneller Einnahme vorwärts gelegener Stellungen, nächtlichen Ueberfällen, Hinterhalten u. s. w. Es ist eine solche Möglichkeit nicht abzuleugnen, der Fehler besteht aber darin, daß auf diese Weise den einzelnen Kompagnien u. s. w. die bestausgebildeten Leute zeitweise ganz entzogen werden, um auf eigene Faust Krieg zu führen. Bei der Kavallerie spielen dieselbe Rolle die Raswädschiki oder Plänkler.

Im Allgemeinen ist A. Rittich mit dem Ausbildungsmodus, wie er sich bei der Russischen Armee, durch ihre besonderen Bedürfnisse hervorgerufen, gestaltet hat, sehr zufrieden und lehnt jede Nachahmung der bei den westlichen Nachbarn, namentlich den superklugen Deutschen, gültigen Methoden ab, erkennt jedoch an, daß Vieles zweckmäßiger eingerichtet werden könnte, z. B. der Train. So wird seiner Meinung nach namentlich dem Kompagniechef,**) dem nach § 5 der Instruktion, neben seinem sonstigen umfassenden Dienst, besonders die Ausbildung der jungen Soldaten (Rekruten) obliegt, gar zu viel zugemuthet. Man muß durchaus das Programm der anderen Kommandos beschneiden, um mehr Lehrkräfte zur Unterstützung des Kompagniechefs zur Verfügung zu haben und ihm nur die Oberaufsicht übertragen zu können. Die jüngeren Offiziere müssen zu größerer Selbständigkeit herangezogen werden.

Unzufrieden ist der Verfasser mit den nicht ausreichenden taktischen Kenntnissen der Bataillonskommandeure, die zwar auf dem Exerzirplatz ausreichen, es aber nicht verstehen, die ihren Detachements zugetheilten anderen Waffen zu verwenden. Gefährlicher wird dieser Mangel noch bei den Regimentskommandeuren. Er folgert daher, daß bei der Beförderung zu dem auch in jeder anderen Hinsicht so verantwortlichen Posten als Regimentskommandeur weniger die Sachkenntniß als das Dienstalter berücksichtigt wird.***) Eine

*) Derartige Ochotniki sind neuerdings sogar bei den Genietruppen eingeführt, obwohl nicht obligatorisch. A. v. D.

**) In Rußland Kompagniekommandeur genannt, derselbe braucht nicht immer ein Kapitän oder Stabskapitän zu sein. Es kann auch ein Lieutenant Kompagniekommandeur werden, obwohl Kapitäns im Regiment vorhanden sind, die keine Kompagnie haben, weil sie sich nicht dazu eignen. Ein solcher Kapitän erhält dann weniger Kompetenzen als der Kompagnieführer. A. v. D.

***) Wir bemerken dazu, daß nach neueren Bestimmungen die Hälfte aller Stabsoffiziere aus besonders Qualifizirten hervorgeht. Bei der anderen Hälfte kommt nur das erlangte Dienstalter zur Berücksichtigung. Für das Lebensalter in den einzelnen Chargen sind Grenzen gesetzt. A. v. D.

größere Praxis in der Führung würde sich erreichen lassen, wenn die Manöver zweckmäßiger angeordnet würden. Eine Initiative ist dabei kaum möglich, da Alles schon vorher zu genau bestimmt ist.

Komisch, aber ebenfalls ein wenig an unsere Deutschen Verhältnisse erinnernd, klingen die Aeußerungen A. Rittichs über die Brigadekommandeure. Wir geben dieselben daher etwas ausführlicher wieder: Die Stellung als Brigadekommandeur, zu denen frühere Regimentskommandeure und andere erfahrene Obersten und Generale genommen werden,*) gilt gewissermaßen als Ruheposten, hat aber eine so lange Dauer, daß aus lauter Nichtsthun eine gewisse Lethargie eintritt, das Alte vergessen und nichts Neues dazu gelernt wird. Es gilt das auch für die anderen Waffen, und doch nimmt jetzt eine Infanteriebrigade mit ihrem Zubehör an Artillerie und Kavallerie im Kampfe eine so selbständige hochwichtige Stellung ein, daß die geringe Rolle, welche der Brigadekommandeur im Frieden spielt, mit seiner Bestimmung im Kriege im schreiendsten Gegensatz steht. Versucht er aber ein Mal wirklich irgendwo einzugreifen und sich geltend zu machen, so sind die höheren Instanzen damit unzufrieden und nennen ihn einen „unruhigen Menschen". So vegetirt er mitunter 16 Jahre auf demselben Posten, verzehrt sein Gehalt, glänzt bei feierlichen Gelegenheiten in seiner gestickten Uniform und wenn er sich endlich in diese Thatenlosigkeit gefunden, all seinen Schneid (air fixe) verloren hat, wird er zu einer höheren Stellung berufen, in der er mit seinen veralteten Anschauungen nur Schaden thut und von seinen mit der Zeit vorgeschrittenen Untergebenen übersehen wird. Gelegenheit, praktisch als Kommandeur thätig zu sein, hat der Brigadekommandeur nur einmal im Jahre während der Sommerübungen, die ganze übrige Zeit beschränken sich seine Leistungen auf unwichtigen Büreaudienst und hier und da eine Besichtigung, die dadurch erschwert wird, daß das andere Regiment der Brigade meistens weit vom Stabe entfernt liegt und Reisegelder nur einmal im Jahre reglementsmäßig sind. Sogar über die Mobilisirung der Brigadestäbe sind keine Bestimmungen vorhanden.

Um ihre Kräfte einigermaßen zu verwerthen, werden einige Brigadekommandeure mit Kasernenbauten beauftragt, wobei sie häufig genug „reinfallen", da sie von der Technik nichts verstehen. Andere haben Schießbesichtigungen abzuhalten. Sind sie älteste Offiziere in der Garnison, so fungiren sie als solche, was mit Ausgaben und vielfachen Unannehmlichkeiten verbunden ist. Viel Wirthschaft giebt es namentlich mit den anderen Waffengattungen, in deren Verhältnisse sich der Garnisonälteste wohl oder übel einmischen muß. Am meisten Aerger verursacht „unsere von eigenthümlichen civilistischen Neigungen angekränkelte Artillerie",**) deren Offiziere mit Vorliebe

*) Mitunter, namentlich bei der Garde, fungirt der älteste Regimentskommandeur der Brigade gleichzeitig als deren Kommandeur. A. v. D.

**) Die Russische Kritik ist über diese Aeußerung sehr böse. A. v. D.

ohne Säbel auf der Straße erscheinen! Andere wieder werden in verschiedene Kommissionen berufen und leisten „außer Abonnement" die heterogensten Dienste. Die meisten Brigadekommandeure thun aber nichts und bekleiden diesen mühevollen Posten oft bis an ihr Lebensende.*)

Es wäre sehr viel besser, wenn die ganze Verantwortung nicht wie jetzt auf die höchsten Instanzen konzentrirt, der Brigadekommandeur weniger übergangen würde. Der Brigadekommandeur steht der Truppe viel näher, sein Thätigkeitsfeld ist weniger ausgedehnt, er könnte daher besser einwirken, als die höheren Vorgesetzten.

Verfasser kommt nunmehr auf die Existenz der übrigen Offiziere zurück und findet dabei manche Mängel. Auch dieser Abschnitt erscheint uns sehr originell und dabei lehrreich. Es heißt da: Die gegenwärtige Lage des Offiziers ist, mit der vor 50 Jahren verglichen, geradezu glänzend. Damals erhielt der Lieutenant für vier Monate (ein Drittel des Jahres) etwa 80 Rubel, jetzt erhält er fast dieselbe Summe allmonatlich. Er hat seinen Offiziersklub, seinen Tisch,**) Bibliothek, seine Gesellschaft und genießt in jeder Hinsicht einen solchen Komfort, an den wir in unserer Jugend gar nicht dachten. Er kann auch im Dienst etwas lernen und versauert nicht. Die Mittel dazu sind geboten. Den Verheiratheten aber mit zahlreicher Familie geht es immer noch schlecht genug. Mit 120 Rubel (Stabsoffizier) monatlich einen Hausstand von 7 bis 8 Personen zu unterhalten, ist schwierig und nur bei äußerster Einschränkung möglich. Wir sehen es bei vielen Regimentern, wo es sogar vorkommt, daß die Söhne die Väter im Range einholen. Das wahre Elend fängt aber erst an, wenn der betreffende Familienvater, wenn er seine 30 Jahre abgedient hat, seinen Abschied nimmt und auf die erdienten 800 Rubel Pension einschl. Emeritur***) angewiesen ist. Um so schlimmer, wenn noch jüngere Kinder zu erziehen sind. Wer noch Kräfte besitzt, sucht eine Anstellung im Civildienst. Bei den heutigen dienstlichen Anforderungen, wo 10 Manöver bezw. Lagerübungen mindestens einem Kriege an Anstrengungen gleich zu stellen sind, sind aber die Wenigsten zur Uebernahme solcher Posten geeignet. Dabei haben sich die Verabschiedeten während ihrer Aktivität immerhin an einen gewissen Komfort gewöhnt, den sie nun in ihren alten Tagen missen sollen. Viele Offiziere gehen aus diesem Grunde schon in jungen Jahren ab,

*) Mit den Aushebungsgeschäften haben die Brigadekommandeure nichts zu thun, dieselben werden von den Lokal-Militärbehörden besorgt. A. v. D.

**) Gemeinschaftliche Offizierstische haben in der Garnison nur wenige Regimenter. Jeder ißt, wo er Lust hat. Im Lager wird gemeinschaftlich gespeist. A. v. D.

***) Ein Oberstlieutenant erhält als höchste Pension 430 Rubel, ein Oberst 575, ein Generalmajor 860 Rubel. Dazu aus der Emeriturkasse nach 30jähriger Einzahlung der Beiträge: der Oberstlieutenant 376 Rubel, der Oberst 503, der Generalmajor 753 Rubel. Nach Erreichung einer 35jährigen Dienstzeit steigen diese Bezüge erheblich. Im Ganzen haben die höheren Chargen in Rußland eine geringere, die unteren Chargen eine höhere Pension als bei uns. A. v. D.

um für ihr Alter beſſer zu ſorgen. Aber auch die alten, treuen Dienſtthuer haben ein Anrecht auf eine ausreichendere Entſchädigung, um ſo mehr, da ſie meiſtens dem Adel angehören und ſchon ihre Vorväter dem Lande Opfer gebracht haben. Der Verfaſſer ſchlägt vor, die verdienten Leute mit Landantheilen in den Oſtgebieten des Reichs und in Sibirien zu belohnen, ähnlich wie es in früherer Zeit mit den Bojarenſöhnen, Edelleuten, Rittern, den Kaſakenoffizieren u. ſ. w. geſchah und auch jetzt noch mitunter bei Generalen geſchieht. Freie Ländereien dazu ſind noch in Maſſe vorhanden.

Dadurch würde der Staat nur Einnahmen erhalten, große Landſtriche würden nutzbar gemacht, und der Adel würde wieder befeſtigt oder erneut werden. Viele noch kräftige Leute erhielten Gelegenheit, etwas zu ſchaffen. Der dazwiſchenliegende Grund und Boden würde mehr Werth erhalten u. ſ. w. Nur dürfte das Land nicht in andere Hände übergehen, müßte vielmehr beim Ausſterben der Beſitzerfamilie wieder an den Staat zurückfallen. Sonſt kommt es ſchließlich in die Hände von Juden, Deutſchen und anderen Machern. Ehe ſich dieſe Ideen verwirklichen laſſen, müßte aber auch den verheiratheten Offizieren durch Unterſtützungen mehr zu Hülfe gekommen werden, eine halbe Million Rubel würde dazu genügen, was nur $^1/_{180}$ des ganzen Heeresbudgets ausmachen, alſo wohl erſchwinglich ſein dürfte. Die Auswahl der zu Bedenkenden müßte den Offizierkorps zufallen. Der Dienſteifer würde dadurch befördert werden, und es erſcheint durchaus zweckmäßig, gerade in einem Lande wie Rußland das Heirathen der Offiziere zu begünſtigen, um eine gute Generation zu erziehen. Die Kinder müſſen aber in beſonderen Anſtalten auf Ruſſiſche Weiſe, das heißt nach dem Programm von Realſchulen, erzogen werden. Es beſteht bereits ein dazu beſtimmter Verein, der aber nicht genug zu leiſten vermag und Hülfe von oben bedarf. Die klaſſiſche Bildung iſt für den Ruſſen, der ſeine eigene große Vergangenheit hat, nicht nöthig. Ja, wenn die klaſſiſchen Gymnaſien noch wären wie früher mit ihren anſtändigen Lehrern und Schülern. Jetzt aber ſitzen dort auf den Bänken Judenjungen, Handwerkerſöhne und andere Emporkömmlinge ohne Manieren und Nationalgefühl, von denen unſere Kinder nur Schlechtes lernen, und die von der jetzigen Sorte von Lehrern begünſtigt werden. Die wiſſenſchaftlichen Anforderungen ſind dagegen viel zu hoch, namentlich in Griechiſch und Latein, während Ruſſiſch, Geographie, Geſchichte vernachläſſigt werden. So kommt es, daß wir zur Armee eine Unmaſſe junger Leute bekommen, die die Klaſſen nicht beendigt haben und ſehr unwiſſend ſind, die aber in den Junkerſchulen ſchnell alle militäriſchen Disziplinen lernen, weil ſie verſtändlich und auf Ruſſiſch vorgetragen werden. Hätte man von dieſen jungen Leuten auch in den Gymnaſien nur das Mögliche verlangt, ſo würde unſer Offizierkorps viel gebildeter ſein, und unſer Militärbudget brauchte nicht ſo große Geldausgaben zu machen, um das Verſäumte nachzuholen. Haben ſich doch unſere Spezialkriegsſchulen für Wegebauten, Berg- und Forſtweſen, für Artilleriſten

und Ingenieure sehr gut bewährt, und es sind aus diesen Anstalten mindestens ebenso kluge Leute hervorgegangen wie aus den Universitäten. Also, da die Kadettenkorps bereits überfüllt sind, verlangen wir besondere Schulen für Offizierkinder.

Ein Krebsschaden bei unseren jungen unverheiratheten Offizieren ist die mehr und mehr um sich greifende Syphilis, gegen deren Urheberinnen die Polizei in den Städten nicht genügend einschreitet. Wir wissen, daß es bei uns Regimenter giebt, in denen die Hälfte der Offiziere an dieser Krankheit leidet! Die Militärlehranstalten entlassen jährlich an 2000 junge blühende Leute, und schon nach Jahr und Tag sind Viele von ihnen nicht wiederzuerkennen, ohne Haare, ohne Zähne, mit Halsleiden, Knochenauftreibungen u. s. w., so hat sie die Krankheit ruinirt. Der Gesundheit unserer Soldaten wird die größte Sorgfalt zugewendet, um die jungen Offiziere bekümmert sich aber Niemand. Es heißt zur Entschuldigung: der Offizier muß selbst wissen, was er zu thun hat, und so geschieht zur Unterdrückung der Seuche nichts, als daß hier und da die Polizei aufmerksam gemacht wird, die aber auch keine Abwehrmittel zur Hand hat. . . . .

Ein Auskunftsmittel wäre die frühe Verheirathung. Die Militärgesetze verhalten sich aber dagegen ziemlich streng.*) Vor dem 28. Lebensjahr darf sich überhaupt kein Offizier verheirathen, und derjenige, dem es ausnahmsweise erlaubt wird, das jüngste Alter ist 23 Jahre, muß 5000 Rubel Kautionskapital nachweisen. Es ist das aber eine reine Formalität, die oft umgangen wird. Das Geld gehört Fremden, und die Existenz der Familie ist nicht gesichert.

Wer das Geld nicht beschaffen kann, verheirathet sich später doch meistens mit einer Unebenbürtigen, und es kommen viele sogenannte wilde Ehen vor mit allen Nachtheilen derselben im Gefolge. Die einzige Abhülfe wäre eine bessere Regelung der Prostitution, wie sie ehemals bei der Oesterreichischen Armee (die sogenannten Strapazirmenscher) eingeführt war und gute Früchte trug. Dadurch würden auch die Soldaten mehr geschützt werden.

Die sonstige Existenz unserer Leute ist jetzt eine durchaus gute, besonders nach Erbauung so vieler neuen Kasernen an den Westgrenzen. Es giebt gute billige Soldatenbuffets, in denen aber leider auch Schnaps verkauft wird. Den Soldaten werden Zerstreuungen geboten u. s. w. Sie sind gut genährt, gekleidet, sauber, werden gut behandelt und fühlen sich wohl.

Im Innern des Reichs zwischen Dniepr und Wolga ist die Unterbringung dagegen noch eine sehr mangelhafte, namentlich dort, wo die Truppen in sogenannten großen Bürgerquartieren kasernenmäßig liegen. Der Dienst wird dadurch außerordentlich erschwert. Die Städte wollen nicht bauen, da sie nie wissen, ob ihnen die Garnison bleibt. Es müßten, um Besserung zu

*) Dabei geht die Ertheilung des Konsenses von den Truppenkommandeuren aus. A. v. D.

erzielen, nicht nur die Städte, sondern auch die Landgemeinden durch Geldbeiträge die Einquartierungslasten mittragen helfen.

Sommerdienst. Am $\frac{1.}{13.}$ Mai werden gewöhnlich die Winterquartiere verlassen und die Zeltlager bezogen. Jetzt erst beginnt das eigentliche Exerziren in der Kompagnie, im Bataillon und im Regiment, desgleichen der Schießkursus.*) Mit dem $\frac{15.}{27.}$ Juli bis $\frac{20.\ \text{Juli}}{1.\ \text{August}}$ sind diese wichtigen Uebungen in der Regel beendigt. Alles in dieser Periode ist gut regulirt und schreitet von Jahr zu Jahr vorwärts. Schwächen in der Ausbildung zeigen sich aber noch beim zerstreuten Gefecht, bei der Ueberwindung örtlicher Hindernisse und bei der Entwickelung der Selbständigkeit, der Gewandtheit und Findigkeit. Die Uebungen in zerstreutem Gefecht müßten mehr zweiseitig durchgemacht werden, sonst verfallen die Leute stets in denselben Fehler, das heißt sie benutzen die vorhandenen Deckungen nicht, auch die Reserven sind nicht immer an ihrem Platz. Die Zelte schützen die Gesundheit der Leute nicht genug und müßten durch Holzbaracken mit Strohdächern ersetzt werden.**)

Ende Juli (nach neuem Stile Anfang August) beginnen die kleineren Detachementsübungen, darauf die größeren Manöver, theils in der Umgebung der Lager, theils in unbekanntem Gelände, die sogenannten beweglichen „Konzentrationen" mit fortlaufender Generalidee. Letztere Methode ist bedeutend vorzuziehen, da sie sich mehr dem Kriegsfall nähert und auch dem Train und den Verwaltungen Gelegenheit zur Mitwirkung giebt. Auch das Gefechtsschießen mit scharfen Patronen und mit taktischer Idee kann zweckmäßiger während der Märsche ausgeführt werden. Es fehlt dabei aber oft an Kavallerie, was durchaus nachtheilig ist.

Es kommt vor, daß bei solchen Manövern zwanzig und mehr Bataillone mit ihrer Artillerie ganz ohne Kavallerie auftreten. Man behilft sich dann mit den Jagdkommandos (siehe oben), die aber zum Zweck von Erkundungen auf größeren Entfernungen nicht ausreichen. Die Manöver erhalten dadurch einen schleppenden Gang und verlieren an Instruktivität. Sehr hinderlich bei den Manövern sind die besäten und noch nicht abgeernteten Felder, für deren Betreten die Truppen aus ihren Fonds Flurentschädigungen zahlen müssen, was stets große Unzufriedenheit und Streitigkeiten hervorruft. Die Truppen müßten von diesen Zahlungen entlastet werden.

In einigen Bezirken werden Wintermanöver ausgeführt, was in vieler Hinsicht zweckmäßig ist. Denn der Krieg wird nicht nur im Sommer geführt,

---

*) Die Truppen beziehen zu den Sommerübungen auch dann Zeltlager, wenn die Uebungslager in unmittelbarer Nähe der Garnison liegen. Die Kasernen bleiben derweile leer. A. v. D.

**) Ist in vielen Lagern bereits der Fall. A. v. D.

und die Truppen lernen dadurch, wie sie die Unbilden der Witterung und der Wege zu überwinden haben.*)

Näher auf die Ausführung und Leitung der Manöver eingehend, entwirft Verfasser ein sehr trübes Bild von der Organisation des Ordonnanzdienstes und den dadurch erschwerten Befehlsertheilung.

Die Ordonnanzen (es sind in der Hauptsache Offiziere gemeint) reichen an Zahl nicht aus. Die Befehle werden vielfach falsch aufgefaßt und erreichen nicht ihr Ziel, besonders wenn es Infanterieoffiziere sind, die meistens sehr schlecht reiten. Mitunter sind alle Ordonnanzen unterwegs, häufig sogar der (in Rußland stets berittene) Stabshornist, der Führer bleibt allein und weiß von gar nichts. Behufs Vermeidung von Mißverständnissen sollen die Befehle schriftlich ertheilt werden, aber das führt zu fast noch größerer Verwirrung und zu Zeitverlusten. Am besten sind ruhige, mündliche Befehle, es bleiben dieselben auch eher geheim. Nur im äußersten Nothfalle soll man die Befehle schriftlich ertheilen. An der Ruhe bei der Befehlsertheilung fehlt es bei uns überhaupt noch sehr. Die Vorgesetzten schimpfen oft so, daß es alles Maß übersteigt, und daß die so angefahrenen Untergebenen allen Muth verlieren, Fehler auf Fehler folgt, und die Leute sich umsonst abmühen. Was wird erst im Kriege geschehen! Die Kritiken nach den Uebungen und Manövern werden von den von ihrer Unfehlbarkeit überzeugten Dirigenten häufig in der gröbsten Form, ohne Sachkenntniß und Logik nach gänzlich veralteten Ideen abgegeben, ohne daß die Unparteiischen und die Befehlshaber der einzelnen Truppentheile auch nur angehört werden. Derweilen stehen die bereits erschöpften Truppentheile und müssen warten, bis diese Weisheit zu Ende ist.

Das ist aber das Schlimme bei uns: die Disziplin, die Unterordnung, die Ehrerbietung nach oben hin stehen unerschütterlich und hoch, aber die Beziehungen von oben nach unten hin lassen viel zu wünschen übrig.**) Der Vorgesetzte begnügt sich einem Jüngeren gegenüber sehr oft nur mit den vom Gesetz vorgeschriebenen Achtungsbeweisen, das heißt, er legt die Hand an die Mütze, hört zu, antwortet meistens sehr kurz und trocken, das ist Alles. Irgend welche innere Befriedigung und Aufmunterung darf der Untergebene nicht erwarten. Am schlimmsten ist es, wenn Letzterer aus dem Rahmen des Gewöhnlichen herausgeht und mehr versteht als Andere. Das war schon zu Suworows Zeiten so, und er hat daran zu leiden gehabt, und es ist zum Theil auch noch so. Darüber giebt auch unser verehrter Dragomirow in

*) Die Russen versprechen sich von Winterfeldzügen besondere Erfolge. A. v. D.

**) Daß die Ehrerbietung gegen höher Gestellte bei der Russischen Armee besonders entwickelt ist, dürfte bezweifelt werden. Wir haben es selbst oft mit Befremden bemerkt, daß die Offiziere des einen Regiments die Stabsoffiziere eines anderen Regiments nicht grüßen, vor ihnen sitzen bleiben u. s. w. Offiziere verschiedener Truppentheile grüßen sich untereinander nur ausnahmsweise. A. v. D.

seinem Artikel über das von General Sſuchotin befürwortete Schießen vom Pferde seine Meinung sehr drastisch kund.*)

Am Schluß dieses Kapitels tadelt Verfasser den ständigen Verbleib der Truppentheile in ein und denselben Garnisonen. Die Truppe verbrüdert und verschwägert sich zu sehr mit der Bevölkerung, die Offiziere an erster Stelle.

Wo die Bevölkerung der Griechisch-orthodoxen Kirche angehört, sind die immerhin vorhandenen Nachtheile einer solchen Annäherung geringer. In Nichtrussischen Gebieten aber, wie z. B. in Finnland, in den Ostseeprovinzen, im Weichselgebiet, in Bessarabien und Transkaukasien u. s. w. verlieren die Offiziere durch Verheirathung mit eingeborenen Frauen nach und nach ihre Nationalität. Sie sprechen mit Vorliebe die fremde Sprache, und ihre Kinder werden Finnen, Polen, Deutsche, Grusinier, nur nicht Russen. Daraus entstehen andere unangenehme Verhältnisse. So giebt man z. B. einem Offizier, der eine Katholikin geheirathet hat, nicht gern eine Kompagnie, mag er im Dienst auch noch so tüchtig sein. Das giebt Unzufriedenheit in den Familien, und viele gute, in der Beförderung übergangene Offiziere verlassen dieserhalb vorzeitig den Dienst.

Zur Vermeidung dieser Nachtheile schlägt der Verfasser vor, die Garnisonen der Truppentheile von Zeit zu Zeit, etwa alle zehn Jahre, zu wechseln, oder sie, wie er sich ausdrückt, ein chassez croisez, machen zu lassen.

Freilich würde das größere Ausgaben erfordern, aber sie würden sich durch Erhaltung des nationalen Geistes bei der Armee vollauf bezahlt machen.**)

III.

Der Verfasser wendet sich nunmehr besonders der Kavallerie zu, auf die sich zwar Vieles des oben Gesagten ebenfalls bezieht, die aber doch verschiedene erwähnenswerthe Eigenthümlichkeiten hat.

Zunächst was ist die Kavallerie? Eine Waffengattung, d. h. eine derselben, oder eine Spezialwaffe?

Bis zu den jüngsten, erhöhten, mehr strategischen Anforderungen an ihren Gebrauch war sie nur die dritte Waffe: sie hatte zu reiten und einzuhauen. Als die Hauptsache galt dabei das Pferd, auf dessen Erhaltung und Pflege man viel mehr Gewicht legte, als auf den Reiter. Mochte der Letztere stürzen und sich beschädigen, wenn nur das Pferd heil blieb und — der Karabiner

*) Es scheint als ob der Herr Verfasser ebenfalls unter diesen Verhältnissen zu leiden gehabt hat, d. h. nicht genügend als Reformator anerkannt worden ist. A. v. D.

**) Es würden dadurch aber auch die schon jetzt so schwierigen Vorarbeiten zur Mobilisirung und diese selbst vermehrt werden. A. v. D.

nicht verbogen wurde! Zum Theil ist es noch so, und man fühlt für die Pferde eine Art von „Affenliebe"; man sollte denken, sie wären nur dazu da, um dick gefüttert und drei Mal am Tage geputzt zu werden.

Eine rationellere Richtung bricht sich aber Bahn und erreicht gute Trainirungsresultate. Noch besser würde es werden, wenn man die Auswahl der Mannschaften zur Kavallerie sorgfältiger vornähme, denn die Kavallerie ist jetzt eine Spezialwaffe geworden und bedarf der besten Elemente. Wir sprechen dabei nicht von der irregulären natürlichen Reiterei, sondern von unseren Dragonern, zu deren zweckmäßiger Formation uns zwar mehr Mittel zu Gebote stehen als unseren Nachbarn, die aber doch an Zahl und Leistungsfähigkeit hinter den Reitereien unserer voraussichtlichen Gegner zurückbleiben. Bei der Auswahl der Mannschaften zur Kavallerie müßte, was die körperlichen Eigenschaften anbetrifft, weniger Gewicht auf die Größe gelegt werden, wie es bisher aus sogenannten Schönheitsrücksichten geschah.*) Wir wünschen unseren Gardekürassieren das Beste, wie sie sich aber heute im Kriege bewähren würden, bleibt eine andere Frage. Auch die Pferde müßten kleiner, aber beweglicher sein, und es müßten die östlichen Steppenracen mehr herangezogen werden, da die Donischen Pferde, mit denen die Dragoner in überwiegender Mehrzahl beritten sind, sich seit den letzten 30 Jahren erheblich verschlechtert haben und Remonten aus den Russischen Gestüten nur noch für die Garde zu erschwingen sind.**)

Bei der jetzigen Ergänzung von Mannschaften und Pferden wird von der Kavallerie fast das Unmögliche verlangt, hoffen wir aber auf eine Reform in dieser Hinsicht und beschäftigen wir uns zunächst mit dem Ausbildungspersonal, mit den Offizieren.

Ihre Aufgaben sind viel größere als bei der Infanterie, Sommer und Winter sind sie mehr beschäftigt, und man muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie die Technik des Frontdienstes verstehen und der Truppe das Elementare, das ABC des Dienstes, aber nicht auch das flotte Lesen beibringen. Dazu gehört mehr, und die Ursachen dieses Unvermögens liegen nicht in dem Mangel an gutem Willen, sondern tiefer, d. h. in der Gesellschaft, in der Herkunft und schließlich in der Schule. Es gab (wiederum welche Aehnlichkeit mit unseren Verhältnissen) eine Zeit, zu welcher bei der Garde und auch bei einigen Armeeregimentern, namentlich den Husaren, nur vermögende Leute zu dienen vermochten. Nur das Dragonerkorps, das als

*) Man verlangte für den Kavalleristen namentlich lange Beine behufs besseren Schlusses. Jetzt ist man davon zurückgekommen und hat nur ein Gewichtsmaximum von 4 Pud 20 Pfund festgestellt. A. v. D.

**) Es werden jetzt mehr und mehr Kirgisische Steppenpferde angekauft. Ihre Halsbildung eignet sich aber noch schlechter für die Kandare als die der Donischen Pferde, und man denkt daher stark daran, eine Art Pelhamgebiß für die Dragonerpferde einzuführen. A. v. D.

halbe Infanterie galt und eine viel einfachere Uniform trug, lebte bescheidener und solider. Die Offiziere der übrigen Regimenter lebten aus der Tasche ihrer eitlen Väter, die sich ihrer Söhne wegen ruinirten. Damals bestand aber noch die Leibeigenschaft, die Grundbesitzer waren reicher, und so lange es noch etwas zu verpfänden gab, konnten die Herren Söhne ihren verschwenderischen Gelüsten, die dem Dienst nicht zu Gute kamen, fröhnen. Selbst bei dem damals viel einfacheren Exerziren waren diese Brauseköpfe nie ganz nüchtern, und es kam im Kriege vor, daß ganze Schwadronen und Regimenter in der Trunkenheit losstürmten und Wunder der Tapferkeit verrichteten. Und wie ging es in den Dörfern zu, in welchen die Regimenter und Schwadronen standen.

Unsere Väter wissen noch von dem wüsten Leben der „guten alten Zeit" zu erzählen, zu welcher zur Erlangung des Offizierpatents nicht Kenntnisse und Bildung, sondern nur Vermögen und Verbindungen nöthig waren.

Schließlich nahm die Leibeigenschaft ihr Ende, die allgemeine Wehrpflicht wurde eingeführt, und gleichzeitig entstanden auch für die Kavallerie Junkerschulen (etwas Aehnliches wie unsere Preußischen Kriegsschulen, aber mit zweijährigem Kursus und nur für die Armeekavallerie, während für die Garde die Nikolai-Kavalleriekriegsschule fortbestehen blieb). In den ersten Jahren blieb aber noch so ziemlich Alles beim Alten, und die jungen Leute in den Schulen lernten wenig.

Mit einem solchen Bestande von Offizieren gingen wir in den Krieg von 1877/78, welcher die ungenügende Beschaffenheit unserer Kavallerie zeigte und Reformen im Gefolge hatte. Man beschränkte zuerst die Ausgaben, machte die ganze Kavallerie außer der Garde zu Dragonern, führte einen strengeren Dienst ein und vereinfachte die Uniformen zum großen Mißvergnügen der ehemaligen Ulanen- und Husarenregimenter. Diese Unzufriedenheit wurde sogar, was bei uns noch nicht vorgekommen war, laut geäußert. Es machte sich aber bald eine verständigere Auffassung geltend, und die Offiziere fingen an sich klar zu machen, daß sie nicht nur für sich da seien, d. h. um zu glänzen und Tollheiten zu treiben, sondern um der Gesammtarmee Nutzen zu bringen. Ernstere Fragen, wie z. B. über die Nothwendigkeit, den Dragonern das Bajonett zu belassen, kamen zur Beurtheilung, und schon das allein ist ein gutes Zeichen.

Von Jahr zu Jahr arbeiteten die Junker in den Schulen fleißiger, wenn auch immer noch solche vorhanden sind, die, obwohl mit größeren Mitteln versehen, sehr geringe Vorkenntnisse aus den Gymnasien u. s. w. mitbringen. Gerade diese unwissenden Muttersöhnchen sind es, die die Nase hoch nehmen und auf die Infanterie mit einer gewissen Verachtung herabsehen. Ein Ausdruck dieser Ueberhebung ist der Ruf: „Infanterie, mach keinen Staub!" Das Resultat ist aber doch ein fortschreitendes, und es würde noch besser sein, wenn alle Junker Mittel hätten, und wenn ein gewisser Census für

den Eintritt bei der Kavallerie bestände. Es kommt hierbei namentlich auch auf die häusliche Erziehung und die Herkunft an. Alles, was in der Schule nicht gut thut, müßte unbarmherzig zum Regiment zurückgeschickt werden.

Die vor einem Jahre erfolgte Umwandlung der Junkerschule zu Jelisawetgrad zu einer solchen mit Kriegsschulkursus und mit entsprechend strengeren Aufnahmebedingungen hat hierin bereits Wandel geschaffen.

Einen nicht ganz günstigen Einfluß auf den Bestand der Kavallerieoffiziere übt aber das Vorhandensein der beiden privilegirten Anstalten aus, aus denen sich bisher hauptsächlich die Gardeoffiziere rekrutirten. Es sind das Pagenkorps und die bereits genannte Nikolai-Kavalleriekriegsschule zu Petersburg.

In diese Schule treten junge, meist recht bemittelte Leute aus allen möglichen mittleren Lehranstalten — dahin gehören die Kadettenkorps — ein.*) Im ersten Jahre werden die „Füchse" ziemlich gründlich von den älteren Schülern auf den in der Schule zu beobachtenden „feinen Ton" dressirt.

Man verlangt von den Neulingen, daß sie sich nicht nur ordentlich, sondern sogar ausgesucht elegant auf eigene Kosten kleiden, nicht mit den bekannten und verwandten Junkern aus anderen, vermeintlich tiefer stehenden Anstalten verkehren, daß sie nur in besonders gut bespannten Droschken („lichatsch", d. h. schnell, forschfahrend) fahren, daß sie viel Geld ausgeben, reiche Trinkgelder zahlen, in theuren Restaurants speisen, viel mit Frauenzimmern verkehren u. s. w. Das lernt der Neuling schnell genug, und im nächsten Jahre unterweist er in demselben Sinne die jüngeren Kameraden. Für die Wissenschaften kommt dabei nicht viel heraus, namentlich im höheren Kursus, dessen Schüler sich bereits als halbe Offiziere dünken. Es bildet sich ein gewisser Kavalleriedünkel aus, der nur das Gute hat, daß die jungen Leute im Frontdienst (die Kriegsschule bildet eine ganz wie die übrige Kavallerie ausgebildete Schwadron) ganz Achtbares leisten und sich durch einen besonderen mitunter allerdings zu weit gehenden Chic zu Pferde hervorzuthun suchen. Das ist aber auch Alles. Da die Garde nicht alle Abiturienten der Schule aufnehmen kann, so kommen viele von ihnen, meist die mit schlechter bestandenem Examen, zu den Armeeregimentern, und sie gereichen denselben selten zum Nutzen; die neuesten Vorgänge, d. h. Ausschreitungen aller Art, beweisen es. Es wäre daher an der Zeit, die Kavallerie-Kriegsschulen zu reformiren und sie den viel mehr leistenden, einfacher eingerichteten Infanterieschulen ähnlicher zu gestalten. Jetzt gehen aus den Kavallerieschulen nur 15 Prozent wirklich brauchbare Offiziere hervor, alles Uebrige ist Schund!

---

*) Der Bestand der Schüler bildete gleichwie in den Junkerschulen eine Eskadron, die ebenso ausgebildet wird wie die Dragoner. Es giebt auch eine besondere Sotnie von Kasakenjunkern bei dieser Schule. A. v. D.

Es fehlt uns daher durchaus an tüchtigen Kavalleriſten, die ihre Waffe vorwärts zu bringen und auch die Feder dazu zu gebrauchen vermögen. *)

Im Anſchluß hieran ſpricht ſich Verfaſſer ſehr mißbilligend über die Betheiligung der Offiziere an den öffentlichen Rennen aus, die ſeiner Meinung nach gar keinen praktiſchen Nutzen haben, pekuniär nur ruinirend wirken und die Geſundheit aufs Spiel ſetzen. Wohl aber befürwortet er durchaus alle Uebungen in der Kampagnereiterei, Schnelligkeit, Nehmen von Hinderniſſen u. ſ. w. durch die ganze Maſſe der Kavallerie. Nur ſoll das Geld dabei nicht die Hauptrolle ſpielen. **)

Von der Kavallerie wird verlangt, daß ſie ein bis zwei Tage nach Erklärung der Mobilmachung marſchbereit ſein ſoll. An den Weſtgrenzen wird dieſes Reſultat erreicht, nicht aber im Innern des Reichs, wo die Kavallerie-Truppentheile ſehr bequem in Kaſernen untergebracht ſind und wo ihre Bereitſchaft zum Ausrücken mit ebenſo vielen Schwierigkeiten verbunden iſt wie bei der Infanterie.***) An den Weſtgrenzen iſt die Kavallerie zwar ſehr ſchlecht, meiſtens in Dörfern untergebracht, ſie befindet ſich dafür aber faſt in dauerndem Kriegszuſtande, und ihre Ausbildung nimmt einen guten Fortgang trotz aller lokalen Mängel. Sie führte aber dort eine langweilige, den kavalleriſtiſchen Geiſt nicht gerade belebende Exiſtenz. Der Ruſſe liebt es nicht, lange Zeit an einem und demſelben Fleck zu ſitzen; es bilden ſich zu nahe Beziehungen zu der Nichtruſſiſchen Bevölkerung, der Offizier verbauert, die Leute noch mehr, der dem Kavalleriſten nöthige weite Blick geht verloren. Es wäre daher beſſer, wenn man auch die Kavallerie-Regimenter ihre Garniſonen häufiger wechſeln und auch die Erſatzkadres (dieſelben liegen faſt alle zuſammen im Oſten des Reichs und ſind zur Ausbildung der Remonten und zur Bildung von Erſatz- oder Marſcheskadrons im Kriege beſtimmt) wenigſtens 2 bis 3 Wochen an den gemeinſchaftlichen Uebungen der anderen Truppen theilnehmen ließe. Es würde das ihrer feldmäßigen Ausbildung zu Gute kommen, und es würden nicht ſo viele Detachements ganz ohne Kavallerie manövriren müſſen . . . . .†)

Der Verfaſſer bekennt ſich als einen entſchiedenen Gegner der Grasfütterung, die er als ein Ueberbleibſel aus der Zeit betrachtet, zu welcher

---

*) Uns erſcheint dieſer Ausſpruch etwas ſtark. Es giebt eine ganze Anzahl von literariſch thätigen Ruſſiſchen Kavallerieoffizieren. A. v. D.

**) Unſerer Kenntniß nach befindet ſich der Rennſport bei den Ruſſiſchen Offizieren noch ſehr in den Anfängen, ſo daß er ſogar durch Ausſetzung von Staatspreiſen für alle Regimenter gefördert wird. Wir ſind in dieſer Hinſicht weit voraus. A. v. D.

***) Verfaſſer denkt dabei hauptſächlich an die Kadres des Kavallerieerſatzes. Alles Andere liegt, mit Ausnahme von 1 bis 2 Diviſionen, an der Grenze. A. v. D.

†) Der Wunſch, die Erſatzkadres an den Sommerübungen theilnehmen zu laſſen, iſt kaum erfüllbar, da mindeſtens drei Viertel des Perſonals und Materials aus Rekruten und Remonten beſtehen. A. v. D.

der größte Theil des Landes unbebaut war und als Steppe dalag. Jetzt ist die Miethe der Wiesen theuer und — die Fütterung der Pferde mit dem gemähten Gras mag gesund sein — es wird dabei aber vier Wochen lang vollständig gefaullenzt, der Dienst in der wichtigsten Zeit unterbrochen. Es wäre sehr viel besser, wenn man mit den für die trockene Fourage gezahlten Geldern, die durchaus ausreichend sind, rechtschaffener umginge, weniger an Ueberschüsse dächte und die Fütterung sorgsältiger beaufsichtigte... Die sogenannten, bei der Berechnung zur Geltung kommenden, von der Intendantur festgestellten „Fouragepreise" geben zu vielen Mißbräuchen Veranlassung.

Sehr eingenommen ist A. Rittich für die Ausführung von Raids nach Amerikanischem bezw. Kasakischem Muster, die schon im Frieden von großen Kavalleriemassen im Sommer auf Entfernungen bis zu 600 Werst vorgenommen werden müßten. Dazu könnte man sehr wohl die sonst zur Grasfütterung verwendete Zeit ausnutzen. So könnten z. B. die in und um Petersburg liegenden Gardekavallerie-Divisionen derartige Raids längs der Baltischen Küste bis Abo und Riga ausführen. Abgesehen von der dadurch gewonnen Lokalkenntniß und sonstiger Uebung, würden die (nicht Russenfreundlich gesinnten) Bewohner dieser Landstriche durch das unerwartete Erscheinen dieser Kavalleriemassen heilsam beeinflußt werden. Sie würden merken, daß sie leichter zu erreichen sind, als sie denken, und ihre Sondergelüste aufgeben.

Ueber die Ausführung derartiger strategischer Unternehmungen im Kriege äußert sich der Verfasser sehr eingehend und wirft dabei die verschiedensten Fragen auf, auch hierbei seinen Russischen Standpunkt herauskehrend. Wir beschränken uns auf die wichtigsten Punkte und überlassen die Kritik den Lesern.

Hinsichtlich der Zusammensetzung der Detachements, die die Stärke von 96 Schwadronen haben müssen — weniger hätte keinen Zweck — fragt der Verfasser, ob sie hauptsächlich aus regulärer oder irregulärer Kavallerie zusammengesetzt sein und ob ihnen auch muselmännische Regimenter zugetheilt werden müssen?*)

Im Allgemeinen ist er mehr für reguläre Kavallerie, weil dieselbe besser disziplinirt und weniger geneigt ist, Gewalt an der unrichtigen Stelle auszuüben. Letztere ist aber durchaus nicht ausgeschlossen, falls dem berechtigten Verlangen nach Nahrungsmitteln, Fourage u. s. w. nicht Folge geleistet wird. Reitende Artillerie ist dabei durchaus erforderlich, da man sicher im Innern des feindlichen Landes mit der Landwehr und dem Landsturm zu kämpfen und auch örtliche Hindernisse, Deckungen u. s. w. zu überwinden

*) Vorläufig giebt es von solchen Truppen nur eins, das Dagestanische irreguläre Reiterregiment im Kaukasus und eine Krimtataren-Division (zwei Schwadronen). Solche Regimenter müßten also erst geschaffen werden. A. v. D.

haben wird. Der Train ist auf ein Minimum zu beschränken, alles Erforderliche ist unterwegs gegen Bezahlung oder Quittungen zu beschaffen. Mit Munition ist zu sparen; die blanke Waffe und die Ueberraschung müssen das Beste thun....

„An unserer Westgrenze und weit jenseits derselben wohnt allerlei Volk! Freunde und Feinde, die Ersteren, namentlich wenn sie Slaven sind und der orthodoxen Kirche angehören, sind, soweit es die Sicherheit des Detachements erlaubt, zu schonen. Beim Einbruch in Oesterreich treffen wir auf einen breiten Gürtel von Slaven (Ruthenen), die wir bei richtiger Behandlung als unsere Verbündeten ansehen dürfen. An der Preußischen Grenze aber liegen die Verhältnisse anders. Dort wohnen Polen, die sich uns gegenüber immer schlecht gezeigt haben, und ihnen darf man in keiner Weise trauen. Wir sind in dieser Hinsicht viel schlechter daran als die Amerikanischen Generale bei ihren Raids. Wir brauchen, um inmitten dieser unzuverlässigen Bevölkerung nicht in Gefahr zu gerathen, ein besonders reichhaltiges Karten- und Nachrichtenmaterial, das bei Zeiten beschafft werden muß. Da sowohl in Deutschland wie in Oesterreich die ganze Mobilisirung auf genauen mathematischen Berechnungen, auf Plänen und Tabellen beruht, ohne die unsere pedantischen Nachbarn keinen Schritt unternehmen,*) so müssen von uns in allen Städten und Ortschaften diese Listen und Nachweise sofort mit Beschlag belegt und vernichtet werden. Selbstverständlich sind Telegraphen, Kommunikationsmittel, Brücken zu zerstören, unser Weitermarsch ist möglichst geheim zu halten. Der schnell zu erreichende Endzweck der Raids wird meistens sein: Besitzergreifung eines wichtigen strategischen Punktes, Störung der Mobilisirung des Gegners, Anfälle auf seine rückwärtigen Verbindungen und in Slavischen Ländern Organisirung einer Volkserhebung und Bildung von bewaffneten Haufen.

Die Raids sind nicht ins Blaue hinein auszuführen, sondern sorgfältig vorzubereiten.**) Schnelligkeit ist die Hauptsache, 80 bis 106 Werst in 10 Stunden sind als Norm anzunehmen. Unterwegs ist das Gerücht von erfochtenen Siegen und davon zu verbreiten, daß ungezählte Streitkräfte noch nachfolgen. Führer sind mit Gewalt mitzunehmen. Frauen sind zu schonen aber man kann ihnen Märchen aufbinden, um Schrecken einzujagen....

Auf Kämpfe mit den Bataillonen der Landwehr und mit dem Landsturm muß man sich möglichst wenig einlassen, sondern vorüberjagen oder sie durch Artillerie vernichten. Nur wenn der Feind sich hinter örtlichen Gegenständen vertheidigt, die wir nothgedrungen in unseren Besitz bekommen müssen, kann abgesessen und zum Angriff zu Fuß geschritten werden. In dem stark durchschnittenen Ostpreußen wird man sich viel außerhalb der Wege bewegen und die geraden Straßen verlassen müssen.

*) Möchte es immer so bleiben. A. v. D.

**) Also doch! A. v. D.

Stößt man unterwegs auf einen befestigten Punkt, eine Festung des älteren Systems, in der Landwehr liegt und die reiche Vorräthe enthält, so wird man sie nach dem Beispiel Danzigs und Stettins 1806 durch Ueberfall zu nehmen suchen. Dann wird sofort zu Requisitionen und zum Verbrennen aller Kanzleien nebst Vernichtung des Waffenmaterials geschritten. Die Landwehr wird aus der Festung nach Hause gejagt. Gelingt der Ueberfall nicht, so droht man die Stadt einzuäschern, verbreitet die Nachricht, daß unsere Streitkräfte stark sind und daß die Festung von allen Seiten umzingelt ist. Am Tage darf man darauf, um keine Zeit zu verlieren, nicht mehr als 2 bis 3 Stunden verwenden, in der Nacht kann man sich damit aber mehr Zeit lassen und nehmen, was Einem in die Hände fällt. Gewöhnlich findet man an solchen Orten große Vorräthe von frischem Weißbrot, das dort auf dem Sektor Warschau, Wien, Berlin in allen Familien in Gestalt von Semmeln und Hörnchen sehr vortrefflich gebacken wird. Dort finden sich auch Tabak, Cigarren und Wein. Selbstverständlich darf nicht marodirt werden, überall muß strenge Ordnung und Disziplin herrschen. Zur Requisition wird nur ein bestimmter Truppentheil in die Stadt gelassen, alle übrigen bleiben mit Sicherheitsmaßregeln draußen.

Nähert man sich dem Endziel der Expedition, so werden Proklamationen und Aufrufe zur Bildung von Freischärlerbanden erlassen, die gemeinsam mit uns im Rücken des Feindes operiren und uns vor überlegenen Kräften sichern. Es empfiehlt sich das namentlich in Oesterreich, wo die Slavische Bevölkerung eine starke ist. Man muß sie an das Joch erinnern, unter dem sich die Slaven befinden, an ihre Verwandtschaft mit den Russen, die sie von ihrer tausendjährigen Knechtschaft befreien wollen, an Huß und das Hussitenthum, ihnen die Autonomie versprechen u. s. w., dadurch kann man viel erreichen und sich Bundesgenossen dort erwerben, wo sie gegenwärtig gar nicht vorhanden zu sein scheinen.

Kriegslist, Güte gepaart mit Strenge, Belohnungen, Bestechungen, Strafen, das persönliche Beispiel der Ritterlichkeit, gerechte Justiz, das sind die Mittel durch welche man den Massen imponirt und den Erfolg der Unternehmung sichern hilft. Aber Gott bewahre uns davor, dem Beispiel der Landsknechte Wallensteins zu folgen! Man muß fürstlich zahlen, kurze aber feierliche Gottesdienste abhalten, und die Person des Russischen Zaren muß mit einem besonderen Glorienschein wie bei uns in Rußland bei jeder passenden Gelegenheit umgeben werden.

In seinem heiligen Namen geschieht Alles, und man muß, ohne zu bescheiden zu sein, die Auffassung verbreiten, daß der Sieg sicher ist, die Expedition ihren Zweck erreicht hat, und der Feind angesichts dessen, was in seinem Rücken so unerwartet und energisch geschieht, in vollem Rückzuge begriffen ist, und daß ungezählte Schaaren der Unsrigen nachrücken.

Hat der Raid sein Ziel erreicht, und hat man Erfolg bei der Be-

völkerung zu erwarten, so wird zunächst unter Sicherungsmaßregeln Aufenthalt genommen und Alles wieder in Ordnung gebracht. Der Führer macht seine neuen Pläne.

Wie lange man sich aufhält, hängt von der Aufgabe und den Umständen ab, mitunter wird er nicht länger als 24 Stunden dauern. Dann beginnt der noch gefährlichere Rückmarsch. Die Amerikanischen Raids haben uns gelehrt, nicht auf demselben Wege zurückzukehren, was aber nur bedingt richtig ist. Der bereits benutzte Weg ist uns bekannt, und der Gegner wird nur selten Zeit haben, ihn uns zu verlegen. Es wird sich daher häufig empfehlen, bei der Rückkehr denselben Weg zu wählen, es sei denn, daß man den Feind in Ungewißheit über unsern Zweck versetzen und noch andere Unternehmungen, z. B. in seiner Flanke, ausführen will. Es kann aber auch vorkommen, daß man bei einem Mißerfolg froh ist, nur Trümmer des Detachements auf Umwegen zur Operationsbasis zurückzubringen.

Bei dem geringsten Zweifel an dem Erfolge, bei nicht genügender Vorbereitung und ohne einen zuverlässigen Führer sollte man sich daher lieber nicht auf solche Unternehmungen in den Rachen des Feindes einlassen. Man riskirt, seine besten Truppen zu verlieren, die bloße Tapferkeit und Waghalsigkeit nützen dabei nichts, wenn sie nicht mit Selbstbeherrschung und Ueberlegung gepaart sind.

Aus all diesen Gründen erscheint es vortheilhafter, die Raids nur mit regulärer Kavallerie zu unternehmen. In guten Händen können auch Kasaken unter Beigabe einiger Muselmännischer Regimenter dazu benutzt werden. Letztere allein, wenn auch unter dem Kommando von Offizieren der regulären Kavallerie, dazu zu entsenden, würde nur so viel bedeuten als den Westen wiederum mit Avaren, Petschenegen, Usen u. s. w. zu überschwemmen.

Nutzen wird man davon ebensowenig haben, wie die Türken von ihren Tscherkessen und von ihren Baschi-Bozuks. Würden wir unsere Jomuden, Tshinzen, Tscherkessen, Turkmenen und dergl. dazu aufbieten, so würden sie sowohl Freund wie Feind, Deutsche wie Slaven plündern. Zu den Raids sind zuverlässige, disziplinirte Truppen von christlicher Gesinnung nöthig. Die Idee, den muhammedanischen Osten nach dem Westen zu schicken, obwohl Kasaken und reguläre Kavallerie dazu vorhanden sind, ist keine neue, und wir haben sie 1854 ins Praktische übertragen, als zum Beispiel zur regulären Armee auch Baschkiren vom Ural stießen, die uns genug zu schaffen gemacht haben!

Das Uebel besteht aber darin, daß wir zu solchen Expeditionen gar nicht genug reguläre Kavallerie besitzen, und wollten wir beim Beginn des Krieges, d. h. wenn unsere Kasaken 2. und 3. Kategorie noch nicht an der Grenze sind, vier unserer Divisionen dazu abgeben, so würde sich das sehr nachtheilig fühlbar machen. Wenn wir auch jetzt das sehr ansehnliche Korps der Grenzwache, die jetzt gründlich kavalleristisch ausgebildet wird, zur

Unterstützung der Kavallerie zur Verfügung haben, so versteht sie es dennoch nicht, mit den übrigen Waffengattungen gemeinsam aufzutreten und wird daher in der ersten Zeit die reguläre Kavallerie noch nicht zu ersetzen vermögen.*) Und doch könnte auch unsere westlichen Nachbarn die Lust anwandeln, uns mit Raids zu belästigen, unsere Mobilmachung zu stören, und dazu stehen Deutschland und Oesterreich gemeinsam 560 Schwadronen zu Gebote. Eine solche Macht ist wohl geeignet, uns zu schrecken und uns von dem Gedanken abzubringen, 96 Schwadronen und Sotnien, wie oben erwähnt, zu Unternehmungen mit immerhin zweifelhaftem Erfolg zu detachiren und somit den übrigen Truppen zu entziehen. Wollte man aber weniger dazu bestimmen, so würde man erst recht nichts erreichen.

Man muß also als Aushülfe zu den Mitteln greifen, die eben zur Hand sind. Wir sind der Meinung, daß unsere leichten Truppen, das heißt die Schützenregimenter und die Jagdkommandos, bereits im Moment der Kriegserklärung an der ganzen Grenze bereit stehen müssen um den Eindringungsversuchen des Feindes an allen wichtigen Punkten Widerstand zu leisten und ihn in einigen Fällen ganz zu vernichten. Es kann auch diese Kampfesweise der von Kavallerie und reitender Artillerie unterstützten leichten Infanterie gegen die feindliche Kavallerie während der Mobilmachung an der Landesgrenze als eine Art Infanterie-Raids oder besser als ein kleiner Krieg betrachtet werden, wobei wir uns unserer größeren Ortskenntniß und Beweglichkeit zu bedienen haben. Wir sind dadurch mindestens drei bis vier Tage geschützt. Unsere Feinde werden versuchen, bei uns einzudringen, und es gelingt ihnen vielleicht auch hier und da, sie werden sich aber blutige Köpfe holen. Wir glauben sogar, daß bei dem heutigen Stande unserer militärischen Ausbildung und Organisation gar kein Grund vorliegt, weshalb wir nicht sofort in Massen dem Feinde gegenübertreten sollten.

Strategie im Innern. Man ängstigt uns damit, daß Deutschland an unserer Grenze seine Truppen an 14 verschiedenen Punkten ausschiffen und sie nach Belieben an einem oder mehreren derselben schneller als wir zusammenziehen kann. Aber ganz abgesehen von allen anderen zur Sprache kommenden Verhältnissen, braucht gerade eine Armee, die in Rußland eindringen will, Zeit, und je mehr sie vorrückt, desto größeren Schwierigkeiten begegnet sie. Unsere Stärke ist im Innern des Reichs, und es ist eine Prahlerei, zu behaupten, es wäre leicht die 1000 und mehr Werst von der Grenze bis Petersburg oder Moskau zurückzulegen. Es ist aber, um dem Feinde nicht zu sehr Spielraum zu geben und seinen Eifer zu zähmen, nöthig, unser Inneres auf bequemere Weise mit den Grenzgebieten zu verbinden. Strategisch wichtige Straßen giebt es auch in der Mitte und im Osten des Reichs, sie sind aber noch nicht beendigt und miteinander in Verbindung gebracht, was hinsichtlich

*) Die Grenzwache nimmt jetzt bereits an den Manövern theil. A. v. D.

des Nachschubs von Reserven und Kriegsmaterial nach dem Westen dringend nothwendig ist. So z. B. fehlt eine Linie von Kiew über Witebsk nach Stara-Ruß, längs dem linken Ufer des Dniepr. Ferner von Pskow über Stara-Ruß nach Bologoje, wohin Alles zusammenkommt, was wir von der Wolga und der Kama, ja sogar aus Sibirien an Streitkräften nach Westen zu ziehen haben. Auch eine direkte Diagonalstraße von Jassy nach Morschansk und eine andere von dort über Alatyr nach Kasan und Simbirsk ist herzustellen, um dadurch den Süden mit dem reichen Nordosten bis Tumen und Omsk zu verbinden. Unserer Meinung nach ist Jassy für uns wichtiger als Bukarest, das von selbst fällt, wenn die Moldau in unseren Händen ist. Keine Forts und Befestigungen vermögen Bukarest zu helfen, wenn der Hunger an seine Thore pocht, und Alles was dort im defensiven Sinne geschieht, dient nur zum Ruin dieses neuen Nährbodens der Hohenzollern.

Es führen uns diese Auseinandersetzungen zu einem uns besonders interessirenden Heerestheil, den Kasaken, deren Beförderung von Don, Ural und Terek nach den Westgrenzen jetzt zu lange dauert.

Wir müssen von diesen Nationaltruppen binnen höchstens zwei Wochen mindestens 100 000 Mann bei der Operationsarmee haben.

Es wäre dazu die Verbindung von Charkow mit Kalatsch (am mittleren Laufe des Don) an erster Stelle nöthig, und könnten auf diesem Wege die Kasaken schneller nach allen Seiten, nach dem Dniepr, der Weichsel und der Düna gelangen. Leider kommen auch dabei zu viele ökonomische und kommerzielle Bedenken ins Spiel.

Schließlich noch ein Wort über die Bedeutung der Kavallerie, die neuerdings so vielfach abgeleuguet wird. Wir sind fest überzeugt, daß wir ohne sie nicht einen Schritt thun können, und daß sie auch jetzt noch alle ihre Eigenschaften und Zwecke bewahrt hat. Auch sie selbst wird von ihrer wichtigen Rolle nicht zurücktreten wollen. Was die Einführung der Piken und die Beibehaltung des Bajonetts anbetrifft, so sind wir ein Gegner der Pike, weil sie die Truppe schwerfällig macht.*) Das Bajonett ist aber nützlich; wenn es auch selten zur Anwendung kommen wird, so wird dasselbe bei entscheidenden Gelegenheiten doch stets den Erfolg unterstützen.

Nur größere Beweglichkeit ist der Kavallerie zu wünschen. Jede Bewegung ist Leben an sich, und für die Kavallerie ist sie um so wichtiger, als ohne sie der unbeweglich schwere Körper dem Feinde nicht nur als willkommene Scheibe dienen, sondern sie auch die Ihrigen schädigen oder ohne Nutzen und Ruhm zu Grunde gehen wird.

*) Nur die ersten Glieder der Don-, Ural- und Orenburg-Kasaken, sowie der Garde-Kürassiere und -Ulanen haben in Rußland noch Piken, letztere mehr zur Parade.

A. v. D.

IV.

Wir erwähnten bereits, daß an den Raids der Kavallerie die reitende Artillerie theilnehmen muß, um auf dieſe Weiſe dem Detachement mehr Selbſtändigkeit und Chancen des Erfolges zu geben. Wir halten unſere reitende Artillerie dazu für vollkommen befähigt, wenn auch ihre Leiſtungsfähigkeit, der Kavallerie überall hin zu folgen, noch nicht genügend erprobt worden iſt und ſie im Frieden zu wenig Gelegenheit hat, mit der Kavallerie in Verbindung zu treten. Nur bei der Garde ſteht es in dieſer Hinſicht beſſer. Es ſind daran mit die Garniſonsverhältniſſe ſchuld, denn die reitenden Batterien, an ſich an Zahl gering, liegen zu vereinzelt und führen ein zu abgeſchloſſenes Leben;*) man ſieht ſie nur bei den Manövern, dann zeigen ſie aber auch, was ſie können, und daß ſie im wahren Sinne des Wortes eine Elitetruppe ſind, von der man in Zukunft viel hoffen darf.

Daß die Fuß- (oder beſſer fahrende) Artillerie in der Verfaſſung iſt, überall mit der Infanterie gemeinſam aufzutreten, iſt eine erwieſene Thatſache. Im Frieden ſtehen ſich aber auch dieſe Waffengattungen fremd gegenüber; die Artillerie macht einen gewiſſen düſteren, nicht recht ſoldatiſchen Eindruck, was mit in den durchweg dunklen Farben der Uniform und der nicht in die Augen fallenden Bewaffnung des Artilleriſten liegt. Der Dienſt der Artillerie gilt bei den übrigen Waffen als der leichteſte und iſt es in gewiſſer Hinſicht auch; beim Schießen, bei den Evolutionen u. ſ. w. trägt nicht der Einzelne, ſondern die ganze Bedienungsmannſchaft die Verantwortung.

Die Kompagnie- und Bataillonsexerzitien fallen bei der Artillerie fort. Mit aus dieſem Grunde treten bei der Artillerie auch ſtets die meiſten Freiwilligen von höherer Bildung ein, und nirgends giebt es daher ſo viel Reſerveoffiziere wie bei der Artillerie. Sie verſtehen aber blutwenig vom Dienſt, namentlich von der Technik. Bei der Infanterie und bei der Kavallerie leiſten dieſe Offiziere viel mehr, und erſt in neueſter Zeit ſtellt man auch bei der Artillerie die Anforderungen höher.

Als Pflanzſtätte der artilleriſtiſchen Kenntniſſe beſteht bei uns nur die Michail-Artillerieſchule, doch kommen aus ihr nur die wenigſten Abiturienten wirklich zur Artillerie, die ihr Hauptkontingent an Offizieren aus anderen Kriegsſchulen und entſprechenden Anſtalten (es ſind die Infanterie- und Kavallerie-Kriegsſchulen gemeint) empfängt.**) Alle dieſe jungen Leute ſind

*) Die reitenden Armeebatterien ſtehen in gar keinem höheren Verband, ſondern ſind ſelbſtändige Truppenkörper. Der Kommandeur hat die Befugniſſe eines Regimentskommandeurs. A. v. D.

**) Die aus den Infanterie- und Kavallerie-Kriegsſchulen zur Artillerie kommenden Abiturienten machen auf denſelben einen ſehr erleichterten Artilleriekurſus durch. A. v. D.

Kameraden und doch — wie wunderbar — die Einen kommen zur Artillerie, die Anderen, obwohl vielleicht befähigter, zur Infanterie oder Kavallerie. Kaum ist aber ein Jahr vergangen, so dünkt sich der Artillerieoffizier schon viel etwas Besseres zu sein als sein Kamerad von der Armee, mit dem er auf derselben Schulbank gesessen hat. Diese Ueberhebung wächst von Tage zu Tage, und man begreift gar nicht, worauf sie begründet ist. Möglicherweise sind die Artillerieoffiziere auf ihre Sammetkragen und Passepoils (Kanten) stolz, denn in den Rangstufen sind sie jetzt den übrigen Armeeoffizieren gleichgestellt.*) Wir würden diesen übertriebenen Korpsgeist verständlicher finden, wenn alle Artillerieoffiziere aus einer Spezialanstalt wie die Michail-Artillerieschule herorgingen. Leider findet man aber bei der Truppe nur wenige dieser technisch ausgebildeten Individuen, denn sie bleiben nicht lange bei den Batterien u. s. w., kommen vielmehr zum größten Theil bald in den Generalstab und andere Ausnahmestellungen, so daß die Artillerie wenig Nutzen von ihnen hat. So erreicht also die Artillerieschule ihren Hauptzweck nicht; immerhin giebt sie wie die (auf gleicher Stufe stehende) Ingenieurschule der Armee eine Masse kenntnißreicher und verdienstvoller Offiziere, und auch darüber kann man froh sein. Der Antagonismus oder mindestens die Entfremdung zwischen der Infanterie und der Artillerie bleibt aber zu beklagen, und es ist nur gut zu heißen, wenn in größeren Garnisonen — die Artillerie liegt meistens in solchen — die Vorgesetzten die Errichtung gemeinsamer Kasinos für alle Waffen begünstigen. Die Offiziere leben dadurch billiger, und auch das militärische Interesse gewinnt durch das Zusammenleben. Die Schuld, daß es noch nicht so ist, tragen die älteren Offiziere, welche nicht zugeben wollen, daß die Infanterie und die Kavallerie die Artillerie in den Kenntnissen eingeholt und in mancher Hinsicht einen weiteren Blick haben.

Welche wunderbare Erscheinung, daß es z. B. in einer kleinen Stadt drei Militärklubs giebt; einen für die Artillerie, einen für die Infanterie und noch einen besonderen für die Reserve-Infanterie.**) Dabei hat die Stadt nur einen Civilklub!

Alle diese drei Militärklubs können nur durch die von der Krone gegebene Beihülfe nothdürftig bestehen.***) Wäre es nicht viel verständiger, diese Klubs zu vereinigen und die Offizierkorps dadurch einander mehr zu nähern? Im Kriege müssen sie doch gemeinschaftlich fechten.

---

*) Früher hatten die Artillerie- und die Genieoffiziere eine Charge vor denen der Armee-Infanterie und Kavallerie voraus. Sie betrachteten sich deshalb als etwas Höheres und finden sich nur schwer in das jetzige System. A. v. D.

**) Die für die Mobilisirung der Armee so wichtigen Reservetruppen gelten noch immer nicht für voll, sondern für eine Art „Schwamm". A. v. D.

***) Der Staat zahlt alljährlich den einzelnen selbständigen Truppentheilen ziemlich erhebliche Summen für die Unterhaltung der Offizierklubs, Bibliotheken, Lehrmittel u. s. w. A. v. D.

Die Artillerie bedarf durchaus der Förderung und darf nicht auf ihren Lorbeern ausruhen. Sie erhält freilich die besseren Elemente der Kriegsschüler, sie versauern aber in ihrer Ausgeschlossenheit, lernen nichts hinzu und denken nur daran, ihre materielle Existenz durch vortheilhafte Heirathen günstig zu gestalten. Die artilleristische Ausbildung in den Kriegsschulen ist, abgesehen von der Michail-Artillerieschule, nur eine oberflächliche, viele wichtige Fächer, z. B. Chemie, Physik, Technik, werden gar nicht berücksichtigt. Das müßte nachgeholt werden.

Es giebt bei uns verschiedene Vervollkommnungsschulen für ältere Offiziere, so die Infanterieoffizier-Schießschule, die Kavallerieoffizier-Schießschule,*) die Fechtschule. Warum giebt es nicht auch eine Artillerie-Offizierschule, zu der alljährlich die besten und geeignetsten Kräfte zur Vervollkommnung kommandirt werden? Wenn man uns auf die Artillerie-Akademie hinweist, so erwidern wir, daß der Zutritt zu derselben nicht Jedem offen steht, weil ein Examen erfordert wird. Außerdem wird in der Akademie viel Ueberflüssiges, für den praktischen Dienst Unnöthiges vorgetragen. Wir brauchen eine gute Artillerie-Offizierschule, in die die Betreffenden ohne Examen aufgenommen werden und die eine rein praktische Richtung hat. Nur diejenigen, welche auf diese Weise ihre Kenntnisse in der Artillerie wieder aufgefrischt und den Fortschritten der Zeit gemäß vervollkommnet haben, dürften zu Batteriekommandeuren befördert werden.....

Zur Orientirung der Leser müssen wir hier, auf die Gefahr hin, die Kenntniß der Verhältnisse seiner eigenen Armee bei dem Verfasser in starke Zweifel zu stellen, darauf hinweisen, daß eine solche Artillerie-Offizierschule, wie er sie befürwortet, in der That längst besteht und sehr gute Resultate ergiebt, namentlich in Allem, was sich auf das Schießen, die Prüfung neuer Erfindungen und auf die Taktik der Artillerie bezieht. Der Sitz der Schule, die nach ähnlichen Prinzipien eingerichtet ist, wie die Infanterieoffizier-Schießschule und die Offizier-Kavallerieschule und zu der eine Fuß- und eine reitende Batterie gehören, ist in Petersburg, und dorthin werden alljährlich 45 Kapitäns der Feld- und Festungsartillerie auf 7½ Monate kommandirt. Im Winter wird mehr Theorie, im Sommer im Lager praktischer Dienst getrieben, und nur diejenigen Kapitäns, welche das Schlußexamen genügend bestehen, erhalten die Qualifikation zum Batteriekommandeur. Es erscheint fast unbegreiflich, daß der sonst gut orientirte Verfasser diese Thatsache übersehen konnte. Möglicherweise war sie ihm bekannt, die eine Schule genügte ihm aber nicht, denn er schlägt vor, in allen größeren militärischen Centren, so Warschau, Odessa, Kiew u. s. w., derartige Schulen zu errichten, und es wäre nach ihm schon ein Gewinn,

*) Die Infanterie-Schießschule müssen alle Kapitäne durchgemacht haben, ehe sie zu Stabsoffizieren befördert werden, desgleichen kann kein Kavallerieoffizier eine Schwadron oder Sotnie erhalten, ehe er nicht die Kavallerieschule durchgemacht hat. A. v. D.

wenn jede dieſer Schulen jährlich fünf Offiziere mit höheren Kenntniſſen, der eine in der Chemie, der andere in der Phyſik, der dritte in der Technik u. ſ. w., entlaſſen würde. Namentlich die jetzigen ungeheueren Parks brauchen viele Fachleute. A. v. D.

Sachgemäßer erſcheint uns das, was der Verfaſſer über die Hebung des Frontdienſtes und der Taktik bei der Artillerie ſagt. Er äußert:

Auch im Frontdienſt muß die Artillerie vorwärts gebracht werden, damit ſie ſich etwas weniger um die Pferde bekümmert und mehr an das Biwakleben gewöhnt, dem ſie ſich auf alle Weiſe entzieht. Dieſer Mangel wird ſich, da ſie im Kriege mit den anderen Waffen gemeinſchaftlich handeln muß, ſtrafen. In dieſem Sinne wäre es auch gut, die Artillerieoffiziere mit denen des Generalſtabes auf gleiche Stufe zu ſtellen, von denen verlangt wird, daß ſie zeitweiſe Kompagnien und Bataillone (bei der Kavallerie desgl. Schwadronen) kommandiren, um ſpäter Regimenter erhalten zu können. Bei der Artillerie geſchieht das aber nicht, und ſo kommt es, daß Hunderte von Offizieren es nur bis zum Batteriekommandeur bringen (die Aelteſten derſelben ſind Oberſten, die anderen Oberſtlieutenants) und dann als Generalmajors (in Rußland ſchon Excellenz) verabſchiedet werden. Der Infanteriedienſt iſt leicht (?) praktiſch zu lernen, warum giebt man nicht ſolchen Artilleriekapitäns, die den Wunſch äußern, auf ein Jahr eine Kompagnie, ſpäter ein Bataillon zu kommandiren?

Bei guten Atteſten könnten ſolche Offiziere auch Regimenter erhalten und zu höheren Stellungen, in denen ſie gemiſchte Waffen zu kommandiren haben, aufſteigen. Geſchieht es doch, daß reitende Artilleriſten und ſogar ohne vorherige Schule, Kavallerieregimenter erhalten, warum macht man Aehnliches nicht auch bei der Fußartillerie, die an Kenntniſſen den Sappeuren, die doch auch eine techniſche Waffe ſind, kaum etwas nachſtehen.

Die Kommandeure der Sappeurbataillone erhalten oft Infanterieregimenter deshalb, weil ſie wiſſen, was eine Kompagnie, ein Bataillon iſt, allein das giebt ihnen den Vorzug vor der Artillerie . . . .*)

Je mehr Stabsoffiziere wir beſitzen, die im Stande ſind ſelbſtändige (gemiſchte) Detachements zu kommandiren, deſto mehr Talente zum Siegen werden wir haben. Vorläufig müſſen wir geſtehen, daß die Soldaten mehr zu rühmen ſind, als das Offizierkorps, dem ihre Ausbildung obliegt. Schließlich in der Wirklichkeit weiß unſer Soldat mehr als ſein Offizier (!). Napoleon verlangte nur Ruſſiſche Soldaten; mit ihnen wollte er bis Indien gelangen! Die Leiſtungen unſerer Truppen bei Gorny-Dubnjak (im Kriege 1877/78, es war dabei nur die Garde betheiligt) beſtätigen dieſes Urtheil.

---

*) Sehr einſeitig geurtheilt. Der Verfaſſer vergißt, daß die Sappeure außer ihren Spezialdienſtleiſtungen ganz wie die Infanterie ausgebildet und auch häufig verwendet werden. A. v. D.

Veraltete Gebräuche haben leider bei uns noch nicht ihre Bedeutung verloren. Ein Oberst der Garde (Bataillonskommandeur, während die Regimentskommandeure der Garde Generalmajors sind) erhält noch immer schlankweg ein Armeeregiment und ein Garderegiments-Kommandeur direkt eine Armeedivision (NB. dürfte nur sehr selten, wenn überhaupt, vorkommen; meistens erhalten sie zunächst eine Brigade. A. v. D.). Giebt es denn in der Masse unserer Armee (im Gegensatz zur Garde) nicht auch solche Persönlichkeiten, die ihren Leistungen und ihrem Wissen nach befähigt wären, derartige Sprünge zu machen? Steht die Armeeuniform so das Verdienst verdunkelnd da? Wir begreifen sehr wohl alle Auszeichnungen, wie sie solchen Heerführern, wie dem unvergeßlichen Suworow zutheil wurden, der erst nach sechsjährigem Dienst als Soldat aus dem allgemeinen Armeeschmutz an die Oberfläche gelangte. Aber er hat sich seine Ehren auch durch schwere Arbeit verdient. Auch er hatte keine Fürsprecher und Verbindungen.

Um übrigens noch ein Mal auf unsere Artillerie, der wir das beste Gedeihen wünschen und mit der wir uns nur dieserhalb so eingehend beschäftigt haben, zurückzukommen, müssen wir zugeben, daß sie es bei all ihren dienstlichen Mängeln und trotz vieler Dornen recht gut verstanden hat, sich eine hervorragende Stellung zu verschaffen. So sind die meisten Schüler der Generalstabs-Akademie Artilleristen, wenn wir nicht irren, beinahe zwei Fünftel aller Offiziere. Auch unter den Generalen giebt es viele Artilleristen und sogar in den höchsten Stellungen (Korpskommandeure). Wie sich diese Thatsache mit den wirklichen Verdiensten der Offiziere der anderen Waffengattungen zusammenreimt, wagen wir nicht zu entscheiden. Vielleicht hat Großmütterchen ein bischen mitgeholfen . . . .

Der Verfasser wendet sich nunmehr zu den verschiedenartigsten, rein militärischen Fragen, zunächst ebenfalls die Artillerie betreffend.

Wir wissen nicht, inwieweit er hierin kompetent ist, denn Artillerist von Fach ist er, seinen obigen Aeußerungen nach, offenbar nicht. Es ist übrigens darüber auch genug von anderer Seite bei uns und in Rußland geschrieben worden, und der Verfasser, so selbstbewußt er auch auftritt, dürfte nicht viel Neues und namentlich Besseres bringen. Hier nur einige uns bemerkenswerth erscheinende Aeußerungen: Man ist in Rußland neuerdings sehr gegen die früher bei Manövern und auch im Gefecht sehr übliche Verzettelung der Geschütze einer Batterie, schon deshalb, weil für kleinere Gruppen zu zwei, drei Geschützen das Einschießen schwierig, die Wirkung ungenügend ist. A. Rittich tritt dieser Ansicht entgegen und meint, wenn auch nur zwei Geschütze, z. B. bei einem kleinen gemischten Detachement vorhanden wären, so müßten auch sie vermögen, sich schnell einzuschießen. Ei, wenn im Kriege von einer Batterie von acht Geschützen nur noch zwei, drei übrig bleiben? Aber dazu sind gute Augengläser und Distanzmesser und gut fungirende, nicht schon im Rohre platzende Schrapnels nöthig. Darin liegt der Hauptfehler. Die Ar-

tillerie soll nicht nur knallen, sondern wirken. Verfasser ist auch dafür, gleich zu Anfang des Kampfes die Artillerie in möglichst großer Stärke vorzunehmen, und nur das Nöthigste in Reserve zu lassen. Er nimmt dabei auf das rauchfreie Pulver Bezug, dessen Anwendung eine längere Einleitung des Kampfes aus größerer Ferne bedingt. Hinsichtlich der Unterstützung der anderen Waffen durch die Artillerie, z. B. kurz vor dem Bajonettangriffe, oder bei der Verfolgung des geschlagenen Feindes, schreibt A. Rittich: „Wir zweifeln nicht an der Tapferkeit unserer Artillerie, haben aber große Besorgniß, daß sie nicht schnell genug sein wird. Im Frieden kann man ihre Beweglichkeit als langsam, kläglich bezeichnen, dabei sind die Pferde gut und wohl im Stande. Im Felde ist ein derartiges Tempo nicht denkbar und kann uns viele Menschen und Pferde kosten, und dahin wird es kommen, wenn wir bei den so kurzen Friedensübungen fortfahren, die Pferde so zu schonen .... Die jetzige Beweglichkeit unserer Artillerie entbehrt der früheren Schneidigkeit, welche allein der Infanterie Vertrauen auf ihre Mitwirkung einzuflößen vermag.

Die Artillerie muß mit Schanzzeug ebenso stark ausgerüstet und geübt werden wie die Infanterie, um die Maskirungsarbeiten ausführen zu können.

Nachdem bei uns die Mörserbatterien mit ihrer gewaltigen Wirkung gegen Verschanzungen eingeführt sind, wird der Vertheidiger voraussichtlich schnell aus seinen Stellungen vertrieben werden, und der Kampf wird schneller seinen entscheidenden Charakter annehmen.

Bestimmte Daten darüber haben wir nicht, doch läßt es sich voraussehen, daß bei Anwendung der Mörser das Gefecht auf noch weiteren Entfernungen beginnen wird. Umsomehr sind unseren Offizieren taktische Kenntnisse nöthig, die jetzt noch sehr mangelhaft sind.

Das letzte Wort in der Wissenschaft ist das rauchfreie Pulver, das, wie alles noch Unerprobte, namentlich in der Idee, furchtbar ist. Wir glauben vorläufig nicht, daß es große Veränderungen der Taktik herbeiführen wird. Wer das Schießen mit rauchfreiem Pulver gesehen hat, hat wenigstens ein Rauchwölkchen bemerkt, und aus vielen solchen Rauchwölkchen wird ein erfahrenes Auge immer erkennen können, »wo der Hund begraben ist«. Ueberdies sind in dieser Hinsicht die Chancen gleich, denn auch wir führen rauchfreies Pulver ein, es wird sich daher immer nur darum handeln, wessen Geschütze und Gewehre weiter und besser schießen, wer die meiste Munition hat, schneller laden kann u. s. w. Unsere Soldaten müssen gelehrt werden, im Nothfall mit ihrem jetzigen Gewehr (Verdan) das Magazingewehr zu überholen. (Leicht gesagt.)

Nach Meinung Kaiser Wilhelms II. sollen jetzt nach Einführung des rauchfreien und womöglich schallfreien Pulvers Kriege unmöglich sein! Eine Redensart, die offenbar auf uns gemünzt ist (damit wir nicht anfangen sollen). Als ob der Einfluß der Schußwaffen sich mit der Wirkung eines Reiteransturms oder der Bajonettarbeit messen könnte, die sehr wenigen Völkern

(darunter natürlich den Russen an erster Stelle) sympathisch ist. Wir fürchten uns vor den neuen Erfindungen nicht, das hat eine tausendjährige Geschichte gelehrt. Der Krieg wird erst dann aufhören, unmöglich sein, wenn anstatt des rauchfreien Pulvers die Saite der Kraft und Gerechtigkeit erklingt und jener unruhige Geisteszustand schweigt oder schwindet, der schon allein in seinem Keim alle friedlichen Nachbarn beunruhigte . . . .*)"

Wir gehen jetzt zu den Sappeuren und ihrer Thätigkeit über. Unstreitig sind die Genietruppen innerhalb der Armee das entwickeltste und kenntnißreichste Kontingent. Sie haben die besten Leute mit Schulbildung, Handwerker, Techniker von allen Arten. Und doch gehören die Sappeure nicht recht zur Armee; sie kennen das Leben der Armee und ihre Bedürfnisse nicht. Die Armee kennt die Sappeure nicht und hält sie für etwas ganz für sich allein Dastehendes. Dabei stehen sie aber doch nach der Art ihrer Ausbildung und Thätigkeit der Infanterie eigentlich viel näher als die Artillerie. Der Grund dieser Entfremdung liegt darin, daß die Sappeure ihre so verschiedenartigen Arbeiten räumlich und zeitlich ganz gesondert auf ihren Uebungsplätzen, im Winter in den Quartieren, ausführen, und daß, wenn auch die sonstige Ausbildung mit der Waffe der der Infanterie entspricht und nicht minder gut ist, die Technik bei den Sappeuren u. s. w. doch immer in erster Linie steht. Dazu sind sie ja auch im Grunde da, aber jedes erfahrene Auge bemerkt sofort, daß sie als Soldaten nicht so viel werth sind wie unsere gering geachtete Infanterie. Man sollte, da sich die Sappeure, Pontonniere u. s. w. so viel mit der Technik beschäftigen, meinen, daß sie gewandter und fixer als die Infanteristen sein müßten. Das ist aber nicht der Fall. Infolge ihrer natürlichen Anlagen, ihrer Lebensweise, ihrer geistigen Anspannung, der Einseitigkeit ihrer Beschäftigungen in meist gebückter Stellung unter Beengung der Brust u. s. w. gleichen die Sappeure in ihrem Gange, ihrer Konstitution, ihrer Gesichtsfarbe, ihrem Blick den Infanteristen nicht, nicht einmal den Artilleristen, sondern bilden eine Spezies ganz für sich. Die Sappeure müßten daher in körperlicher wie militärischer Hinsicht dieselben Anspannungen und Märsche haben, wie die übrigen Truppen während der Lagerübungen und Manöver. Sie würden ihnen dann weniger fremd gegenüberstehen, und die Märsche u. s. w. wären für die Sappeure eine Art Erholung, also kein Zeitverlust.

Viele von den Sappeuren im Sommer ausgeführte Arbeiten sind übrigens für den Krieg von ziemlich zweifelhaftem Werth. Sie machen prachtvolle Backöfen, Holz- und Erdhütten, Schuppen u. s. w. Braucht man aber diese Vorrichtungen, so kann man sie suchen, wie es im letzten Kriege auf dem Schipkapaß und bei Plewna der Fall war. Man konnte glauben, es wären

*) Man darf sich wohl fragen, wie sich diese sehr durchsichtige Anspielung mit der kurz vorher angeführten Aeußerung Kaiser Wilhelms II., die doch wahrlich nicht auf Kriegsluft schließen läßt, zusammenreimt. Wer rasselt mehr mit dem Säbel und dem Bajonett? Die Russen oder wir? A. v. D.

überhaupt keine Sappeure vorhanden, und die Truppen mußten sich so gut oder schlecht es ging, mit eigenen Mitteln helfen. Natürlich kamen dabei vielerlei Unglücksfälle vor, die von den Soldaten erbauten Hütten stürzten ein u. s. w. Und was für herrliche Brücken die Sappeure zu bauen verstehen und noch dazu aus gleichsam vorgefundenem Material! Leider sieht man im Kriege derartige Brücken nur im Traum, und was da ist, macht die Infanterie selbst ohne Sappeure.

Großen Nutzen haben die Infanterie und Kavallerie freilich dadurch, daß im Sommer zu den Sappeurbataillonen Soldaten von den Regimentern zur Ausbildung im Sappeurdienst kommandirt werden und in kurzer Zeit ungemein viel lernen.

Wo aber stecken die Sappeure eigentlich, wenn die Armee sich bewegt? Sie sind meistens so weit zurück, daß sie erst herankommen, wenn schon Alles vorbei ist. Es ist, als ob sie nur auf dem Papiere ständen, und doch könnten sie nicht nur bei der Vertheidigung den Truppen sehr große Dienste leisten, welche die Regimentssappeure, so gut sie auch ausgebildet sein mögen, zu leisten nicht im Stande sind.

Während des letzten Krieges waren die Sappeure eigentlich nur an der Donau (bei den Brücken) und bei Rustschuk in Thätigkeit. Gab es nicht auch bei Plewna und auf dem Schipkapaß genug für sie zu thun?

Es wäre überhaupt Zeit, mit unseren verschiedenen Truppengattungen dasselbe zu thun wie mit der Kavallerie, bei der es nur noch Dragoner giebt. Die Truppen der Armee müssen alle denselben Geist, dasselbe Gefüge, wenn auch verschiedene Bestimmungen haben. Die vorhandene, sozusagen Sonderstellung der verschiedenen Waffengattungen entspricht nicht der Russischen Auffassung und ist von außen her zu uns gekommen.

Es mag das früher am Platze gewesen sein, jetzt aber muß unter allen Waffengattungen Gemeinsamkeit und gegenseitige Unterstützung herrschen, die „junkerliche“ Exklusivität muß in dem Gedanken an das Vaterland und an die Kameradschaft verschwinden. *)

Schuld in dieser Hinsicht tragen die Verfügungen, die aus den früheren (den übrigen Truppen mehr genäherten) Sappeuren die jetzigen geschaffen haben.

Noch ein Wort über unsere neuesten Festungen und die Thätigkeit unserer Kriegsingenieure **) an denselben: Wir bezweifeln die Kompetenz und die Kunst dieser Herren nicht, es giebt aber auch noch andere Sachkenner, außerdem muß man an die Truppen denken, die diese Bollwerke zu vertheidigen

---

*) Die Sappeuroffiziere nehmen eine mindestens so exklusive Stellung ein wie die Artilleristen. A. v. D.

**) Die eigentlichen Militäringenieure müssen außer der Ingenieurschule die Ingenieurakademie durchgemacht haben. A. v. D.

haben, und ihre Stimme verdient die hauptsächlichste Beachtung. Es ist leichter zu bauen, als sein Blut — und möglicherweise vergeblich — hinter diesen Festungswerken zu vergießen. Offen gestanden, kann das häufiger vorkommen als unsere Kriegsbaumeister denken. Man verlangt heute nicht nur, daß die Befestigungen strategisch dem Operationsplan und taktisch dem Gelände angepaßt sind, sondern etwas noch Wichtigeres.

Die Festung soll der Kraft aller neuesten Erfindungen gewachsen sein und sich derselben im weitesten Sinne selbst bedienen. Und in dieser Hinsicht — o weh! — sind wir noch weit zurück. . . . Jetzt, wo das Bombardement schon von 7 Werst ab, das Gewehrfeuer von 4 Werst ab wirksam ist, halten die Festungsmauern und Wälle nicht Stand. Diese Auswürfe, diese über den Horizont hervorragenden Erdmassen sind von weit her sichtbar, und der Feind freut sich darüber, daß er ein solches Ziel hat.

Wir brauchen ganz im Gegentheil tief in der Erde liegende, dem Blick entzogene Werke von starkem Profil mit langen Glacis, die in das umliegende Gelände unmerklich übergehen, so daß wir Alles sehen können, was vor uns liegt, ohne daß der Feind uns sieht. Hinter den langen Glacis (1000 Schritt und mehr) können alle möglichen Steinkonstruktionen gesichert stehen, und auf den mit ihren Creten in das Glacis übergehenden Brustwehren können Geschütze des größten Kalibers aufgestellt werden. Auf Details, die von den Umständen abhängen, wollen wir uns nicht einlassen, bemerken aber, daß die Vertheidigungstechnik der Technik des Angriffs nicht nachstehen darf. Eine derartige Vertheidigung, wie die Sewastopols, wo Alles lediglich durch die Truppen selbst geschah, kann nur einmal vorkommen, und die Art, wie wir Kars (mit Sturm) eroberten, dürfte sich auch kaum wiederholen. Wasseranlagen zur Füllung der Gräben und zur Ausführung von Ueberschwemmungen sind ein sehr gutes Mittel zur Vertheidigung. Wie wenig aber werden sie angewendet. Eisenbahnstränge rings um die Werke mit Radien, alle elektrischen Vorrichtungen, Telephone, Telegraphen, mechanisch bewegliche Geschütze mit beständigem Ziel, die neuesten Betonkonstruktionen und Panzerungen, gute Fernrohre, die Kunst des Mineurs für den Krieg unter der Erde, Taubenpost, Luftballons, Lichtsignale, Heliographen.*) Gebt uns Alles das, was der Angreifer besitzt, erst dann ist der Krieg mit uns undenkbar, gebt Ihr es nicht, — so werden wir uns schlagen und schließlich besiegt werden, wenn auch ohne Schande! . . . .

Man lobt Wladiwostok hinsichtlich seiner Anlage und seines Profils; es heißt, daß die Festung auf Kanonenschußweite unbemerkbar ist. Gebe Gott, daß es mit der Zeit unser zweites Sewastopol wird; wird es aber bei der

*) Unserer Kenntniß nach ist bei den neuen Russischen Festungsanlagen auch in dieser Hinsicht sehr viel vorbereitet. A. v. D.

weiten Entfernung möglich sein, Alles, was zur Vertheidigung nöthig ist, dorthin zu bringen? Das war das ganze Unglück 1855 (Sewastopol) . . . .

Befestigungen wie wir sie im Auge haben, werden stärker sein als die Brialmontschen Thürme, und auch auf die Billigkeit muß man Rücksicht nehmen, zumal bei unserer langen Grenze.

Jedenfalls haben die Sappeure bei Herstellung unserer Festungen nicht mitgewirkt, zum Kampf werden sie ebenfalls nicht zugelassen, und in der entscheidenden Minute in einer Nacht große Befestigungssysteme auszuführen, kann man ihnen nicht zumuthen. Und doch werden nächtliche Kämpfe in Zukunft häufiger stattfinden. Nach dem nächtlichen Sturme von Kars sind wir so sehr dazu geneigt, daß selbst die Deutschen darüber erstaunt sind. Auch bei diesen Gelegenheiten empfinden die Truppen die Abwesenheit der Sappeure, nicht, sie führen Alles mit eigenen Mitteln aus, und es geht ganz gut. Bei der Vertheidigung von Festungen aber sind Sappeure als Techniker durchaus nöthig.

Für größere Festungen genügen zwei Bataillone und weniger, für kleinere zwei Kompagnien.*) Alles andere Nothwendige liegt den Truppensappeuren ob. Es bleiben dann noch genug Sappeure für die Feldtruppen übrig, und sie brauchen dieselben durchaus, schon im Brigadeverbande. Es muß das aber schon bei den Friedensmanövern geübt werden.

Aber auch bei der Belagerung von Festungen kann man die Sappeure nicht gut entbehren, wenn sich auch angesichts der jetzigen Wirksamkeit der Artillerie die Angriffsarbeiten anders gestalten mögen und es zur Krönung des Glacis kaum mehr kommen wird. Man verliert damit nur Zeit, und es kostet große Opfer. In Asien und bei ausnahmsweisen Gelegenheiten sind Laufgräben, Brech- und Kontrebatterien vielleicht noch am Platze, bei den neueren Festungen aber bleibt nichts übrig, als die Belagerung oder die Blockade so zu beendigen wie bei Kars.

Alles in Allem sind wir der Meinung, daß wir auch heute noch eine so ausgezeichnete technische Truppe wie die Sappeure schon als Lehrer brauchen, aber sie müssen ihrer Maulwurfsstellung entzogen werden und mit den übrigen Waffen, die sie jetzt fast gar nicht kennen, mehr Gemeinschaft haben.

Auf die Luftballons kommend, ist Verfasser mit der jetzigen Richtung der Angelegenheit nicht zufrieden, weil bei der Konstruktion der freien Ballons die Gesetze der Natur nicht genügend berücksichtigt werden. Die jetzige birnenförmige Gestalt der Ballons ist nur für die Zwecke der gefesselten Ballons geeignet. Als Basis für die Herstellung der freien Ballons muß die Gestalt des Vogels mit Flügeln und mit dem Schwanz als Steuer dienen. Die zur Bewegung nöthige Kraft ist bereits da und sieht ihrer Vervollkommnung entgegen. Es fragt sich, ob unsere Kaiserliche technische Gesellschaft,

*) Derartige besondere Festungssappeure existiren in Rußland bereits. A. v. D.

die sonst so viel wirkt, auch in dieser Hinsicht den Wetteifer der Erfinder befördert? . . . .*)

Ueberhaupt, fährt Verfasser in seiner Philippika fort, ist es wünschenswerth, daß bei uns mehr Aufmerksamkeit auf die Erfindungen, allerlei Kenntnisse und im Allgemeinen auf das Talent gerichtet wird. Es gehören ganz besonders günstige Umstände oder mächtige Verbindungen dazu, um bei uns an das Licht zu kommen. Sonst geht Alles unter einem Hut, und es wächst Gras darüber. Neid, Mißgunst, Uebelwollen, Gleichgültigkeit thun bei dem Prüfungskomitees das Ihrige. Der Erfinder wird gewissermaßen lebendig begraben . . . .

Anknüpfend an seine Aeußerungen über das Genieweſen und die Sappeure, kommt der Verfasser nunmehr auf den Angriff und die Vertheidigung moderner, das heißt mit einem Gürtel von Forts umgebener Festungen zu sprechen. Ein gutes Beispiel bietet Paris 1870, obwohl hierbei ganz besondere politische und andere Umstände mit in Betracht kamen, die den Krieg den Deutschen erleichterten.

Schon anders wird es sein, wenn ein derartiger Angriff den Beginn eines Krieges bildet, und wenn die Festung nicht eine Landeshauptstadt, sondern ein anderes Zentrum (es ist augenscheinlich Warschau gemeint) mit etwa ½ Million Einwohner umschließt. Man kann in diesem Falle darauf rechnen, daß die Feldtruppen, nicht etwa eine Armee à la Gambetta, noch unversehrt sind und, wenn nicht gleich zur Stelle, so doch bald herankommen werden. Dann gestaltet sich die Rolle des Belagerers sehr schwierig, um so mehr, da eine Festung von 30 und mehr Werst Umfang schon an sich eine starke Garnison enthält.

Es kommt aber darauf an, daß Lebensmittel genug vorhanden sind und die Bevölkerung in Ruhe gehalten wird.

Nehmen wir an, es fehlt an nichts, und die Festung wird von einer großen Armee belagert. Der Gegner wird sich zunächst unseren Außenforts nicht mehr als bis auf 7 Werst nähern können und wird dabei in Gefahr stehen, von einer anderen feindlichen Armee in den Rücken gefaßt zu werden, also nach zwei Fronten kämpfen zu müssen. Die Vorbereitungen dazu bedürfen nicht wenig Zeit und Streitkräfte. Der Belagerer wird seine Truppen auf 40 und mehr Werst auseinander ziehen müssen, das giebt bei einer Armee von 500 000 Mann auf jede Werst etwa 10 000 Mann, also eine Brigade. Das ist ein dünner Ring, und es bedarf vieler Arbeiten (Eisenbahnen ꝛc.), um ihn widerstandsfähiger zu machen. Dann wendet er sich zur Auswahl der Angriffsfront, möglicherweise auch zweier, und operirt mit allen Mitteln gegen die betreffenden Forts. Der Vertheidiger antwortet, ist aber im Nach-

*) Man arbeitet in dieser Hinsicht in Rußland sehr eifrig und hat sowohl Feld- als Festungs-Ballonabtheilungen. A. v. D.

theil, da der Angreifer konzentrisch wirkt, und in zehn Tagen kann die von 4 Werst Entfernung begonnene Zerstörung der zwei bis drei Forts beendigt sein; der Angreifer geht 2 Werst vorwärts, um die zweite Vertheidigungslinie zu bearbeiten.

Hier können Ausfälle hindernd in den Weg treten, wozu unter Umständen 150 000 Bajonette, also vier Korps, dem Vertheidiger zur Verfügung stehen und die Artillerie der Forts mitwirkt. Das giebt eine völlige Feldschlacht, die schon dann als von uns gewonnen zu betrachten ist, wenn der Angreifer genöthigt wird, zu seiner Verstärkung einen Theil des Umzingelungsringes von Truppen zu entblößen und dadurch die Blockade theilweise aufzuheben.

Nehmen wir an, der Angreifer hat die Forts genommen und sogar ein gewisses Uebergewicht über die zweite Vertheidigungslinie erhalten. Warum in diesem Falle nicht die Forts durch vorbereitete Minenanlagen sprengen, so daß nichts als ein ungeheurer Krater übrig bleibt? Weshalb könnten wir nicht auch im äußersten Fall die ganze von dem Angreifer besetzte Gegend unter Wasser setzen, vorausgesetzt, daß welches da ist (sic!).

Alles in Allem sind wir der Meinung, daß der Angreifer einschl. Aufmarsch, Heranführung von Belagerungsmaterial u. s. w., ehe er die Forts in seiner Gewalt hat, mindestens 22 Tage, wo nicht einen ganzen Monat, braucht.

Inzwischen kann sich Vieles verändert, d. h. zu Ungunsten des Belagerers gestaltet haben.

Wir glauben, daß in jetziger Zeit weder in Frankreich noch bei uns eine 22 Tage dauernde Blockade denkbar ist, weil inzwischen die Mobilisirung längst beendigt sein wird und überlegene Streitkräfte zum Entsatz der Festung unterwegs sind. Es müßte sich denn gerade die ganze feindliche Hauptarmee vor der Festung befinden, was nicht wahrscheinlich ist. Eine kleinere Armee, nehmen wir an von etwa 300 000 Mann, steht nur da, aber belagert nicht, und sie thut besser, wenn sie macht, daß sie fortkommt. Sind es aber wirklich die Hauptkräfte, ohne daß sie den Gegner vorher im Felde geschlagen haben, so werden sie selbst, wenn von zwei Seiten, d. h. von der Festungsbesatzung und von dem äußeren Feinde, angegriffen, geschlagen werden und müssen nach Monatsfrist mit ungeheuren moralischen und materiellen Nackenschlägen die Belagerung aufheben. Es bestätigt sich das durch Ziffern: im Innern der Festung (des befestigten Lagers) stehen 200 000 Mann,*) von außen kommen 500 000 Mann zur Hülfe. Der Feind hat eine halbe Million zwischen zwei Feuern. Solche Zahlen kann Frankreich jetzt leicht aufstellen, von Rußland gar nicht zu reden, wenn das ganze Volk zu den Waffen greift!

*) Der Herr Verfasser nimmt es mit den Zahlen nicht zu genau. Weiter oben nahm er als Festungsbesatzung nur 150 000 Mann an, jetzt sind es schon 200 000 Mann. Warum so bescheiden? A. v. D.

„Wir wollten mit dieser Uebersicht nur erweisen, daß der Teufel nicht so schwarz ist, als er gemalt wird!!"

Betrachten wir nun unseren Generalstab. Die letzten Reformen und Anforderungen haben den Generalstab auf praktischen Boden gestellt und aus ihm im Frontdienst sehr erfahrene, bis zur Pedanterie disziplinirte Offiziere, plus roi que le roi lui-même, hervorgehen lassen. Um aber dieses Ziel zu erreichen, haben diese Offiziere so viele Martern (wörtlich Prellereien oder Spitzfindigkeiten) durchmachen müssen, daß schließlich aller Saft der Jugend, aller Schneid verschwunden ist. Es bleibt allein die Achtsamkeit auf den Befehl des Vorgesetzten. Der ganze Offizier ist nur noch ein einziges Ohr, und dieses Organ kommt hauptsächlich zur Geltung. Obwohl jetzt in der Generalstabsakademie eher mehr denn weniger als früher gelernt wird, ist das Gute, was früher da war, verloren gegangen. Was sehen wir an den früheren Generalstabsoffizieren bis zu den sechziger Jahren? Weniger Kenntniß des praktischen Dienstes, obwohl dieselbe auch früher genügte. Dafür haben sich viele der damaligen Generalstabsoffiziere ein rühmliches Andenken als Förderer nicht nur der militärischen, sondern auch der allgemein wissenschaftlichen Vaterlandskunde gemacht und namentlich in der Kriegsgeschichte — Kaukasus, Türkei, Centralasien u. s. w. — viel geleistet. Die betreffenden Arbeiten sind sehr reich an Zahl und Inhalt, und obwohl einigermaßen veraltet, werden sie noch benutzt. Derartiger Leistungen kann sich der heutige Generalstab nicht rühmen,*) dafür hat er eine Masse von Broschüren, Sammlungen von taktischen Aufgaben, Handbüchern, Anleitungen und viele für den Dienst nützliche Angaben herausgegeben, die nur so strömen und mit ähnlichen, von Frontoffizieren ausgehenden Arbeiten wetteifern. Und es ist ganz in der Ordnung, daß die Frontoffiziere sich an der Konkurrenz betheiligen, da es ihre direkte Aufgabe ist, den Frontdienst und seine Aufgaben zu kennen, und Viele von ihnen sowohl in der Schule als in der Praxis Tüchtiges gelernt haben. Sie wissen Bescheid im Reglement, in der Taktik, Artillerie, Befestigungskunst, Topographie, lauter Gegenständen, die in dem ersten Coetus der Akademie wiederholt werden, um auf diese Weise das Neueste aus dem Bereich der betreffenden Wissenschaften den künftigen Generalstabsoffizieren zugänglich zu machen. Ebenso eifrig verfolgt man die Fortschritte der Wissenschaften aber auch bei den Regimentern und Truppentheilen selbst, und die Resultate sind den Offizieren, wenn auch nicht genau, so doch hinlänglich bekannt, namentlich denjenigen, welche aus den Kriegsschulen (zum Unterschiede von den niedriger stehenden Junkerschulen) hervorgegangen sind. Eine Verschiedenheit findet dabei jedoch insofern statt, als die Spezialschulen (für Artillerie und Genie)

*) Auch heute noch sind die kriegsgeschichtlichen Arbeiten der Russischen Generalstabsoffiziere sehr zahlreich und bedeutend. Wir erinnern nur an Kuropatkin, Masslowski, Orlow, Kolubakin, Skugarewski, Lewitzki ꝛc. A. v. D.

hierin gründlicher zu Werke gehen und beſſere Lehrer haben als die Kriegsſchulen (für Infanterie und Kavallerie). Auf dieſe Weiſe müſſen die Offiziere ſchon beim Eintritt in die Akademie faſt daſſelbe wiſſen, was ſpäter im erſten Coetus, wenn auch mit Abänderungen und Ergänzungen, nochmals vorgetragen wird. So geht der erſte Coetus der Akademie zwar nicht ganz verloren, aber er könnte jedenfalls beſſer ausgenutzt werden. Man beriecht ſich in dieſem Jahre gewiſſermaßen nur gegenſeitig, gewinnt weitere Anſchauungen in ſozialer Hinſicht, verlernt die Scheu vor älteren gebildeten Leuten u. ſ. w. Es wäre aber viel zweckmäßiger, während dieſes Jahres allgemein wiſſenſchaftliche Gegenſtände vorzutragen, von denen die Offiziere in der Regel wenig Kenntniß haben, die aber für den Generalſtabsoffizier, der berufen iſt an der Spitze der Intelligenz zu ſtehen, nothwendig ſind. So z. B. Kameralia, wofür früher auf den Univerſitäten Lehrſtühle vorhanden waren. Früher leiſtete man auf der Akademie viel in Sprachen, was für den Generalſtabsdienſt ebenfalls ſehr wichtig war. Heute haben Viele nur theoretiſche Sprachkenntniſſe und können nicht ſprechen. Da machen es die Ausländer ganz anders, ſie kommen zu Sprachſtudien in unſer Land und halten ſich dort lange Zeit auf. Vielleicht iſt auch noch ein anderer geheimer Zweck dabei! Und Hand aufs Herz, genügt das auf der Akademie Gelernte, um den Beſucher derſelben dem Frontoffizier in den militäriſchen Kenntniſſen überlegen zu machen?

Wir glauben, nein, und es ſind uns zu unſerem Erſtaunen ſogar Fälle bekannt, daß Generalſtabsoffiziere ſchlecht Ruſſiſch verſtehen, daß ſie eine abſcheuliche Handſchrift haben und von Ethnographie, Volkswirthſchaft, Staatsrecht, internationalem Recht, der Bedeutung des Slaventhums, der neueſten politiſchen Geſchichte und Literatur faſt gar nichts wiſſen. Früher ſtand es in dieſer Hinſicht beſſer, davon legen die vielen von Generalſtabsoffizieren geſchriebenen Bücher Zeugniß ab.

Die jetzt herrſchende Meinung, daß die Generalſtabsoffiziere mehr nach der dienſtlichen Seite leiſten müſſen, und zwar im Intereſſe der Disziplin, worauf man namentlich Ende der ſechziger Jahre hinarbeitete, mag etwas für ſich haben, beſonders für die Fälle, wenn der Untergebene klüger iſt als ſein Vorgeſetzter. Dieſe für den Dienſt nützliche Richtung ſollte aber nicht der wiſſenſchaftlichen Seite, wie ſie bei der gebildeten Geſellſchaft und im Auslande kultivirt wird, hindernd in den Weg treten. Mit daran ſchuld ſind zum Theil die nicht ganz richtig geſtellten Aufnahmebedingungen; das Examen ſollte dabei nicht allein maßgebend ſein, ſondern es müßte unbedingt verlangt werden, daß die Kandidaten vorher die Kurſe in den höchſten Lehranſtalten: Akademien, Univerſitäten u. ſ. w. durchgemacht haben. Die Geodäten, die Hörer der Ingenieur- und der Artillerieakademie, die Wegebau-, die Bergbau-Ingenieure ſind in dieſer Hinſicht beſſer geſtellt, weil ſie gründlichere mathematiſche und

naturwissenschaftliche Kenntnisse mitbringen und häufig auch eine der modernen Sprachen beherrschen.

Wir haben Gelegenheit gehabt, Frontoffiziere (als Kandidaten für die Generalstabsakademie) zu examiniren, die ihrem Aeußeren, ihrer Sauberkeit, ihrer Bildung, ihren Manieren, sogar ihren Jahren nach den an auserlesene Offiziere zu stellenden Anforderungen durchaus nicht entsprachen. Von Sprachkenntnissen war keine Rede, sie lasen französisch mit einem schrecklichen Accent und hatten beim Uebersetzen große Schwierigkeiten. In den militärischen Kenntnissen wußten sie aber gut Bescheid, und sie wurden daher in die Akademie aufgenommen; wie sie sich später bewährt haben, weiß ich nicht. Auch jetzt kommt das vor, und was passirt? Der betreffende Offizier bleibt im Dunkeln, und es wäre für ihn viel besser gewesen, er hätte die Front, wo er eine erste Rolle spielte, nicht verlassen, anstatt zum Generalstab zu gehen, in welchem man eben nur halbwegs mit ihm zufrieden ist, und er nicht weiter kommt. Andere Begabtere und Geeignetere wissen sich schon allein in den Vordergrund zu stellen, und man kann bei ihnen bei den Anforderungen Erleichterungen ruhig eintreten lassen. Die gute Erziehung thut hierbei sehr viel und giebt auch den richtigen militärischen Takt den Vorgesetzten gegenüber; sie verleiht Stellung in der gebildeten Gesellschaft u. s. w. Wie entstand nun die jetzige Richtung?

Nach dem Krimkriege änderte sich Vieles, und die Nothwendigkeit, mehr zu wissen, als wir im letzten Kriege wußten, machte sich in den die Akademie besuchenden Offizierkreisen geltend. Bald darauf wurden die (früher für die Divisionen und Armeekorps) nicht vorhandenen Stellungen der Chefs der Stäbe und ältesten Adjutanten geschaffen und mit jungen Generalstabsoffizieren besetzt, welche andere, modernere Anschauungen hatten als die alten Generale aus den dreißiger und vierziger Jahren. Dieser Antagonismus in den Begriffen über die Armee, über ihre Ausbildung, Behandlung, über den Krieg u. s. w. sagte den Vorgesetzten der alten Schule, die nur auf den Exerzirplätzen parademäßig manövrirten und Schlachten schlugen und ihre Hoffnungen weniger auf Kenntnisse, als auf die Tapferkeit des Soldaten setzten, nicht zu. Die Generalstabsoffiziere galten bei ihnen als undisziplinirte, unruhige Leute, und so wurde denn schließlich dem Generalstab die (anspruchslosere) Stellung gegeben, wie wir sie jetzt kennen. Nichtsdestoweniger wuchs die Neigung, die höchste militärische Bildung zu erlangen, fortwährend, namentlich nach Einführung der besondere Bildungsvorrechte gewährenden allgemeinen Wehrpflicht. Dieser Umstand führte zur Ausfüllung der Etats der Offiziere. Damals trat die Regel ein, nur die mit den Certifikaten Nr. 1 die Generalstabsakademie verlassenden Offiziere zum Generalstab zu nehmen; alle übrigen Offiziere, die nur mit dem Certifikat Nr. 2 abgeschnitten haben, gehen wieder zur Truppe zurück. Auf diese Weise ist die Generalstabsakademie zu einer wirklichen Pflanzstätte der Bildung auch unter den Truppenoffizieren geworden. Sie

hat ihren ausschließlichen Charakter (als Generalstabsschule) verloren und ist zu einer Militärakademie geworden, was sie in Wirklichkeit früher nie war. Noch zweckmäßiger aber würde es sein, wenn die Thüren noch weiter geöffnet würden, und wenn man von einem Examen ganz Abstand nähme. Nur die Dienstzeit, die Kenntniß des Dienstes und das Abgangszeugniß aus der Schule müßten berücksichtigt werden.

Erst bei der Entlassung aus der Akademie müßte entschieden werden, wer zum Generalstab kommen soll. Auch für die zu Truppenkommandeuren Bestimmten müßte das beste Empfehlungsmittel — die Bildung sein.

Der Verfasser berührt nun auch das Thema der Militärärzte noch ein Mal ausführlicher, um so mehr, da er infolge seiner dienstlichen Stellung diese Verhältnisse genauer kennt. Er ist mit dem ärztlichen Personal nicht zufrieden, da die aus der Militärärztlichen Akademie — etwas Aehnliches wie unsere Pepinière — hervorgehenden Aerzte den Soldaten nicht kennen und ihn nicht richtig zu behandeln wissen. Er kommt dabei wiederum auf die vielen jüdischen Militärärzte zurück, die kein Herz für den Soldaten haben und keine Achtung bei ihm genießen. Auch mit den Offizieren stehen sie sich schlecht und verstehen es nicht, die militärische Uniform, die sie tragen, zur Geltung zu bringen. Das Urtheil des Verfassers geht somit dahin, und wir stimmen ihm gerne bei, daß nur Christen Militärärzte werden dürfen, und daß die Militärärzte, ehe sie ihre Charge (die jüngsten haben bereits Kapitänsrang) erhalten, vorher eine gewisse Zeit (ein Jahr) mit der Waffe gedient haben müssen, ebenso wie alle anderen Wehrpflichtigen von höchster Bildung.

Der Autor schließt mit einem Endresumé, das wir seiner Originalität halber der Beachtung der Leser besonders empfehlen und in größerer Ausführlichkeit wiedergeben. Er schreibt: Auf Grund alles bisher Gesagten wollen wir nunmehr versuchen, in die Zukunft einzudringen und vorherzusagen, wie unsere Helden, wenn sie alle die im letzten Jahrzehnt ins Leben gerufenen Vervollkommnungen der modernen Kriegskunst besitzen, auftreten werden.

Ebenso wie früher, so auch jetzt, wo wir einen so ungeheueren Schritt vorwärts gethan und den vielgepriesenen Westen eingeholt haben, schöpften wir und schöpfen wir noch unsere Kräfte aus den Wildnissen (wörtlich Hainen), die der zivilisirten Welt wenig bekannt sind und in die sie, ähnlich wie in Afrika, nur eindringt, um sich an fremdem Gut zu bereichern. Man sieht uns immer noch als eine Art von Hunnen an und fürchtet sich dieserhalb vor uns. Was aber wird erst werden, wenn nach all den Ausbrüchen der früher bei uns herrschenden Unordnung, unserer Kopflosigkeit und Bewußtlosigkeit volle Ordnung und Disziplin bei der Nation einkehrt, wie es unsere Regierung fortgesetzt anstrebt! „Doch beruhigt Euch, Ihr Leute des Westens, gerade diese Ordnung macht Alles glatt, und dem Schwächeren wird kein Leid ge-

ſchehen." Wenn wir aber gegen alle Erwartung doch zu den Waffen greifen müßten, ſo ſtehen wie ein Mann 150 Millionen getreue Unterthanen auf, und Jeder giebt das Beſte, was er hat. Viele werden fallen, aber der Zweck wird erreicht, ſo war es immer und ſo wird es immer bleiben! . . . .

Der Verfaſſer ergeht ſich nunmehr nochmals in einem Hymnus auf die Größe und Macht der Ruſſiſchen Nation. Er preiſt mit glühenden Farben die Ausdauer, Genügſamkeit, Einfachheit und konſervative Geſinnung der unverdorbenen, arbeitſamen Bevölkerung, die aus geographiſchen, ethnographiſchen und klimatiſchen Bedingungen, auch mit durch das nomadiſirende Leben des Volks hervorgegangen iſt, ſodann durch die im Gegenſatz zu der grauſamen Behandlung der Soldaten bei den Nachbararmeen mit Güte und väterlicher Milde gehandhabte militäriſche Ausbildung zur Vollendung gebracht wird und aus dem Ruſſen einen Krieger macht, wie er in der ganzen übrigen Welt nicht wieder anzutreffen iſt. So wie der Ruſſe vermag Niemand zu ſterben, er ſieht in dem Tode nur ein beſſeres Leben. Dieſe ſpäter durch das Chriſtenthum gefeſtigte Ueberzeugung hat ihre tiefen Wurzeln in der Urheimath, wo die Lehren und Verheißungen Buddhas im Slaventhum eine Furchtloſigkeit vor dem Sterben, eine unbewußte Hingabe an die Ewigkeit groß zogen. Daher dieſe teufelmäßigen Angriffe und Vertheidigungen, dieſe fanatiſche Luſt an Bajonettattacken, daher das Heldenthum bei Leuten, von denen man es am allerwenigſten erwartet ꝛc. ꝛc.

Eins fehlt uns: Die Handwerker und das Handwerk, zumal bei den Truppen. Die Regierung thut, was ſie kann, aber die Sache geht nur langſam vorwärts. Dabei brauchen das Volk und die Armee nicht ſo ſehr Schulbildung als das Handwerk oder beſſer geſagt das gelernte Handwerk.

Die Truppe muß auch in dieſer Hinſicht vollſtändig ſelbſtändig auftreten können, aber man kann dem Soldaten in der jetzigen kurzen Dienſtzeit nicht Alles beibringen. In vielen Dörfern fehlt es jetzt gänzlich an Schmieden und Uhrmachern.

Haben wir im Kriege keine Uhrmacher bei der Truppe, ſo ſind wir trotz aller vorhandenen Uhren genöthigt, uns, wie bei den Wilden, nur nach der Sonne zu richten. Und warum haben wir bei den Regimentern ſo viele ausländiſche Kapellmeiſter? Reichen unſere Konſervatorien nicht aus, um unſere 300 bis 400 Muſikkorps mit guten Kräften zu beſetzen; müſſen wir uns immer nach Leipzig wenden?*)

Alſo Handwerkerſchulen überall, nicht nur in den großen Städten. Das würde jährlich nur 1½ Millionen koſten, die Armee würde dadurch vielen Nutzen haben, die Bevölkerung würde ſeßhafter und wohlhabender werden. Die natürlichen Anlagen ſind vollauf da. Wie könnte ſonſt innerhalb 16 Wochen

*) In den jetzt bei vielen Regimentern beſtehenden Soldaten-Kinderſchulen wird ſehr eifrig Muſik getrieben, um die Regimentskapellen zu rekrutiren. A. v. D.

aus einem ungehobelten, schmutzigen Bauerjungen ein brauchbarer, schneidiger, adretter, pflicht- und standesbewußter Soldat werden? . . . .

Die Ausbildung und Schlagfähigkeit ist jetzt bei uns eine so gute, daß man dreist drei unserer Kompagnien vier fremdländischen gegenüberstellen*) kann. Es genügt also bei uns auch, wenn man eine Kompagnie pro Bataillon in Reserve behält, und das kann in allen Fällen geschehen, wo Bataillone zu 4 Kompagnien zur Verwendung kommen. Alles, was auf diese Weise in Reserve bleibt, kann vorläufig außerhalb des Feuers gehalten und aufgespart werden. Auch eine unserer Divisionen zu nur 48 Kompagnien (die außerdem die übrigen 16 Kompagnien in Reserve hat) wird stets im Stande sein den Feind zu schlagen. Die dadurch gewonnene Reserve würde nicht das sein, was man gewöhnlich Reserve nennt, sondern etwas, das man obenein von jedem einzelnen Bataillon zurück behält, ohne daß die Schlagfertigkeit desselben dadurch Einbuße erlitte. Wir machen es ähnlich so bei der Vertheidigung, wenn auch nicht überall. Kurz, da die anderen Armeen mit wenig Ausnahmen Regimenter zu 4 Bataillonen nicht kennen, so würde es auch für uns genügen, wie früher nur Regimenter à 3 Bataillone (also 12 Kompagnien) gegen ein feindliches Regiment zu verwenden, ja es würden selbst 9 Kompagnien gegen 12 fremde ausreichen.**) Dadurch erhalten wir einen großen Ueberschuß an Bataillonen, die eine ganz besondere intakte Armee bilden und nach diesem oder jenem Kriegstheater geschafft werden könnten. Es würde sich eine derartige Aussonderung umsomehr empfehlen, als unsere jetzigen Regimenter und auch Divisionen zu schwerfällig und nicht beweglich genug sind, außerdem aber beim Marsch, wenn völlige Ordnung erhalten werden soll, zu lange Kolonnen bilden und sich schwer konzentriren lassen. Zieht man die Schnelligkeit des jetzigen Feuers und die plötzliche Beendigung der Schlachten in Betracht, so muß man diese verlorenen Stunden wohl berücksichtigen, obwohl die moralische Kraft unserer Truppen sich zu der des Feindes wie 3 zu 4 verhält. . . .

Der Verfasser giebt nunmehr einen Kursus der Taktik, der namentlich auf die Anwendung des rauchfreien Pulvers Rücksicht nimmt und daraus die erhöhte Bedeutung der Kavallerie und der Jagdkommandos zur Erkundung auf weite Entfernungen, die Zweckmäßigkeit von nächtlichen Unternehmungen u. s. w. folgert, dem wir aber sonst nichts wesentlich Neues abzugewinnen vermögen. Hier nur einige uns der Bemerkung werth erscheinende Aeußerungen. In sumpfigem Gelände mit Seedefileen, wie z. B. in Ostpreußen, wird die Bewegung zwar gehemmt sein, sie bleibt aber sowohl für Kavallerie als Infanterie immerhin möglich, obwohl das Nichtvorhandensein guter Karten Schwierigkeiten hervorzurufen vermag. Unsere Kavallerie, obwohl sie schlechter war,

*) Diese Aeußerung klingt um so anspruchsvoller, als die Russischen Kriegskompagnien nur 200, unsere aber 250 Kombattanten zählen. A. v. D.

**) Es wären das 1800 Mann gegen 3000. Ob sich der Herr Verfasser nicht doch irrt? A. v. D.

als die jetzige, haben die Gebirge des Balkan nicht aufgehalten, auch die Karpathen dürfen für sie kein Hinderniß sein. Es ist daher ein genaues Studium der Karpathen schon auf den Kriegsschulen vorzunehmen.

Auch für den Kampf selbst erwartet Verfasser viel von den Dragonern, da sie zu Pferde und zu Fuß zu kämpfen vermögen, wie es bereits früher die Kasaken mit Erfolg thaten. Ein derartiges Festhalten der Kavallerie am Feinde, ein solches Erscheinen von unvermutheter (berittener) Infanterie, die sogar ein Bajonett führt und 12 Schüsse in der Minute abzugeben vermag, das ist unsere Taktik, nach der wir streben müssen, und die das Unterpfand für unsere künftigen Siege in sich trägt. Wenn bei derartigen kühnen Unternehmungen noch reitende Artillerie mitwirkt, so kann der Kampf auch gute Folgen für die späteren Unternehmungen haben.

Bei den Bewegungen wird trotz der voran befindlichen Kavallerie die größte Vorsicht empfohlen: Wir legen darauf ganz besonderes Gewicht, weil wir wissen, daß unser „awoss“ (etwa zu übersetzen mit „was kann da sein!“) uns viel Unglück verursacht hat. Man liest die Kriegsgeschichte und kann sich nur wundern, daß sich eine solche Sorglosigkeit im Verein mit Unkenntniß nicht schon schwerer gerächt hat! Gott liebt uns offenbar sehr und schützt uns, es ist aber Zeit, selbst an unsere Ehre zu denken, selbst Vorsorge zu treffen und das Blut der Unserigen nicht vergebens zu opfern. Wären wir vorsichtiger, gar nicht einmal klüger, sondern nur weniger geradezu und selbstvertrauend gewesen, so lebten wir schon längst in unseren Datschen (Landhäusern) bei Zargrad, Konstantinopel. Bei allen unseren vielen Erfolgen aber geht es immer so, daß wir drei Schritte vorwärts und zwei zurück machen. Letzteres ist nicht nöthig, da es uns unnöthige Opfer kostet. . . .

Wir sind außerordentlich ausdauernd, ob wir aber auch für die heutige Zeit genügend beweglich sind, ist eine andere Frage. . . .

Ebenso nachtheilig hat sich das ordnungswidrige Untereinandermischen der Regimenter und Divisionen (die in Rußland so beliebte, die taktischen Verbände auflösende Detachementsbildung) erwiesen.

Das rauchfreie Pulver fürchten wir nicht. Ist der Gegner erst aufgefunden, und wissen wir, was wir wollen, so arbeiten wir mit derselben Waffe und mit demselben Pulver, und so lange wir diese Kriegsmittel noch nicht besitzen, vertrauen wir auf unser Verdangewehr, dessen Wirkung so ausreichend ist, daß wir dieserhalb nicht mit dem Beginn des Krieges zu warten brauchen. . . .

Bei dem heutigen Feuer kann man sich ausdehnen (bei der Annäherung Zeit lassen) unter Voraussetzung demonstrativer Bewegungen und von Angriffen auf den schwächsten Theil des Gegners, namentlich auf seine Flanken. Die Hauptkunst besteht jetzt in der Auffindung des Schlüssels zum Siege. Macht man sich klar, was jetzt während der Zeit des Angriffs und des Kampfes vor sich geht, so ähnelt das der Arbeit mit der stillen Sappe, als

welche man die von den Truppen zur Deckung benutzten örtlichen Gegenstände (zum Theil werden es auch künstliche sein) ansehen kann. Die Festung selbst wird — durch das Feuer des Gegners repräsentirt.

Und ungeachtet dieses mörderischen Feuers sind wir schon früher oft genug auf das Glacis gelangt, haben dasselbe gekrönt und dabei noch einen unterirdischen Krieg geführt. Viele derartige Festungen haben wir eingenommen, wenn auch ebensoviele in den Händen des Feindes geblieben sind. Der jetzige Kampf gestaltet sich verwickelter, erfordert eine größere Schonung der Kräfte, und doch heißt es vorwärts gehen und seinen Zweck erreichen! Wir wissen, wie schwierig das z. B. in neuester Zeit bei Plewna war, wir wissen aber auch noch etwas Anderes: Damals gab es weder eine Idee, noch Ordnung, noch genügende Sachkenntniß. Bei Plewna thaten wir Alles das, was nicht hätte geschehen sollen, und man darf sich nicht wundern, daß so Viele draufgingen, und daß diese improvisirte Festung den Ruhm der Vertheidiger von Sewastopol so schmälerte! Möge man kritisch Punkt für Punkt, ohne Voreingenommenheit, unsere Evolutionen und Operationen am $\frac{8.}{20.}$ Juli, $\frac{18.}{30.}$ Juli und am $\frac{30.}{11.}$ und $\frac{31.\ \text{August}}{12.\ \text{September}}$ untersuchen und sich die Frage stellen: War das, was unsere Kavallerie zu dieser Zeit that, zweckmäßig, und waren die Maßregeln zur Abwehr des Ausfalls von Osman-Pascha völlig sachgemäß? Wir sind der Meinung, daß unsere gesammten Operationen bei Plewna ein einziger großer Mißerfolg unserer ruhmreichen Waffen waren, weil wir mit den Türken nicht völlig der Kriegskunst gemäß kämpften und nicht glauben wollten, daß ganz Europa (?) wider uns sei. Jetzt wird die Sache ernsthafter werden.

Der allerschwierigste Krieg, der uns bevorsteht, ist der mit den Deutschen, die aber, obwohl sie sehr gut vorbereitet sind und eine Masse von technischen Kenntnissen besitzen, Magazingewehre mit rauchfreiem Pulver eingeführt haben u. s. w., doch bei ihren jüngsten Leistungen jene Genialität vermissen lassen, die mit geringeren Kräften größere zu besiegen weiß. Bei ihnen stößt man immer auf ein und dieselbe Methode, den Sieg zu erringen, das ist die Ueberlegenheit der Kräfte. Dagegen werden wir schon Mittel finden, und die Deutschen erscheinen uns daher nicht gefährlicher als jeder andere Gegner, obwohl es sich ereignen kann, daß sie zeitweilig ihr Schlesien mit Ostpreußen (durch Einnahme des dazwischen liegenden Theils von Polen) zu einem Ganzen zu vereinigen vermögen, in derselben Weise wie Friedrich der Große seine getrennten Reichstheile durch Einnahme dazwischen liegender Länder zusammenzuschweißen verstand. Dieser zeitweilige Erfolg wird aber voraussichtlich nicht von langem Bestand sein.

Nach Einnahme der Gegend vorwärts Thorn müssen die Preußen entweder weitergehen oder uns abwarten. Kommen wir, was wir bezweifeln, auch wirklich etwas zu spät, so giebt es auch in diesem Falle für den Feind

eine Menge von Hinderniſſen, von denen einige gar nicht ein Mal von uns abhängen: die Deutſchen müſſen ihre Kräfte konzentriren; ſie werden doch nicht mit nur zwei Korps gegen einen ſtärkeren Feind vorgehen? Während dieſer Zeit ſind wir aber auch ſchon zuſammen, und noch eine Woche, ſo haben wir das Uebergewicht, dann beginnt die Offenſive von unſerer Seite, wobei die Kavallerie mit ihren weit ausholenden Raids und die übrigen Kavalleriekorps die Aufgabe haben, die Kavallerie des Feindes in Schach zu halten. Dazu wird es genügen, wenn wir noch etwa 20 Regimenter vom Don zur Verſtärkung haben.

Weiter gilt es, den Feind aus den von ihm beſetzten Oertlichkeiten und Stellungen zu vertreiben und den Krieg nach der Oder zu verlegen, wohin die Baſis für die ferneren Operationen zu verlegen iſt. Was die Lage Oſtpreußens mit der Flotte zur Seite anbetrifft, ſo gehört dieſes Theater dem Zuſammenwirken unſerer Baltiſchen Flotte mit den aus Wilna und Kowno vorwärts entſendeten, von Norden und Oſten her verſtärkten Streitkräften an. Unſere ſtrategiſchen Linien richten ſich bei der Trennung (bezw. beim Ausbruch des Krieges) nach Berlin und Wien, und dazu reichen unſere Kräfte aus. Sollte das Wunder geſchehen, daß die Deutſchen Warſchau belagern, ſo wird es in dieſem Falle nicht langer Zeit bedürfen, um ſie zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen, ſei es ſelbſt nach blutigen Schlachten, die ſchließlich zu unſeren Gunſten ausfallen müſſen.

So oder ſo, wir haben keine Urſache mehr, dem Feinde etwas zu überlaſſen, und die Taktik unſerer Armee für die Zukunft läßt ſich annähernd folgendermaßen charakteriſiren: Ungeachtet aller ſcheinbaren, aber durchaus nicht erwieſenen Gegengründe wird unſere Kavallerie eine große Bedeutung haben, ſowohl für ſich allein, als in Verbindung mit den anderen Waffen. Sie ſammelt ſich, erlangt das Uebergewicht, führt im Rücken des Feindes die erwähnten Raids aus und lähmt ihn. Die Infanterie mit der neuen oder auch noch der alten Bewaffnung und nach Vervollkommnung ihrer Gefechtsformationen behufs Vermeidung der Verluſte, beſchleunigt den Marſch und beginnt, durch die leichten Truppen den Feind zu umgehen oder zu umfaſſen. Beim Vorgehen in der Front werden wir uns ſo viel wie möglich decken und den Angriff durch indirektes oder anderes Feuer einer ſtarken Artillerie einleiten. Die Reſerve wird ſtark und unberührt ſein, und wir werden den Kampf gegen ſchwächere Kräfte führen. Stehen bleiben und abwarten werden wir nicht, ſondern unbedingt ſchlagen, wenn auch mit Verluſten (Nachtheilen) — es iſt das beſſer als Nichtsthun — und es darauf ankommen laſſen. Auf die Flanken werden wir eine beſondere Aufmerkſamkeit verwenden. Der techniſche Theil, obwohl etwas zurückgeblieben, wird bei uns in Ordnung und möglicherweiſe auch in der Vollendung ſein.

Nächtliche Bewegungen und Angriffe ſind uns nicht fremd, und wir

werden sie zur gelegenen Zeit nicht vernachlässigen. Und wir werden Alles thun, was der Gegner am wenigsten erwartet!....

Wenn wir Alles haben, was für einen selbständigen Heerestheil erforderlich ist (also auch Sappeure und Kavallerie selbst bei dem kleinsten Detachement), so werden wir beim Marsch keine Hindernisse kennen und wiederum die Donau und den Balkan überschreiten .... Unser Train wird (vermittelst der von dem Autor verlangten zweckmäßigeren Bewaffnung und soldatenmäßigeren Ausbildung seiner Mannschaften) nicht ohne Selbstschutz sein, und unserem Rücken wird es, dank den gewonnenen Erfahrungen, sowohl im Einzelnen als im Allgemeinen an allen nöthigen Vorräthen nicht fehlen. Wir werden nicht mehr ohne Brot sein und nicht mehr erfrieren wie auf dem Schipkapaß. Die Festungen sind vorhanden und erfüllen ihren Zweck, so gut sie es vermögen; schon gut, daß da ist, was früher fehlte. Was den Geist und das Bewußtsein der Russischen Truppen anbetrifft, so sind sie im nationalen Sinne so gewachsen und befestigt, daß, wenn auch ein Mißerfolg eintritt, derselbe durch das Heranwogen neuer Kräfte aus dem Innern und unserem unerschöpflichen Osten wieder wett gemacht wird. Das, wozu wir wider Willen (?) gezwungen sind, wird mit Hartnäckigkeit und Energie durchgeführt werden. Und wir lassen das Schwert nicht eher ruhen, bis nicht der letzte Feind von unserer heimathlichen Erde vertrieben ist.*) Wir halten uns schadlos für den Berliner Vertrag und befreien unsere westlichen Brüder aus jener Knechtschaft, unter der sie sich unter dem Joche unserer traditionellen Feinde befinden.

Ohne uns näher auf eine Erwiderung dieser von so vielen Russischen Heißspornen getheilten Anschauungen und auf Zweifel über die Zweckmäßigkeit der mehr als naiven Kriegsführungsmethode Rittichs einlassen zu wollen, drängt sich uns doch der Gedanke auf, daß der Herr Verfasser mitunter etwas zu stark ins Horn stößt und dadurch den Eindruck eines Menschen hervorruft, der, weil er sich im Walde oder in der Dunkelheit ängstigt, laut schreit. Auch die auf einen Zukunftskrieg mit den Westmächten bezüglichen strategischen Verhältnisse haben wir in den Schriften von Sarmaticus, Antisarmaticus und Nachfolgern schon geistreicher behandelt gefunden. Am meisten angreifbar erscheint uns das, was Verfasser über die Befreiung der westlichen Slavenbrüder von dem vermeintlich über sie von den traditionellen Feinden Rußlands verhängten Joch sagt. Hier hat er unzweifelhaft die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Wo sind die Slaven, die sich nach der Befreiung von einem Joch durch die — Russen sehnen?

Augenscheinlich hat Rußland mit seinen Rettungsversuchen im Asiatischen Osten Glück, und wir wünschen ihm dort alles Gute. A. v. D.

*) Wer denkt denn bei uns daran, in das heilige Rußland einzubrechen? Die Fabel vom Wolf und dem Lamm! A. v. D.

Lebensbeschreibung

des

Generals der Artillerie

Rudolf von Roerdansz,

geb. am 20. Januar 1828, gest. am 9. August 1892,

auf Anregung der Königl. Generalinspektion der Fußartillerie

verfaßt von

Erck,

Hauptmann und Kompagniechef im Garde-Fußartillerie-Regiment.

Nachdruck verboten. — Uebersetzungsrecht vorbehalten. D. Red.

Am 9. August 1892 starb in dem kleinen Städtchen Klosters in Graubünden, auf der Rückreise nach der Heimath begriffen, General der Artillerie z. D. Rudolf Friedrich Johann v. Roerdansz, der erste Generalinspekteur der preußischen Fußartillerie.

Die Nachricht von seinem plötzlichen Tode erregte Theilnahme und Bedauern in weiten Kreisen.

Neben den nächsten Hinterbliebenen, welche von tiefstem Schmerze erfüllt wurden, war es in erster Linie die Waffe, an deren Spitze er drei Jahre lang gestanden, welche nun mit aufrichtiger Trauer ihren ersten Generalinspekteur vom Tode dahingerafft sah. Denn obgleich er bereits vor 2½ Jahren den erbetenen Abschied erhalten hatte und somit aus der Waffe geschieden war, so stand doch sein Bild und sein Wirken und Schaffen noch lebhaft in Aller Erinnerung.

Auch in weiteren Kreisen der Armee, ja selbst bei Offizieren fremder Heere, denen er durch dienstliche Thätigkeit bekannt geworden, rief die Nachricht von seinem Tode lebhaftes Bedauern hervor.

Jetzt, wo der Jahrestag seines Hinscheidens naht, dürfte es wohl an der Zeit sein, einen Rückblick auf den Lebenslauf dieses hervorragenden Offiziers zu werfen, um sich sein Wirken und seine Bedeutung speziell für die Entwickelung der Artillerie zu vergegenwärtigen.

Rudolf Roerdansz war geboren am 20. Januar 1828 zu Pleß in Schlesien als Sohn des Premierlieutenants im 2. Ulanen-Regiment Karl Roerdansz, welcher drei Jahre später, nachdem er 25 Jahre mit Auszeichnung

gedient und in den Freiheitskriegen den Orden pour le mérite erworben, krankheitshalber den Abschied nahm und kurz darauf starb.

Der Sohn erhielt seine erste Erziehung im elterlichen Hause und besuchte die Bürgerschule in Pleß, später die Kadettenhäuser zu Wahlstatt und Berlin.

Nachdem er fast das beste Offiziereramen unter allen seinen Kameraden abgelegt, trat er am 27. Mai 1845, 17 Jahre alt, als Sekondlieutenant in das 29. Infanterie-Regiment in Coblenz ein.

Dieser Ort ist ihm späterhin eine zweite Heimath geworden, an welche ihn, wie er selbst sagt, die schönsten Jugenderinnerungen fesselten.

In erster Linie nahm natürlich der Dienst und dessen Erlernung seine Kräfte voll in Anspruch.

Daneben fand er jedoch bald auch Zeit und Gelegenheit, seinen anderweitigen idealen Neigungen und seinem frühzeitigen Streben nach geistiger Vervollkommnung zu genügen. Die Schönheit der Umgebung von Coblenz, die herrliche Aussicht auf den Rhein und seine Ufer von seinem Quartier im Fort Alexander aus entzückten ihn, und mit begeisterten Worten beschreibt er selbst diese Eindrücke.

An den geselligen Vergnügungen und den Freuden des Karnevals nahm der junge Offizier gern Theil. Gleichzeitig zeigte er aber auch das dringende Streben, die Lücken auszufüllen, welche in seiner wissenschaftlichen Ausbildung verblieben waren. „Studirt muß sein, um heutzutage vorwärts zu kommen", pflegte er zu sagen. Die Beschaffung der Werke von Ohm, Rottek und von Lehrbüchern über Physik, Aufnehmen, von Logarithmentafeln war seine erste Sorge. Später kamen hinzu die Werke Französischer Klassiker, besonders Voltaires, die er alle aus seinen ererbten, nicht bedeutenden Mitteln beschaffte, indem er sich gern ein geselliges oder sonstiges Vergnügen versagte, um sich lieber dem Studium hingeben zu können.

Einen Theil seiner Mußestunden widmete er der Fortbildung in der Musik. Das Flötenspiel, welches er anfangs betrieben hatte, gab er bald auf, um sich ganz dem Klavierspiel zu widmen.

Dieses schon früh hervorgetretene Streben nach geistiger Vervollkommnung und Ausbildung, unterstützt durch ein rastloses Studium, verschaffte ihm bald den Ruf eines wissenschaftlich besonders beanlagten Offiziers.

Er selbst fühlte sich bei seiner angeborenen Genügsamkeit auch in der Einförmigkeit des damaligen Garnisonlebens durch seine vielseitige Beschäftigung bald völlig glücklich und zufrieden.

Die einzigen Ereignisse von Bedeutung für ihn waren damals die Anwesenheit des Prinzen von Preußen, späteren Kaisers Wilhelm I., mit seiner Gemahlin und der kurze Besuch der Königin Viktoria von England in Coblenz. Er ahnte wohl damals nicht, daß es ihm später vergönnt sein würde, in ausgezeichneten Stellungen diesen hohen Herrschaften näher zu treten.

Von Anfang an hatte Lieutenant Roerdansz großes Interesse für die Artillerie gehabt.

Bei dieser Waffe glaubte er für seine wissenschaftlichen Kenntnisse und Fähigkeiten ein besonderes Feld der Thätigkeit zu finden. Er betrieb daher bald ernstlich seine Versetzung zu ihr. Er wurde zunächst vom 1. Oktober 1846 ab zur Dienstleistung bei der 8. Artillerie-Brigade in Coblenz kommandirt und mit dem freudigsten Eifer widmete er sich dem neuen Dienste. Stolz war er auf einen Preis, den er sich im Reiten erwarb.

Am 27. September 1847 wurde er zur Artillerieschule nach Berlin kommandirt, wonach er dann am 21. April 1848 der 8. Brigade aggregirt und am 6. Oktober 1849 in dieselbe einrangirt wurde.

Mit seinem jüngeren Bruder Hermann, der als Portepeefähnrich bei derselben Brigade stand und gleichzeitig mit ihm die Artillerieschule besuchte, pflegte er eifrig die Geselligkeit, suchte viele seinen Eltern bekannte Familien auf, z. B. Minister v. Mühler, und lernte auch sonst das großstädtische Leben kennen.

Interessant war es für den jungen Offizier, die Märztage 1848 in Berlin mit zu durchleben.

Er schilderte die gewonnenen Eindrücke in grellen Farben in seinen damaligen Briefen und war froh, als am 21. März die Artillerieschule für den Rest des Kursus nach Potsdam verlegt wurde.

Im Frühjahr 1849 wurde er in Berlin von einem sehr heftigen Anfall von Rheumatismus im Knie und Gesicht betroffen und auf ein längeres Krankenlager geworfen. Nur eine energische Dampfkur und eine Erholungsreise nach der Heimath (Schlesien) vermochten ihn in zwei Monaten so weit zu heilen, daß er das Examen ablegen konnte, doch noch lange Zeit später blieb die Befürchtung wegen einer Wiederholung der tückischen Krankheit bestehen, die aber zum Glück nicht eintrat.

Am 6. Juli 1849 wurde Lieutenant Roerdansz nach absolvirtem Artillerie-Offizierexamen nach Cöln versetzt. Er fand die neue Garnison im Vergleich zu Coblenz theuer und langweilig. Ein im Dezember 1849 dem Prinzen von Preußen in Aachen gegebener Ball, der sich durch einen reichen Damenflor auszeichnete, und auf dem der Prinz alle Herzen durch sein wohlwollendes, liebenswürdiges Benehmen gewann, war für ihn eine angenehme Abwechselung.

1850 wurde Lieutenant Roerdansz wieder nach Coblenz versetzt behufs Uebernahme der Regiments-Oekonomiekommission, welchen Posten er auch behielt, als im November 1850 die gesammte Armee mobil wurde.

Im Jahre 1852 wurde er zum Adjutanten der 1. Abtheilung ernannt, welche Stellung er bis zum 1. Oktober 1855 behielt. Am 1. Januar 1856 wurde er zum Premierlieutenant befördert.

Schon während des Berliner Aufenthaltes hatte er besondere Gelegenheit gehabt, sich musikalisch auszubilden. Er hatte fleißig Konzerte besucht, bedeutende Musiker in Gesellschaft und an öffentlichen Orten gehört.

In Coblenz entstanden mehrere Kompositionen, u. A.: „Gruß an Coblenz" und „Artillerie-Polka". Namentlich Letztere fand vielen Beifall, sie wurde viel von den Musikkapellen gespielt und fand ihren Weg sogar in großer Zahl von Exemplaren nach Rußland (Riga und Moskau) und Amerika.

Auch der Englischen Sprache begann er sich mit großem Eifer zu widmen. Der nähere Verkehr mit mehreren Englischen Familien unterstützte dies Studium und ließ ihn bald diese Sprache fertig sprechen, auch für die Englische Nation und deren Volkscharakter ein besonderes Interesse und Verständniß gewinnen, welches ihm in späteren Stellungen von besonderem Nutzen werden sollte.

Die mannigfachen Studien, denen er sich in den letzten Jahren hingegeben, boten ihm reichen Stoff, auch Anderen mitzutheilen. Seine mehrfachen Vorträge im Coblenzer Militärkasino und in anderen Vereinigungen in den Jahren 1857 und 1858 übten auf alle Zuhörer eine geistig belebende Wirkung; beispielsweise seine lebenswahren Schilderungen des Ostindischen Aufstandes. Ueberhaupt wurde er allgemein gerühmt wegen der Mühe, die er sich mit der geistigen Ausbildung der jungen Offiziere und seiner ganzen Umgebung gab.

Nachdem er 1858 kurze Zeit in Frankfurt a. M. gestanden hatte, legte er im Frühjahr 1859 das Hauptmannsexamen ab und bestand dasselbe am besten von allen Examinanden.

Am 31. Mai 1859 zum Hauptmann 3. Klasse befördert, erhielt er bei der Mobilmachung das Kommando der mobilen 4. Munitionskolonne, mit welcher er nach Effern bei Cöln, Lechenich und Dyrsenthal bei Zülpich marschirte und dort bis Ende September verblieb. Am 1. Oktober 1859 zum Batterie- bezw. Kompagniechef ernannt, wurde er gleichzeitig als Lehrer zur Vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule kommandirt und auch zum Mitglied der Artillerie-Prüfungskommission ernannt, worauf bald das Kommando als Lehrer im Belagerungskrieg zur Kriegsakademie erfolgte.

Hiermit beginnt gewissermaßen eine neue Zeitperiode in seinem Leben, eine Zeit mühevoller, doch von schönsten Erfolgen gekrönter Wirksamkeit.

Das Jahr 1859 war auch in anderer Hinsicht für ihn ein glückliches, ja, wie er damals selbst sagte, das glücklichste seines bisher verflossenen Lebens.

Im November 1859 vermählte er sich mit Miß Maria Catharina Ward, der zweiten Tochter eines Englischen Geistlichen, der 21 Jahre im Dienste der Ostindischen Kompagnie gestanden. Hauptmann Roerdansz hatte die junge Dame in Coblenz kennen gelernt, wo sich der Vater der Erziehung der Kinder wegen aufhielt.

Einige Zeit nach der Verlobung reiſte die Braut nach England. Zu ihrem Beſuch unternahm Hauptmann Roerdansz mehrfache Reiſen nach England — im Jahre 1859 war er dreimal dort —, die ihn nach London und anderen Engliſchen Städten führten und mit Engliſchen Verhältniſſen vollkommen vertraut machten. Die Trauung wurde in der St. Jameskirche zu Dover durch den Schwiegervater Randall Ward vollzogen. Das Glück ſollte jedoch nur von kurzer Dauer ſein. Nach der Geburt eines Sohnes ſtarb die Mutter am 17. Oktober 1860. Auch der Knabe, welcher am Sarge der Mutter die Namen Henry Rudolf Hermann erhalten, folgte ihr bald an einer Gehirnentzündung in das Jenſeits nach.

Am 1. Oktober 1859 hatte Hauptmann Roerdansz ſeine neue Lehrthätigkeit an der Artillerieſchule begonnen, die er faſt ſieben Jahre lang (30. Mai 1866) fortführen ſollte, und gewiß konnte man keinen geeigneteren Mann zu dieſer damals beſonders ſchwierigen Stellung finden.

Hier hatte er Gelegenheit, eine ſeiner hervorragendſten Gaben, ein ſeltenes Lehrtalent, in glänzender Weiſe zu entfalten.

Vollkommen Herr des vorzutragenden Stoffes, wußte er denſelben in klarſter Weiſe zu ſichten, logiſch und ſyſtematiſch zu ordnen und aufzubauen.

Abhold jedem todten Wiſſen, allen unweſentlichen Zahlen und Namen, welche das Gedächtniß unnütz belaſten, legte er den Nachdruck darauf, die materiellen Einrichtungen aus den Gründen und Zwecken herzuleiten, ſtets auf das Verſtändniß zu wirken und zu eigenem Denken anzuregen.

Eine ſeiner weſentlichſten Aufgaben war es, ſeinen Zuhörern wie auch weiteren Kreiſen gegenüber der Apoſtel der neu eingeführten gezogenen Geſchütze zu ſein.

Seine Lehrmethode war dabei eine vorherrſchend applikatoriſche, ganz im Sinne der von General v. Peucker für den Unterricht an den Kriegsſchulen gegebenen Vorſchriften.

Gegen viele Schwierigkeiten und Vorurtheile ankämpfend, hatten die gezogenen Geſchütze mühſam ihre Daſeinsberechtigung ſich errungen; mit eigenen Augen hatte der Prinzregent ſich von der vorzüglichen Trefffähigkeit und Wirkung des Preußiſchen Materials überzeugen müſſen, ehe es möglich war, die gewichtigen Stimmen der Geguer im eigenen Lager zum Schweigen und die vorzügliche neue Erfindung zur Geltung zu bringen.

War doch der Prinzregent bei einem Probeſchießen bei Tegel 1859 ſo überraſcht von der Wirkung des 6Pfders, daß er ſofort die Einführung beſchloß und jedem auf dem Platze anweſenden Avancirten und Gemeinen ein Geldgeſchenk aushändigen ließ.

Hauptmann Roerdansz hatte nun die Artilleriewiſſenſchaft im Sinne der durch die Einführung der gezogenen Geſchütze veränderten Kriegführung umzubilden. Die eingehendſten Studien waren hierzu nöthig, welche bei ihm unterſtützt wurden durch ſeine Thätigkeit bei der Artillerie-Prüfungskommiſſion.

ist, so sei „Schießen, Schießen, Schießen" die Hauptsache für die Artillerie im Gefecht. Dieser Umstand weise aber mit Nothwendigkeit auf eine Vermehrung der Munitionsausrüstung durch Verkleinerung des Kalibers hin.

Alle fremden Geschütze werden in der kleinen Roerdanszschen Broschüre mit in Vergleich gezogen, die Ueberlegenheit des Preußischen 4Pfders im Felde nachgewiesen und Betrachtungen über die Verwendung des Geschützes im Felde hinzugefügt.

Eine von Juni bis August des Jahres 1865 in Gemeinschaft mit zwei anderen Offizieren (v. Kameke und v. Werder) auf höheren Befehl unternommene dienstliche Studienreise nach Frankreich, Belgien und England gab Hauptmann Roerdansz Gelegenheit, sein artilleristisches Wissen zu erweitern, die Aufmerksamkeit auf nachahmenswerthe Einrichtungen zu lenken und die Vorzüge des eigenen Systems mit Klarheit zu erkennen.

Eine eingehende Schilderung der Reiseerlebnisse ist nur als Manuskript gedruckt und lediglich noch in Bibliotheken zu finden.

Die Berichte über Belgische Artillerie, Französische Artillerie (2. Abtheilung) und Englische Artillerie sind von Hauptmann Roerdansz bearbeitet worden. Zum Schluß jedes Berichtes werden diejenigen Punkte nochmals kurz zusammengestellt, welche der Erwägung behufs etwaiger Nachahmung anempfohlen werden.

Von diesen Punkten sind folgende besonders erwähnenswerth, da sie baldige Berücksichtigung fanden:

1. Bessere Ausstattung unserer technischen Institute und Lehranstalten mit Unterrichtsmitteln und Modellen.
2. Zeckmäßige Leitung der wissenschaftlichen Unterhaltungen.
3. Einrichtung einer Schießschule, welche damals in England allein bestand und welche er als das „Bedeutendste" bezeichnete, was er gesehen hatte.

Sein Hinweis hatte wesentlichen Antheil an der im Jahre 1867 in Preußen ins Leben getretenen Artillerie-Schießschule.

In der Zwischenzeit hatten seine Privatverhältnisse eine Aenderung erfahren. Am 12. Januar 1862 verlobte sich Hauptmann Roerdansz mit Fräulein Rosa Weigelt, der Tochter des damaligen Majors und Adjutanten der General-Inspektion der Artillerie, Gustav Weigelt, der 1876 als Generallieutenant gestorben ist.

Am 8. Mai 1862 fand die Hochzeit statt. Die Hochzeitsreise machte er nach Prag.

Seine dienstlichen Stellungen und Kommandos wechselten rasch um diese Zeit.

1865 wurde ihm der Vortrag der Waffenlehre an der Kriegsakademie übertragen, am 30. Mai 1866 wurde er zum Kriegsministerium kommandirt und von hier aus, Ende Juli, nach Prag entsendet, um das eroberte Kriegs-

material zu sichten. Auf kurze Zeit sollte er dann noch einmal in seine alte Brigade zurückkehren, indem er am 8. Oktober 1866 zum Chef der 1. 4pfündigen Batterie Rheinischen Feldartillerie-Regiments Nr. 8 ernannt wurde. Aus dieser Stellung wurde er vom 1. Dezember 1866 bis 4. Februar 1867 zur Abschätzung des beweglichen Artillerie-Bundesmaterials nach Landau kommandirt.

Wohl in rühmlicher Anerkennung seiner erfolgreichen Thätigkeit an der Artillerieschule und Kriegsakademie als Lehrer wurde ihm ein neues ehrenvolles Kommando bei den neuen Kriegsschulen zu Theil, indem er am 12. Januar 1867 als Major à la suite des Generalstabes zum Direktor der Kriegsschule in Erfurt ernannt wurde. Von hier wurde er nach einem Jahre zum Leiter der neuen Kriegsschule in Cassel ernannt und im Jahre 1868 nach Engers entsendet, um die dortige Kriegsschule zu besichtigen, und im September nach Anklam, um dort die Vorbereitungen zur Einrichtung der 7. Kriegsschule zu treffen.

Am 13. Mai 1869 wurde er als Militärbevollmächtigter der Gesandtschaft in London attachirt. Zu seinem lebhaften Bedauern verhinderte ihn das Kommando, an dem Feldzuge des Jahres 1870/71 Antheil zu nehmen, ebenso wenig wie ihm dies in den vorhergehenden Kriegen gelungen war. Seinem Gesuche um Ablösung, um an dem Feldzuge theilnehmen zu können, wurde Allerhöchsten Orts nicht Folge gegeben.

Doch auch aus dieser Stellung ermöglichte er es, sich während des Krieges dem Vaterlande besonders nützlich zu machen. Es gelang ihm, das auf der Fahrt nach dem Mittelmeer begriffene Norddeutsche Geschwader auf einem selbstgemietheten Dampfer einzuholen und von der Kriegserklärung in Kenntniß zu setzen, so daß es noch rechtzeitig die heimischen Häfen erreichen konnte.

Ein eingehendes Nachrichtenwesen über die Vorgänge in Paris war sein Verdienst und kam der Kriegführung sehr zu statten. Er erkannte aus Französischen Zeitungen richtig den Marsch Mac Mahons nach Sedan und benachrichtigte das große Hauptquartier telegraphisch. Auch den Franzosen ist dies nicht unbekannt geblieben. Die Revue d'artillerie vom August 1892 S. 500, erwähnt dieser wichtigen Unterstützung.

Im Jahre 1871 hielten sich Se. Kaiserliche Hoheit der Kronprinz und seine Gemahlin mehrere Tage in England auf und wohnten daselbst im Botschaftspalais, so daß die Familie Roerdansz Gelegenheit hatte, mit den Höchsten Herrschaften in Berührung zu gelangen.

Während seines Aufenthalts in London trat Major Roerdansz in innigen Verkehr mit den höheren Offizieren der Englischen Armee, er machte sich beliebt und geehrt durch Vorträge über das dort unbekannte, in der Preußischen Armee eingeführte Kriegsspiel.

Welches Aufsehen diese Vorträge über Kriegsspiel in England erregten, geht unter Anderem auch daraus hervor, daß er von Mitgliedern der internationalen Friedensliga mit Zuschriften verfolgt wurde, in denen sie ihn als

Apostel des Krieges mit den lebhaftesten Vorwürfen überhäuften und ihm die Grausamkeit des Kriegshandwerks vor Augen zu führen suchten.

Für diese thörichten Auslassungen entschädigte ihn die Anerkennung aus Kreisen der höheren Englischen Offiziere reichlich.

Durch die Verleihung des Kronenordens 3. Klasse und des rothen Adlerordens 3. Klasse mit der Schleife belohnte sein hoher Kriegsherr seine der Armee so nützliche Thätigkeit in England.

1872 zurückgekehrt, wurde Major Roerdansz bald zum Oberstlieutenant befördert und unter Stellung à la suite des Brandenburgischen Feldartillerie-Regiments Nr. 3 zum Direktor der Vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule ernannt.

Im August gleichzeitig zur Vertretung des Präses der Artillerie-Prüfungskommission berufen, wurde er im Oktober à la suite des Brandenburgischen Fußartillerie-Regiments Nr. 3 gestellt und kam auf diese Weise zum ersten Mal mit der Fußartillerie in Berührung, an deren Spitze er später treten sollte.

Im Jahre 1873 hatte er das Kommando zur Begleitung der Japanischen Gesandtschaft während ihres Aufenthalts in Preußen.

Am 9. Juni 1874 wurde er zum Kommandeur des Schlesischen Fußartillerie-Regiments Nr. 6 in Neiße ernannt und am 19. September zum Oberst befördert.

Er trat somit schon in hoher und verantwortlicher Stellung zum ersten Mal in den praktischen Dienst der Fußartillerie ein, doch nur für kurze Zeit, denn am 2. November 1875 wurde er mit dem Rang und den Kompetenzen eines Brigadekommandeurs zum Präses der Artillerie-Prüfungskommission ernannt.

Fünf Jahre lang verwaltete er dies, wie er es selbst nennt, „schwierige und dornenvolle Amt", daneben wurde er im Jahre 1878 auch Mitglied der Studienkommission für die Kriegsakademie.

Im Jahre 1879 machte Oberst Roerdansz seine erste Reise nach Italien (San Remo, Spezia, Florenz, Venedig), und von dieser Zeit an blieb Italien stets das Land seiner Sehnsucht, dessen Sprache er auch mit vielem Fleiße und großem Erfolge durch einen vier Jahre währenden Unterricht in Berlin sich zu eigen machte.

Fast alle Jahre ist er späterhin in Italien gewesen, von dessen Land, Leuten und Sehenswürdigkeiten er die vollkommenste Kenntniß erwarb.

Am 13. Mai 1880 wurde er zum Generalmajor befördert und am 23. Oktober zum Kommandeur der 3. Fußartillerie-Brigade in Mainz ernannt.

Im Jahre 1884 wurde er Inspekteur der 2. Fußartillerie-Inspektion, ebenfalls in Mainz.

General Roerdansz trat somit dauernd in den Dienst bei der Fußartillerie als Truppe über. Während dieser Zeit erwarb er sich, neben völligem Ueberblick über alle Dienstzweige der Fußartillerie, eine solche Fülle von Detailkenntnissen, daß er oft die Bewunderung seiner Untergebenen aller Grade erregte.

Seine Besichtigungen suchte er stets lehrreich für die Truppe zu gestalten. Seine Kritiken waren anregend, enthielten oft eine Fülle neuer Gesichtspunkte und wurden stets bis ins Kleinste logisch geordnet und in vollendeter Form vorgetragen.

Neben dieser regsten dienstlichen Thätigkeit fand General Roerdansz seine Erholung in den mannigfachen Vorzügen, welche die Garnison am Rhein und deren Umgebung darbot. Die angenehmsten Ausflüge auch nach weiteren Orten, Odenwald und Schweiz, wurden unternommen. Vier Reisen nach Italien fallen auch in diese Zeit (1882, 1883, 1885 und 1886).

Bis in diese Zeit hatte er sich stets der besten Gesundheit zu erfreuen gehabt.

Allerdings hatte er, wohl infolge einer mit fortschreitendem Alter zunehmenden Körperfülle, sich stets einer sehr geregelten Lebensweise befleißigt und jedes Uebermaß von Genüssen zu vermeiden gesucht. Für die ärztliche Kunst besaß er ein großes Interesse, er studirte Werke über Naturheilkunde, Vegetarismus, Spohrsche Wassertheorie. Er meinte oft, daß er selbst wohl ein ganz guter Arzt geworden wäre.

Im Jahre 1886 erkrankte er schwer an einer inneren entzündlichen Krankheit. Im Johannishospital in Bonn mußte er sich einer dreimaligen schweren Operation unterziehen.

Erst nach mehreren Monaten durfte er das Krankenhaus verlassen.

Doch seine Heilung erforderte noch die treueste Pflege von Frau und Tochter und eine weitere Erholungsreise.

Er reiste nach Rolandseck, St. Blasien, Hohenschwand in Baden. Hier stellten sich nicht unbedeutende Herzbeklemmungen, Athemnoth, auch zeitweises Aussetzen des Pulses ein. Eine Bergsteigekur in Ingenheim hatte endlich Erfolg, und am 17. August konnte General Roerdansz gesund nach Mainz zurückkehren.

Bereits im Jahre 1886 tauchte das Gerücht auf, daß an Allerhöchster Stelle eine Trennung der Feld- und Fußartillerie auch in der Stellung des Generalinspekteurs beabsichtigt sei. General Roerdansz erhielt bald darauf den Auftrag, einen Bericht einzureichen, in welchem er die Neuformation der höheren Fußartillerie-Behörden unter einer eigenen General-Inspektion vorschlagen sollte.

Im Jahre 1887, nachdem er seine sechste Italienische Reise angetreten hatte, wurde General Roerdansz zum 15. Februar nach Mainz beordert, um einer Versetzung nach Berlin gewärtig zu sein. Schon am folgenden

Tage traf diese Versetzung ein; er war schon unter dem 10. Februar 1887 zum Inspekteur der 1. Fußartillerie-Inspektion in Berlin ernannt und reiste nun sofort ab.

Am 19. Februar empfing ihn der greise Kaiser Wilhelm sehr gnädig und eröffnete ihm, daß er die Absicht habe, ihn zum Generalinspekteur der Fußartillerie zu ernennen.

Am 17. Februar hatte ihn schon Se. Kaiserliche Hoheit der Kronprinz empfangen.

Von Seiten der Offiziere der 2. Fußartillerie-Inspektion wurde ihrem scheidenden Inspekteur ein Abschiedsgeschenk in Gestalt einer kleinen Nachahmung des Niederwalddenkmals verehrt.

Am 2. April 1887 wurde er zum Generalinspekteur der Fußartillerie ernannt. Die Waffe hatte somit ihre volle Selbständigkeit erlangt.

Die neue Generalinspektion entwickelte alsbald eine rührige Thätigkeit; auf allen wichtigen Gebieten des Dienstes wurden neue Fortschritte angebahnt, bestehende Lücken ausgefüllt.

Die erste derartige Verfügung erschien am 2. März 1887 und betraf die Ausbildung im Schießen, speziell für die Batteriekommandeure, in deren Kenntnissen die Ergebnisse der Schießübungen erhebliche Lücken dargethan hatten. Fortschritte hierin sollten erzielt werden in wissenschaftlicher und praktischer Hinsicht durch:

a) bessere Ausbildung im Beobachten;
b) Kenntniß der Anleitung zum Schießen;
c) Kenntniß der Feuerleitung.

Als Mittel hierfür wurden die Bataillons-Schießschulen eingeführt, getrennt für Offiziere und Unteroffiziere.

Die Ausbildung im Schießen sollte nicht, wie erfahrungsmäßig bisher, auf die kurze Periode vor der Schießübung beschränkt, sondern das ganze Jahr hindurch betrieben werden. Dabei wurde aber betont, daß die Dienstfreudigkeit und der Eifer nicht eingeengt werden sollten durch Kürzung der bisherigen freien Zeit, sondern daß den Bataillons-Schießschulen zu Liebe eher anderweitige weniger wichtige Dienstzweige gekürzt oder fortgelassen werden sollten.

Es folgten bald darauf weitere Vorschriften.

Ein Erlaß vom Mai 1887 enthält Bestimmungen über die Besichtigung der Regimenter durch die Inspekteure.

Schon als Brigadekommandeur hatte General Roerdansz es empfunden, daß es der Stellung nicht entsprechend sei, wenn der Brigadekommandeur nur bei den frühschießenden Regimentern den Besichtigungen des Regimentskommandeurs beiwohnt, nicht aber selbständig besichtigt.

Nunmehr wurde für diese Vorgesetzten eine eigene Inspizirung, die taktische Besichtigung des kriegsmäßigen Dienstes in der Batterie bezw. in Festungswerken eingeführt.

Die rein reglementarische Besichtigung verblieb dem Regimentskommandeur. Das Exerziren zu Fuß sollte nicht mehr durch die Inspekteure besichtigt werden, die Besichtigung sich vorzugsweise der kriegsmäßigen Ausbildung der Batterie-, Zug- und Geschützkommandeure zuzuwenden haben. Nichts Unwesentliches sollte besichtigt, nicht zu hohe Anforderungen gestellt werden.

Dem Kriegsspiel wurde besonderer Werth beigelegt.

Die Musterungen sollten nicht mehr mit den Kompagniebesichtigungen verbunden werden, wodurch der Truppe große Erleichterung verschafft wird.

Der Erlaß vom 29. Februar 1888 beschäftigte sich mit der Verwendung der Fußartillerie im Verein mit anderen Waffen.

Schon oft war es als ein großer Mangel gefühlt worden, daß die Fußartillerie seit ihrer Trennung von der Feldartillerie den anderen Waffen immer mehr entfremdet worden war und dadurch auch die taktischen Kenntnisse, namentlich der jungen Offiziere, nicht mehr auf der erforderlichen Höhe standen. Dieser Umstand mußte gerade damals besonders ins Gewicht fallen, weil an maßgebender Stelle beabsichtigt wurde, in Zukunft der Feldarmee Batterien schweren Kalibers mitzugeben, um erforderlichenfalls gegen widerstandsfähige und besonders gedeckte Ziele Verwendung zu finden, wo die Wirkung der Feldartillerie sich als unzureichend gezeigt hatte.

Als Abhülfe wurde angeordnet, daß die Offiziere mehr den Uebungen der anderen Waffen in den Garnisonen beiwohnen sollten. Das Kriegsspiel sollte nicht nur fußartilleristische Verhältnisse berühren, sondern auch die Gefechtsweisen der anderen Waffen vorführen.

Es wurden mit höherer Genehmigung die Kommandos zu den anderen Waffen eingeführt, von jedem Regiment ein Lieutenant zur Infanterie bis zur Zeit einschl. des Manövers, ein Lieutenant zur Feldartillerie, um sich mit dem Angespann und der Ausrüstung mit Fahrzeugen vertraut zu machen.

Ferner wurden Uebungen mit bespannten Batterien angeordnet, wozu die Gespanne der Feldartillerie, des Trains bezw. Miethsgespanne heranzuziehen waren.

Am 17. August 1887 wurden Bestimmungen gegeben über die Ausbildung der Zug- und Geschützkommandeure.

Ueber diesen hochwichtigen Dienstzweig fehlte seither jede Vorschrift.

Eine Reihe von Sondervorschriften wurde ausgearbeitet, wo solche bisher gefehlt (z. B. Handhabungs-Anleitung, Handbuch für Unteroffiziere der Fußartillerie).

Für die Inspizirung der Schießübungen wurde eingeführt, daß dieselbe stets mit der Parade beginnen sollte, nicht wie bisher oft mit nächtlichen Armirungen, bezw. Schießen, damit die Truppe, welcher die Ehre zu Theil wird, von ihren höchsten Vorgesetzten gesehen zu werden, sich denselben zuerst in Paradehaltung zeige. Zum Schießen selbst wurden Batteriekommandeure aller Chargen bestimmt, nicht wie bisher fast nur Offiziere und speziell

Hauptleute. Die Schießbesprechung, welche bisher ausschließlich dem Brigadekommandeur übertragen war, wurde unter mehrere Offiziere vertheilt, auch die Stabsoffiziere, selbst ältere Hauptleute hierzu bestimmt, um zugleich für diese einen Maßstab der Beurtheilung abzugeben.

Für die Armirungsübungen wurden die früher schon von General Roerdansz bei der 2. Fußartillerie-Inspektion eingeführten Bestimmungen auf die ganze Waffe übertragen.

Vom 24. bis 27. August 1888 war eine Uebung bespannter Batterien im Verein mit anderen Waffen bei Coblenz, ohne Scharfschießen. Die Fußartillerie hatte große Schwierigkeiten zu überwinden, löste jedoch ihre Aufgabe.

Vom 25. Juli bis 27. August 1889 war die erste größere Angriffsübung bei Cüstrin, im Verein mit den anderen Waffen, verbunden mit Scharfschießen. Der Fußartillerie waren sehr schwere Aufgaben gestellt, sowohl beim Anmarsch wie beim Schießen. Der Fußartillerie war eben mit diesen Uebungen ein ganz neues Feld der Thätigkeit eröffnet worden, auf welchem eine Vollkommenheit nur durch jahrelange Uebung und Erfahrung zu erreichen ist.

Die Cüstriner Erfahrungen boten die Grundlage für fernere Anordnungen zur Ausbildung der Waffe auf diesem Gebiet. Dieselben haben späterhin ihre Früchte getragen und dazu geführt, daß die Fußartillerie bei den jüngsten Uebungen sich ihrer schwierigen Aufgabe vollkommen gewachsen gezeigt hat.

Von Sr. Majestät dem Kaiser wurde General Roerdansz für seine Verdienste mehrfach ausgezeichnet.

Am 10. Dezember 1887 wurde er in den Adelstand erhoben. Als Wappen behielt er das von seinem Vater geführte Familiensiegel bei, dem nur die Adelskrone hinzugefügt wurde.

Am 20. Januar 1889 erhielt er den Kronenorden 1. Kl. Auch die höchsten Dekorationen fast aller Deutschen Staaten waren ihm verliehen worden.

Am 27. Januar 1890 wurde er zum General der Artillerie befördert, eine Auszeichnung, welche bis zu der ein Jahr vorher erfolgten Ernennung des Generals v. Voigts-Rhetz, Generalinspekteurs der Artillerie, keinem Artilleriegeneral seit über hundert Jahren mehr zu Theil geworden war.

Schon in den letzten Jahren hatten sich zeitweise die alten asthmatischen Beschwerden wieder eingestellt, denen allerdings durch verschiedene Erholungsreisen immer wieder mit Erfolg begegnet wurde.

Im Jahre 1888 unternahm General v. Roerdansz seine siebente Italienische Reise und Steigekur gegen Asthma, auch Wien und Prag wurden besucht. 1889 erfolgt die achte Reise, auf welcher er die für ihn sehr interessante Bekanntschaft des Italienischen Admirals Marchese Caretti de la Torre Barmida anknüpfte.

Doch bald wiederholten sich die asthmatischen Beschwerden, verbunden mit unregelmäßigerem Puls bei sonst völligem Wohlsein, und nachdem er nun 45 Jahre gedient, drei Jahre als Generalinspekteur an der Spitze der selbständig gewordenen Waffe gestanden, hielt er den Zeitpunkt für gekommen, seinen Abschied zu erbitten.

Er reichte am 2. April 1890 sein Abschiedsgesuch ein und erhielt die Genehmigung desselben am 8. April mittelst folgender gnädiger Allerhöchster Kabinetsordre: „Ich entspreche Ihrem Mir unter dem 2. d. Mts. vorgelegten Gesuche, indem Ich Sie unter Verleihung des Rothen Adlerordens 1. Klasse mit Eichenlaub mit der gesetzlichen Pension zur Disposition stelle. Ich wünsche, Ihnen hierdurch Meinen warmen Dank und Meine lebhafte Anerkennung für Ihre langjährigen, treuen und erfolgreichen Dienste namentlich als Generalinspekteur der Fußartillerie zum Ausdruck zu bringen, deren kriegstüchtige Ausbildung Sie auf eine hohe Stufe gebracht haben."

Wohl konnte er beim Eintritt in das Privatleben mit Befriedigung auf eine arbeitsreiche, aber glänzende Laufbahn zurückblicken.

Die Offiziere der Waffe verehrten ihm eine prächtige, künstlerisch ausgestattete Rangliste in Albumform.

Er beschloß nunmehr, zunächst mit Frau und Tochter einige Jahre zu reisen, und so führte er ein richtiges Wanderleben durch ganz Italien, die Schweiz und die schönsten Theile von Deutschland, wie er es oft als das Ziel seiner Wünsche hingestellt hatte.

Die interessanten und theilweise humoristischen Briefe, die er von dieser Reise aus schrieb, zeigen, wie sehr es ihn erfreute, seinen Lebensabend so ganz seinen Neigungen entsprechend genießen zu können. Schon seit Jahren hatte er sich zur Erholung neben der Musik, die er nie vernachlässigt hat, der Malerei gewidmet. Noch während seiner Dienstzeit hatte er verschiedene kleine Gemälde, sowie ein Porträt Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm II. angefertigt. Von jetzt an wollte er nun eifrig der Malerei obliegen.

Im Jahre 1892 beabsichtigte er sich nunmehr in Hannover niederzulassen, doch auf dem Rückwege von einer Schweizer Reise ereilte ihn der Tod.

Er starb im Alter von 64 Jahren am Herzschlag.

General v. Roerdansz war ein Mann von außerordentlichen Fähigkeiten, ein Offizier, der in allen dienstlichen Stellungen ganz Hervorragendes geleistet hat. Er besaß die schätzbarsten Charaktereigenschaften und vielseitige Talente.

Mit rastlosem Fleiß und Energie strebte er von frühester Jugend an nach immer größerer Vollkommenheit. Dieses Vorwärtsstreben entsprang jedoch nicht der Sucht nach Befriedigung des Ehrgeizes, sondern es war die Folge eines tiefgewurzelten Pflichtgefühls, welches ihn antrieb, alle Kräfte und Gaben in den Dienst seines Königs voll und ganz einzusetzen.

Seine außerordentliche geistige Arbeitskraft wurde unterstützt durch einen klaren, durchdringenden Verstand, der ihn befähigte, auch die schwierigsten Verhältnisse zu übersehen, sie zu beherrschen und in ein logisches System zu zwingen.

Seine schriftlichen Arbeiten waren ausgezeichnet durch die größte Gründlichkeit und Gediegenheit und völlige Erschöpfung des Stoffes. Mit scharfer kritischer Begabung versehen, gab er sein Urtheil stets in voller Klarheit und nur nach eingehender Würdigung aller Verhältnisse ab.

Auch in den nichtmilitärischen Wissenschaften war er frei von jeder Oberflächlichkeit. Bei Ausbildung seiner vielseitigen Talente ruhte er nicht, bis er es zur völligen Beherrschung des Gegenstandes gebracht hatte.

Er kannte die Französische, Englische und Italienische Sprache ebenso genau wie die Kulturverhältnisse namentlich der letzteren beiden Nationen.

Auch seine musikalische Begabung ging über das gewöhnliche Maß hinaus.

Seine vielseitigen Erlebnisse und umfassenden Kenntnisse im Verein mit den liebenswürdigsten gesellschaftlichen Gaben machten den persönlichen Verkehr mit ihm zu einem hochinteressanten und geistig anregenden.

In echter Mannestreue seinem Gott, seinem König und Vaterland zu dienen, seine Kinder in Gottesfurcht und Königstreue zu erziehen, ist stets sein Streben gewesen.

Seine Liebe für die Gattin, Kinder und Geschwister leuchtet überall hervor.

Bei den vielen Ehren, Würden und Anerkennungen, die ihm in seiner militärischen Laufbahn durch die Hand seines Allerhöchsten Kriegsherrn zu Theil wurden, blieb er für seine Person anspruchslos und bescheiden und gab Gott die Ehre dafür, daß er ihn so hoch begnadigt habe.

Seiner greisen Mutter bewahrte er bis an ihr Lebensende — sie starb am 7. Dezember 1877 — die liebevollste Anhänglichkeit.

Sein wenige Jahre jüngerer Bruder Hermann, gleichfalls ein hochbegabter Offizier, stand mit ihm lange in derselben Brigade, war ein Jahr lang bei der Artillerie-Prüfungskommission kommandirt und fiel bei Gravelotte am 18. August 1870 als Hauptmann und Chef der 3. schweren Batterie Feldartillerie-Regiments Nr. 9.

Seine einzige Schwester, Emmy von Burghoff, starb am 4. März 1887 in ihrem 62. Lebensjahre.

Ein Stiefbruder, Kgl. Bergrath Jüttner, lebt in Lerbach bei Klausthal im Harz, ein zweiter Stiefbruder, Kgl. Baurath Jüttner, starb vor einigen Jahren in Cöln.

Außer der Wittwe hinterließ er zwei Söhne, Gustav, Premierlieutenant im 111. Infanterie-Regiment, gegenwärtig kommandirt zur Kriegsakademie, Heinrich, Sekondlieutenant im Regiment Nr. 142 in Mülhausen, und eine Tochter Katie.

Einfach, wie er gelebt, konnte unter den obwaltenden Verhältnissen, in weiter Ferne, auch nur seine Beerdigung sein. Nur die nächsten Angehörigen umstanden sein Grab und einige in Klosters zufällig anwesende Preußische Offiziere, sowie Ihre Durchlaucht die Prinzessin Elisabeth von Schaumburg-Lippe erwiesen ihm die letzte Ehre.

In dem nahen Davos auf dem schönen, von den Graubündener Bergen umgebenen Kirchhof wurde er würdig zur Erde bestattet.

Sein Andenken aber wird fortleben als das eines hervorragenden Offiziers, Förderers des Geschützwesens, sowie aller militärischen Wissenschaften, und sein Name wird mit der Entwickelungsgeschichte der Artillerie für alle Zeit in engster Verbindung bleiben.